

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz), **Oskar Moser** (Klagenfurt) und **Josef Ringler** (Innsbruck)

geleitet von

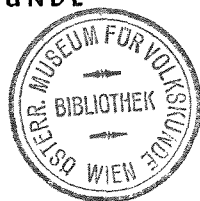
Leopold Schmidt

Neue Serie
Band XXV

Gesamtserie
Band 74

WIEN 1971

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE



Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht und Kunst
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Notringes der wissenschaftlichen
Gesellschaften Österreichs

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien.
Verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt; alle
A-1080 Wien, Laudongasse 19. — Druck: Holzwarth & Berger, A-1010
Wien, Börseplatz 6.

Abhandlungen und Mitteilungen

Kurt Conrad, Zur Gerätekunde der Almwirtschaft	1
Helene Grönn, Die Weinstock- und Bodenbearbeitungsgeräte der niederösterreichischen Weinbauer (mit 16 Zeichnungen)	21
Leopold Schmidt, Zur mittelalterlichen Bauernarbeit	45
Josef Buchinger, Längs- und Quereggen in Niederösterreich. Ergebnis einer Umfrage (mit 9 Zeichnungen)	48
Hans Haid, Ein volkskundlicher Beitrag zur Flachsverarbeitung im Ötztal in Tirol	57
Karl Ilg, Art und Bedeutung der landwirtschaftlichen Geräte der deutschstämmigen Kolonisten in Südamerika (mit 2 Zeichnungen und 5 Aufnahmen)	62
Leopold Schmidt, Katalog der Ausstellung Volk und Schrift. Geschriebene Gebet- und Gesangsbücher und andere ABC- Volkskunst	117
Walter Berger, Vierköpfige Lichtstock-Schäfte im niederöster- reichischen Weinviertel. (Mit 27 Abbildungen und 1 Karte)	153
Heda Jason, Volkskunde und Computer. Eine Auseinandersetzung	201
Theodoros Vlachsos, Geister- und Dämonenvorstellungen im südosteuropäischen Raum griechischer Sprachzugehörigkeit	217
Emil Schneeweis, St. Florian als Soldatenpatron. Die Reischer-Breitpfeiler in Altenmarkt an der Triesting, NÖ.	249
Werner Heimerl, „Absperrern“ als Brauchtum bei der Goldenen Hochzeit in der Obersteiermark	251
August Sutter, Zu den Sagen aus Trofaiach	253
Karl Fiala, Freundschaft. Über Freunde und Gefreunde im Lande Salzburg	289
Hermann Steininger, Die Prechel als Strafmittel im nieder- österreichischen Viertel ober dem Wienerwald	295
Emil Schneeweis, Zur religiösen Volkskunde des südlichen Stadtrandes von Wien: Die Bildstöcke, Kreuze und Wegsäulen von Ober- und Unterlaa sowie Rothneusiedl. (Mit 18 Abbildun- gen im Text)	302
Margit Gröhs, Das Symbol des Lebensbaumes auf Spar- behältern. (Mit 3 Abbildungen)	325

Chronik der Volkskunde

Zur Lage des volkskundlichen Musealwesens in Südtirol (Hans Griesmair)	77
Seit Adam und Eva. Liebe, Hochzeit und Ehe in der öster- reichischen Volkskunst (Leopold Schmidt)	81
10. Niederösterreichische Volkskundetagung, Isper 1970 (Schdt.)	90
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen: Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in Linz: Prof. Dr. Ernst Burgstaller	91
Walter Deutsch — Ernennung zum ao. Hochschulprofessor	91
Hans Commenda †	91

Verein und Museum für Volkskunde 1970 (Klaus Beitzl/Leopold Schmidt)	169
Bericht über das 3. Internationale Hafnerei-Symposium (Paul Stieber)	176
Hans Com m e n d a 1889—1971 (Ernst Burgstaller)	178
Gilbert T r a t h n i g g 1911—1970 (Ernst Burgstaller)	180
Hermann H o l z m a n n † (Nikolaus Grass)	182
Ausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde im Sommer 1971	183
Ausstellung Oberösterreichisches Glas	184
Erstes Internationales Symposium für ethnologische Nahrungs- forschung in Lund, 1970 (Anni Gamerith)	254
Zum derzeitigen Stand der Flurdenkmalforschung in Deutschland. 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung vom 29. bis 31. Mai 1971 in Fulda (Emil Schneeweis)	259
Hinterglasbilder-Ausstellung in Salzburg (Schmidt)	265
Glas-Ausstellung im Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau (Schmidt)	265
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen	265
Auszeichnungen	266
Volkskunde am Österreichischen Historikertag Innsbruck 1971 (Schdt.)	329
Sonderausstellung „Amras — Dorf, Schloß und Kirche“ im Inns- brucker Stadtarchiv (H. Steininger)	329
Niederösterreichische Volkskundetagung 1971 (Schdt.)	330
Franz K o l l r e i d e r, der Direktor des Osttiroler Heimat- museums, ein Sechziger (Maria Hornung)	330
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen, Universität Wien und Graz	332
Häuser und Menschen des Burgenlandes in der zeitgenössischen Graphik und Malerei (Schdt.)	332

Literatur der Volkskunde

Karl L e c h n e r (hg.), Donauländer und Burgenland (= Handbuch der historischen Stätten, Österreich, Bd. I) (Schmidt)	92
Rudolf W. L i t s c h e l und Hans S p e r l, Der Bezirk Urfahr- Umgebung (Schmidt)	93
Norbert G r a b h e r r, Burgen und Schlösser in Oberösterreich (Schmidt)	93
Eduard W i d m o s e r (hg.), Stadtbuch Kitzbühel, Bd. III (Schmidt)	94
Marie G r a s s - C o r n e t, Aus der Geschichte der Nordtiroler Bürgerkultur (Schmidt)	95
Hedwig K e n n e r, Das Phänomen der verkehrten Welt in der griechisch-römischen Antike (Kretzenbacher)	96
Katalog Kärntner Kunst des Mittelalters aus dem Diözesan- museum Klagenfurt (Kretzenbacher)	98

Otto Swoboda, Lebendiges Brauchtum. Mit einer Einführung von Friederike Prodingler (Schmidt)	100
Dietrich W. H. Schwarz, Sachgüter und Lebensformen (Schmidt)	101
Walter Borchers, Volkskunst in Westfalen (Schmidt)	102
Konrad Strauß, Die Geschichte der Töpferkunst vom Mittelalter bis zur Neuzeit und die Kunsttöpfereien in Alt-Livland (Estland und Lettland) (Schmidt)	103
Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. 50. Jahresband 1970 (Schmidt)	104
Das Königreich Bayern in seinen altertümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten. Herausgegeben von Hans Bleibrunner (Schmidt)	105
Unterfränkische Trachten. 12 Tafeln nach Aquarellen von Peter Geist, herausgegeben von Josef Dünninger (Schmidt)	105
Fritz Markmiller, Kapelle und Wallfahrt zum Heimlichen Leiden (Kretzenbacher)	106
Gertrud Benker, Heimat Oberpfalz (Schmidt)	106
Paul Ernst Rattelmüller, Dirndl, Janker, Lederhosen (Schmidt)	107
Josef Dünninger und Bernhard Schemmel, Bildstöcke und Marterln in Franken (Schmidt)	108
Ludwig Moser, Badisches Glas. Seine Hütten und Werkstätten (Schmidt)	109
Gebhard Spahr, Der heilige Magnus. Leben — Legende — Verehrung (Schmidt)	109
Anne-Marie Dubler, Armen- und Bettlerwesen in der Gemeinen Herrschaft „Freie Ämter“ (Schmidt)	110
Annemarie Zogg und Robert Hirt, Zürcher Gebäckmodel (Schmidt)	111
Georges Klein, Le Musée Alsacien de Strasbourg. Das Elsässische Museum in Straßburg (Klaus Beitzl)	111
Národopisný věstník československý. Bd. III—IV, Brünn 1969 (Maria Kundgraber)	112
Österreichische Volkskundliche Bibliographie, Folge 4 (Robert Wildhaber)	185
Hiltraud und Wilhelm Ast, Ernst Katzer, Holzkohle und Eisen im Raum von Gutenstein (Schmidt)	185
Franz Lipp, Ennser Schützenscheiben (Schmidt)	186
Peter Simhandl, Bühne, Kostüm und Requisit der Paradeispiele (Leopold Kretzenbacher)	187
Helmut Fielhauer, Sagengebundene Höhlennamen in Österreich (Schmidt)	188
Leander Petzoldt (Hg.), Vergleichende Sagenforschung (Elfriede Moser-Rath)	189
Wilhelm Wissner-Kurt Ranke, Plattdeutsche Volksmärchen (Schmidt)	191
Rudolf Schenda, Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe (Schmidt)	191

Hannes Sturzenegger, Volkstümlicher Wandschmuck in Zürcher Familien (Schmidt)	193
Gerda Baudisch, Das patriarchale Dorf im Erzählwerk von Janko M. Veselinović (Leopold Kretzenbacher)	194
Georgios A. Megalos, Das Märchen von Amor und Psyche in der griechischen Volksüberlieferung (Schmidt)	195
Friedrich Ranke, Kleinere Schriften. Hg. Heinz Rupp und Eduard Studer (Schmidt)	267
Ernst Burgstaller, Das Allerseelenbrot (Max Währen)	268
Leopold Schmidt, Volk und Schrift, Katalog der gleichnamigen Ausstellung (Leopold Kretzenbacher)	270
Rudolf Fochler, Von Neujahr bis Silvester. Volkstümliche Termine in Oberösterreich (Schmidt)	271
Norbert Hölzl, Alpenländische Barockdramen (Schmidt)	272
Erika Kittel, Höhlensagen aus den Alpen (Schmidt)	273
Eugen Roth, Damals in Oberbayern. Münchner Maler erwandern die Heimat (Schmidt)	274
Albert Reinhardt, Brauchtum im Schwarzwald (Schmidt)	275
Maria Anna Hahn, Siedlungs- und wirtschaftsgeographische Untersuchung der Wallfahrtsstätten in den Bistümern Aachen, Essen, Köln, Limburg, Münster, Paderborn, Trier (Schmidt)	276
Gisela Burde-Schneidewind, Historische Volkssagen zwischen Elbe und Niederrhein (Schmidt)	277
Bruno Gloger, Kaiser, Gott und Teufel, Friedrich II. von Hohenstaufen in Geschichte und Sage (Schmidt)	277
Die südöstliche Oberlausitz mit Zittau und dem Zittauer Gebirge (Schmidt)	278
Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Hg. Erhard Riemann, Bd. 13, 1970 (Schmidt)	278
Sergius Golowin, Menschen und Mächte. Sagen zwischen Jura und Alpen (Schmidt)	279
Gotthilf Isler, Die Sennensuppe. Eine Untersuchung über die religiöse Funktion einiger Alpensagen (Schmidt)	280
Louis Carlen, Beiträge zur Walliser Rechtsgeschichte (Schmidt)	281
Max Gschwend, Schweizer Bauernhäuser, Material, Konstruktion und Einteilung (Schmidt)	281
Leopold Kretzenbacher, Bilder und Legenden (Schmidt)	282
Märchen der Weltliteratur: Schweizer Volksmärchen / Bulgarische Volksmärchen (Schmidt)	283
Hans Ritte, Untersuchungen über die Behandlung von Volksdichtungsstoffen im Werk Selma Lagerlöfs (Schmidt)	284
Paul Gaechter, Die Gedächtniskultur in Irland (Schmidt)	285
Leopold Schmidt (Hg.), Historische Volkslieder aus Österreich vom 15. bis zum 19. Jahrhundert (Rolf W. Brednich)	333
Willi Treichler, Mittelalterliche Erzählungen und Anekdoten um Rudolf von Habsburg (Schdt.)	335

Engelbert Koller, Forstgeschichte des Salzkammergutes (Schdt.)	336
Oskar Moser, Das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal (Schdt.)	337
Stadtbuch Kitzbühel. 4 Bände. Hg. Eduard Widmoser (Schdt.)	337
Volkstum zwischen Moldau, Etsch und Donau. Festschrift für Franz Hieronymus Riedl (Schdt.)	339
Günther Franz, Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Schdt.)	339
Gerhard Eis, Forschungen zur Fachprosa (Schdt.)	340
Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970	341
Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger (Schdt.)	341
Sigmund Freiherr von Pölnitz, Vierzehnheiligen (Schdt.)	343
Karl Pagel, Mecklenburg (Schdt.)	343
Gisela Jaacks, Das Lübecker Volks- und Erinnerungsfest (Allgemeines Scheibenschießen) (Schdt.)	344
Staatliche Museen zu Berlin. Forschungen und Berichte, Bd. 13 (Schdt.)	345
Hannjost Lixfeld, Gott und Teufel als Weltenschöpfer (Schdt.)	345
Johannes Nyder, Formicarius. Hg. Hans Biedermann (Leopold Kretzenbacher)	346
Johannes Agricola, Die Sprichwörter-Sammlung (Schdt.)	348
Gertrud Angermann, Stammbücher und Poesiealben als Spiegel ihrer Zeit (Schdt.)	348
Beiträge zur schweizerischen Volkskunde im 19. Jahrhundert (Schdt.)	349
Robert Rüegg, Haussprüche und Volkskultur. Die thematischen Inschriften der Prättigauer Häuser (Schdt.)	350
Thorkil Vanggaard, Phallos. Symbol und Kult in Europa (Schdt.)	350
Heinrich Heckendorn, Der Wandel des Anstands im französischen und im deutschen Sprachgebiet (Schdt.)	352
Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch. Bd. III: G (Schdt.)	352
Hans Kuhn, Das alte Island (Schdt.)	353
Angelos Baš, Die Tracht in Slowenien im Spätmittelalter (Leopold Kretzenbacher)	353
Enrica Delitala, Gli studi sulla narrativa tradizionale Sarda (Felix Karlinger)	355
Hans-Georg Beck, Geschichte der byzantinischen Volksliteratur (Leopold Kretzenbacher)	356

Anzeigen

Österreichische Landes- und Ortskunden von volkskundlicher Bedeutung (Einlauf 1969—1970)	113
Brauchtum / Brauchkunst (Einlauf 1969—1971)	197
Sage / Märchen / Schwank / Legende (Einlauf 1969—1971)	286
Volk und Recht (Einlauf 1969—1971)	359

Zur Gerätekunde der Almwirtschaft

Von Kurt Conrad

Wer ¹⁾ sich vom Standpunkt der Volkskunde aus mit Fragen des Arbeitsgerätes beschäftigt, wird gut daran tun, von einer Gerätelandschaft auszugehen, die er nicht nur aus der Literatur oder aus musealen Sammlungen, sondern aus dem Arbeitsleben selbst, wenn möglich aus dem eigenen Arbeitserlebnis, kennt. Man muß die Geräte in Tätigkeit gesehen haben, man muß sie — um in der hochwissenschaftlichen Diktion der bundesdeutschen Volkskunde zu sprechen — als „Objektivierung tradierter Arbeitserfahrung“ ^{1a)} erlebt haben, wenn man den hinter dem Gerät stehenden Menschen und damit dessen eigene Auffassung von Werkzeug und Werk erfahren will. Nur aus der eingehenden Kenntnis zumindest einer Gerätelandschaft gewinnen wir die Möglichkeit zur Ordnung, zur Einordnung und zum Vergleich von Geräten. Dies gilt ganz allgemein für jedes Gerät, besonders aber für die Geräte der Almwirtschaft und damit für einen gerade im alpinen Raum sehr wesentlichen Teilbereich der Agrarethnographie. Ich gehe daher im folgenden von den Verhältnissen des Bundeslandes Salzburg aus, dessen Almen ich anlässlich meiner beruflichen Mitwirkung an der vom Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft in den Jahren 1951 und 1952 durchgeführten Alpbuchaufnahme gut kennenlernte. Ich hatte damals Gelegenheit, die Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse auf etwa 500 Almen — also mehr als einem Fünftel der 2364 Almen des Landes — zu erheben ²⁾ und konnte dabei einen, wie ich glaube, einigermaßen ausreichenden Einblick auch in das Arbeitsleben und in die Gerätekultur unserer Almen tun.

¹⁾ Vortrag, gehalten am 19. April 1968 auf der 11. Österr. Volkskundetagung in Klagenfurt.

^{1a)} Reinhard Peesch, Zur Tradierung von Gerät und Arbeitserfahrung. Arbeit und Volksleben (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg/Lahn, Reihe A, Bd. 4, Göttingen 1967), S. 147.

²⁾ Kurt Conrad, Almwirtschaft (Salzburg-Atlas, hgg. von Egon Lendl, Salzburg 1955, Textteil S. 55 ff.).

Bevor ich nun auf die Geräte der Almwirtschaft eingehe, scheint es zweckmäßig, den Begriff „Almwirtschaft“ klarzustellen. Diese Klarstellung setzt eine Definition des Begriffes „Alm“ voraus. Es gibt dafür über ein Dutzend Definitionen, die meistens darunter leiden, daß sie die betriebswirtschaftlichen und die ökologischen Gesichtspunkte entweder einseitig betonen oder willkürlich koppeln³⁾. Ökologisch gesehen sind Almen einfach Grasflächen im Gebirge, die infolge ihrer Höhenlage und der dadurch bedingten klimatischen Besonderheiten eine eigenartige, in Gestalt, Mischungsverhältnis, biologischem Wert von den Grasflächen des Dauersiedlungsraumes deutlich geschiedene Pflanzengesellschaft aufweisen. Betriebswirtschaftlich gesehen sind Almen jene Weideflächen, die von den Heimgütern — den ganzjährig bewirtschafteten Herkunftsgütern des aufgetriebenen Weideviehs — so weit entfernt, schlecht zugänglich oder abgelegen sind, daß der tägliche Heimtrieb des Weideviehs nicht möglich oder aus innerbetrieblichen Gründen nicht wirtschaftlich ist. Wenn es sich um Melkvieh handelt, muß daher ein eigenes Wirtschaftszentrum, eine Alm- oder Sennhütte, errichtet werden. Faßt man beide Gesichtspunkte zusammen, so kann man eine m. E. auch kulturgeographisch befriedigende Definition in der Form finden: Almen sind jene (im Gebirge meist oberhalb der Dauersiedlungsgrenze gelegenen) Vegetationsflächen, deren Hauptnutzung in der Beweidung besteht und deren Lage zu den Heimgütern den täglichen Auf- und Abtrieb des Weideviehs unmöglich oder unwirtschaftlich macht. Die Almwirtschaft ist daher eine (in der Regel auf Gebirgsverhältnisse abgestimmte) Form der Viehwirtschaft, die zur periodischen Nutzung der Weideflächen zumeist eines eigenen, vom Heimgut getrennten Wirtschaftszentrums bedarf.

Der trotz räumlicher Trennung der Wirtschaftszentren enge betriebswirtschaftliche Zusammenhang zwischen Heimgut und Alm darf jedoch zumindest in den Ostalpen nie übersehen werden und läßt es nicht zu, hier von einer isolierten „Hirtenkultur“ zu sprechen. Die ostalpine Almwirtschaft ist — ähnlich wie die skandinavische Almwirtschaft⁴⁾ — Bestandteil einer Bauernkultur mit allerdings vielen hirtentümlichen Zügen, wie sie allen Viehzüchtern eigen sind, aber diese Hirtenphasen sind zumeist nur Durchgangs-

³⁾ Vgl. F. G. Stebler, Alp- und Weidewirtschaft, Berlin 1903, S. 3 f.; J. Spann, Alpwirtschaft, Freising 1923, S. 17 ff.

Robert Sieger, Beiträge zur Geographie der Almen in Österreich, Graz 1925, S. 1 f.

⁴⁾ Edv. Bull, Vergleichende Studien über die Kulturverhältnisse des Bauerntums (= Institutet for sammenlignende kulturforskning, Serie C II — 1).

stufen im Lebenslauf des bergbäuerlichen Menschen, der als Kind Hüterbub, als Bursche Melker oder Senner, als Mädchen Sennerin, als Bauer Almgenosse oder Almbesitzer mit bestimmten Rechten und Pflichten ist und dadurch zeitlebens mit der Alm und ihrer Arbeit verbunden bleibt. Ein hauptberufliches Hirtentum, wie es sich in der Schweiz⁵⁾, in manchen ostösterreichischen Landschaften⁶⁾ oder besonders in Südosteuropa⁷⁾ findet, kennt man in den Ostalpen kaum, wengleich auch hier eine eingehende Forschung etwa in Gebieten mit großen Galtviehalmen oder im Bereich der Gemeinde- und Genossenschaftsalmen Westösterreichs noch manches zutage fördern wird.

Die Alm ist also zunächst ein kulturgeographischer Begriff und so haben sich ihrer wissenschaftlichen Betrachtung — von der schon früher einsetzenden agrartechnisch-ökonomischen sei hier abgesehen — mit Erfolg die Geographen zugewandt, indem Robert Sieger schon 1907 auf dem 16. Deutschen Geographentag in Nürnberg ihre Erforschung als besonderes Anliegen der Kulturgeographie forderte. Seither gibt es eine Fülle regionaler Arbeiten⁸⁾, aber nur wenige zusammenfassende, wie das bekannte Werk von John Frödin⁹⁾, in dem auch den wichtigen Fragen der Transhumance breiter Raum gewidmet ist.

Auch die Geschichte der Almwirtschaft ist gut erforscht, besonders in den Alpen, wo wir die Nutzung der Hochweiden seit etwa 3000 Jahren verfolgen können, so daß allein schon aus diesem Grund allen Geräten, Arbeitsvorgängen, Vorstellungen, Meinungen und Bräuchen, die mit dem Almwesen zusammenhängen, eine besondere Traditionskraft im Sinne einer wirklichen „Urethnographie“¹⁰⁾ zukommt. Schon in der Bronzezeit und erst recht in der Eisenzeit ist im Ostalpenraum eine Art Almwirtschaftsbetrieb

⁵⁾ Richard Weiß, Das Alpwesen Graubündens, Erlenbach-Zürich 1941, S. 272 ff.

⁶⁾ Leopold Schmidt, Hirten und Halter. (Festschrift zum 65. Geburtstag von Bruno Schier [= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung, Reihe A, Bd. 5, Göttingen 1967], S. 150 ff.)

⁷⁾ Bela Gunda, Das Hirtenwesen als kultureller Faktor im Karpatenraum. (Festschrift zum 65. Geburtstag von Bruno Schier, Göttingen 1967, S. 169 ff.)

⁸⁾ Der neueste Forschungsstand und die wichtigste regionale Literatur sind in der Zusammenstellung von W. Hartke und K. Rupprecht, Almgeographie (= Forschungsberichte der deutschen Forschungsgemeinschaft, Heft 4), Wiesbaden 1964, enthalten.

⁹⁾ John Frödin, Zentraleuropas Alpwirtschaft, 2 Bde., Oslo 1940/41.

¹⁰⁾ L. Rütimeyer, Ur-Ethnographie der Schweiz, Basel 1924.

nachzuweisen¹¹⁾ und man neigt verschiedentlich zu der Annahme, daß damals eine Art Wanderhirtenkultur mit großen Herden die alpinen Weideräume ausfüllte¹²⁾, während die Täler noch verumpft und unwegsam waren und Handelsstützpunkte nur in den Pfahlbaudörfern des Alpenvorlandes bestanden. Diese Wanderhirtenkultur stellt also einen frühen Zweig der Transhumance dar, wie wir sie etwa noch in den Westalpen finden, wobei aber gleich festgehalten sei, daß die Almwirtschaft zum Unterschied von der Transhumance durch Winterstallfütterung am Heimgut und Sommerweidegang auf der Alm ausgezeichnet ist. Die Almen sind daher an Klimazonen gebunden, in denen wegen der Schneelage ein Winterweidegang nicht möglich ist. In der Latènezeit berichten uns römische Schriftsteller über die Almwirtschaft der Räter und ihre guten Käsesorten. Die Baiern und Alemannen übernahmen die sommerliche Weidewirtschaft aus der inneralpinen Retentionskultur als fertige Betriebsform, wie die vielen Lehnwörter für Almgeräte und Almnamen zeigen¹³⁾. Im Hochmittelalter war es dann die große Binnenkolonisation, die mit der Schwaigensiedlung die viehwirtschaftliche Erschließung der inneren Alpentäler einleitete, den Dauersiedlungsraum nach oben, den Almsiedlungsraum nach unten ausdehnte und so das durch Rodungsalmen geprägte Bild der alpinen Kulturlandschaft schuf, das uns heute überall begegnet. Allein in den Pinzgauer Schieferalpen liegen 90 Prozent der Almen im Bereich des natürlichen Waldes¹⁴⁾. Mit der Rechtsgeschichte der Almen hat sich Nikolaus Graß erfolgreich beschäftigt¹⁵⁾.

Was nun die volkskundliche Betrachtung der Almen anlangt, so setzte sie eigentlich — zwar kameralistisch und ökonomisch gefärbt — genau genommen schon vor der geographischen und historischen Almforschung ein. Der großartige Briefwechsel zwischen Karl Ehrenbert Freiherrn von Moll und Franz de Paula Schrank aus den Jahren 1784/85 über die Almen des Zillertales, des Pinzgaues und Berchtesgadens mag hierfür Zeugnis ab-

¹¹⁾ Richard Pittioni, Urzeitliche Almwirtschaft. (Mitteilung der Geographischen Gesellschaft Wien, Bd. 74, 1931, S. 111 f.)

¹²⁾ K. Gutzwiller, Struktur und Dynamik des neolithisch-bronzezeitlichen Wirtschaftslebens der Alpenländer, Zurzach (Schweiz) 1941.

¹³⁾ Martin Hell, Ein Zeugnis für römische Almwirtschaft aus Hallstatt; Anfänge der Almwirtschaft. (Mitteilung aus dem Museum in Hallstatt Nr. 12 und Nr. 13.)

¹⁴⁾ Gertrud Titze, Die Almen der Salzburger Schieferalpen (= Abhandlung der Geographischen Gesellschaft Wien, Bd. 15, Heft 1) (1943).

¹⁵⁾ Nikolaus Graß, Beiträge zur Rechtsgeschichte der Alpwirtschaft (= Schlernschriften), Innsbruck 1948.

legen¹⁶⁾. Im übrigen haben nach der Entdeckung der Alpen durch Albrecht von Hallers berühmtes Lehrgedicht (1729) alle Gebirgsreisenden des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts auch mehr oder weniger an der Entdeckung der Almen mitgewirkt und viel Wissenswertes auf- und voneinander abgeschrieben. Es dauerte dann freilich über 150 Jahre, bis erstmals eine wirklich wissenschaftlich-volkskundliche Untersuchung eines Almwirtschaftsraumes vorgelegt wurde, die heute noch an der Spitze aller regionalen Arbeiten steht: „Das Alpwesen Graubündens“ von Richard Weiß¹⁷⁾. Das Buch hat in seiner Gründlichkeit bisher keine Nachfolge gefunden, wenngleich inzwischen viele wertvolle Arbeiten erschienen sind¹⁸⁾, unter denen — um nun endlich zum Gerät der Almwirtschaft zu kommen — der wegweisende Beitrag von Torsten Gebhard „Die Sachkultur der Almwirtschaft in Bayern“ besonders genannt sein soll¹⁹⁾.

Daß dieses Gerät der Almwirtschaft mit dem Strukturwandel des Almwirtschaftsraumes in geradezu alarmierender Weise verschwindet, ist ja der Grund, warum wir es sammeln und systematisch erfassen sollen. Wandlungen in der Almwirtschaft hat es natürlich immer gegeben, die Grenzen zwischen Beharrungs- und Bewegungsräumen, zwischen dem Dauersiedlungs- und Almsiedlungsraum waren immer fließend, wie z. B. die Halthuben der Obersteiermark und Kärntens zeigen. Galtalmen wurden zu Sennalmen, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch vorherrschenden primitiven Fleischviehzucht (Beindlvieh) folgte die Zucht auf Milchleistung, die Fettkäserei dehnte sich auf Kosten der Sauerkäserei von Westen her aus, der „Schweizer“ wurde zum angesehenen Berufstitel in der Milchwirtschaft. Man trachtete, den volkswirtschaftlichen Wert der Almen durch „Alpschutzgesetze“ zu sichern, die nach dem ersten Weltkrieg in allen österreichischen Bundesländern erlassen wurden²⁰⁾. Trotzdem gelang es nicht, dem mit

¹⁶⁾ K. E. Freiherr v. Moll, Naturhistorische Briefe über Österreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden, Salzburg 1785. Vgl. auch Leopold Schmidt, K. E. Freiherr v. Moll und seine Freunde. (Zs. f. Vk., NF, Bd. 9, Berlin 1938, S. 116 ff.)

¹⁷⁾ Wie Anm. 5.

¹⁸⁾ z. B. Erika Hubatschek, Almen und Bergmähder im oberen Lungau, Salzburg 1950; Oswin Moro, Volkskundliches aus dem Kärntner Nockgebiet, Klagenfurt 1952; Karl Haiding, Almleben in der Obersteiermark. Führer durch die 7. Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels, 1962, S. 63 ff.

¹⁹⁾ T. Gebhard, Die Sachkultur der Almwirtschaft in Bayern (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1955, S. 45 ff.).

²⁰⁾ Georg Kirchner, Die Almwirtschaft. Wien und München 1957, S. 123.

der „technischen Wanderung“ — wie Eugen Diesel den durch die Industrialisierung ausgelösten Wandel in der Sozial- und Wirtschaftsstruktur der Bevölkerung genannt hat — einhergehenden Verfall der Almen wirksam entgegenzutreten. Heute werden Sennalmen zu Galtalmen oder sie werden nicht mehr bestoßen. Dies ist begreiflich, wenn man weiß, daß die Almwirtschaft der extensivste Betriebszweig mit der niedersten Flächenproduktivität und den höchsten Anforderungen an das Personal ist. Der Mangel an Almpersonal, betriebswirtschaftliche Umstellungen am Heimgut, die tägliche Frischmilchlieferrung, die Ausdehnung der Abmelkwirtschaft auch im Alpenvorland führen dazu, daß immer mehr Almen aufgelassen werden. Im Jahre 1952 hatte Österreich 10.819 bewirtschaftete Almen, an deren Nutzung 80.000 Heimgüter beteiligt waren. Seither dürfte der Rückgang an bestoßenen Almen nach Schätzungen zuverlässiger Gewährsmänner etwa 15 Prozent betragen. Fragen wir die junge bäuerliche Generation im Gebirge, warum kein Almpersonal mehr zu bekommen ist, so heißt es: „In den meisten Fällen liegt es daran, weil sie (die Almleute) zu keinem Kino und auch in kein Theater gehen können, weil es ihnen auf der Alm viel zu langweilig ist. Es war dies in den früheren Jahren ganz anders, da sind die Burschen und Mädchen am Sonntag oft auf die Alm gegangen, mit Musik, da wurde immer getanzt. Jetzt ist das selten der Fall, die jungen Leute suchen sich eine andere Unterhaltung, sie kommen auch deswegen ganz selten auf die Alm. Die jetzige Jugend ist auch vielfach weniger interessiert an der Landwirtschaft und auch in vielen Fällen zu bequem.“ Oder: „Die Viehleute auf der Alm sind überhaupt ganz verlassen, sie können in kein Kino gehen, kein Theater anschauen, sie haben überhaupt keine Möglichkeit zu irgendeiner Unterhaltung zu gehen, manchmal haben sie sehr schlechte Hütten mit offenen Herden, wenn es Schlechtwetter ist, müssen sie fast erfrieren.“ „Auf der Alm fehlt es noch an der Mechanisierung, vom Tal kommt den ganzen Sommer, wie es gerade in jetziger Zeit ist, niemand mehr herauf, weil sie mit dem Motorroller und Auto woanders lieber hinfahren“²¹⁾). Diesen Äußerungen ist nichts hinzuzufügen, es sei denn die Feststellung, daß heute mit einem beträchtlichen Aufwand an öffentlichen Mitteln aus dem Grünen Plan allenthalben Almwege gebaut werden, die für Kraftfahrzeuge, zumindest für Traktoren, befahrbar sind. Trotzdem ist der Funktionswandel der Almen nicht aufzuhalten, er wird durch die moderne Verkehrserschließung eher noch beschleunigt: Der Almwirtschaftsraum

²¹⁾ Wörtlich zitiert nach den Ergebnissen einer Umfrage in den Salzburger Landwirtschaftsschulen 1958.

wird immer mehr zum Erholungsraum für die Industriebevölkerung, nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, in dem die weiten Almflächen ideale Wintersportmöglichkeiten bieten. So kann man, zwar etwas boshaft, aber durchaus zu Recht sagen, daß in eben demselben Umfang, in dem die Sommerung des Rindviehs auf den Almen abnimmt, die Winterung des Homo sapiens zunimmt.

Der Rückgang der Almwirtschaft einerseits und ihre Technisierung andererseits wirken sich natürlich auf die Sachkultur besonders aus. Arbeitsvorgänge geraten in Vergessenheit, die Gegenstandswelt der Geräte und Werkzeuge geht rasch unter, während der geistige Niederschlag des Almlebens in Liedern, Sagen, Kult und Brauch sich länger hält und, weil schriftlich fixierbar, leichter zu überliefern ist als Sachgüter, die zur Bergung und Weitergabe eines Museums bedürfen. Ich habe mich 1955 in einem an die Österreichische Arbeitsgemeinschaft für Alm und Weide gerichteten Memorandum vergeblich bemüht, das Interesse für ein Alm-Freilichtmuseum an der Glocknerstraße zu wecken, in dem die alpin-bäuerliche Almwirtschaft — ähnlich wie dies für die ganz anders geartete Gemeindegewirtschafkultur Frankens im Hirtenmuseum Hersbruck geschehen ist²²⁾ — in allen ihren Erscheinungsformen dargestellt werden sollte. Karl H a i d i n g konnte inzwischen eine vorbildliche Sammlung von Almwirtschaftsgeräten des Ennstales im Heimatmuseum Trautenfels zusammentragen²³⁾, Ansätze finden sich im Heimatmuseum Mittersill und auch das Österreichische Freilichtmuseum in Stübing bei Graz wird sich unter der verdienstvollen Leitung von Viktor Herbert P ö t t l e r den Sachgütern der Almwirtschaft widmen.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen komme ich nun zu den Geräten der Almwirtschaft. Es ist hier nicht meine Absicht, den heutigen Stand der Almgeräteforschung an Hand der Literatur darzulegen oder einzelne Geräte in ihrer Verbreitung zu beschreiben und über größere Räume zu vergleichen, sondern es soll vielmehr der Versuch unternommen werden, das Almwirtschaftsgerät systematisch zu gliedern und die mir aus dem Lande Salzburg bekannten Almgeräte in diese Gliederung einzuordnen. Eine solche Systematik ist m. E. bisher nicht befriedigend gelungen und wird bei der Fülle der Berührungspunkte und Überschneidungen wohl auch in Zukunft nicht restlos gelingen. Es wird ihr, wie jeder Einteilung, stets ein Moment der Willkür anhaften.

²²⁾ Heimatmuseum Hersbruck, Das deutsche Hirtenmuseum. Museumsführer 1957.

²³⁾ Karl H a i d i n g, Almwirtschaft in der Steiermark. Führer durch die 7. Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels, 1962.

Zunächst erhebt sich die Frage, was wir als Almgerä te bezeichnen wollen. Hinter dem Gerät, besser noch vor dem Gerät, steht die Arbeit. Wir werden also von den Arbeiten auszugehen haben, die zum Betrieb der Almwirtschaft nötig sind. Damit wird sofort klar, daß die Geräte nach der Art der Alm bzw. nach der Gattung des Weideviehs wechseln. Auf Schafalmen werden andere Geräte in Verwendung stehen als auf Melkalmen oder Pferdealmen. Um hier jede Verengung auszuschalten, werden wir am besten von den gemischten Almen ausgehen, das sind solche, die Melkvieh, Galtvieh, Schafe, Pferde und Schweine sömmern, wobei die Rinder natürlich überwiegen. Sind aber nun alle Geräte, ohne die der Almwirtschaftsbetrieb nicht denkbar ist, Almgeräte? Viele, ja die meisten Arbeiten, die auf der Alm zu verrichten sind, müssen auch auf dem Heimgut getan werden, wie etwa das Zäunen, das Heuen, die Milchverarbeitung. Sollen wir als Geräte der Almwirtschaft nur diejenigen gelten lassen, die es am Heimgut nicht gibt, die demnach aus Arbeitsvorgängen resultieren, die nur auf der Alm üblich sind? Da wäre z. B. das Schwenden zu nennen, aber selbst dieses muß auch auf den hofnahen Hutweiden besorgt werden. Wenn man nach Almarbeiten und den dazugehörigen Geräten sucht, die ausschließlich an die Alm gebunden sind, bleibt zuletzt nur das Käsen und der Almauf- und Abtrieb mit den dafür typischen Glocken. Die gewöhnlichen Weideglocken werden ja auch auf den Heimweiden benützt. Oder soll man dasjenige Gerät als Almgerät bezeichnen, das stets auf der Alm bleibt und die periodische Wanderung zum Heimgut nicht mitmacht? Dies geht nicht an, denn die wertvollen Almgeräte werden meistens zum Heimgut zurückgeführt. Soll man bei Gerätschaften, die am Heimgut und auf der Alm verwendet werden, nach Besonderheiten suchen, die für den Gebrauch auf der Alm typisch sind, wie etwa die Kurz- und Klapp-sensen? Man wird aus diesem Dilemma nur herauskommen, wenn man nach der Intensität, nach dem Schwerpunkt des Geräteeinsatzes, fragt. Liegt dieser auf der Alm, werden wir das Gerät als eigentliches Almgerät bezeichnen dürfen. Bei vielen Almgeräten ist daher kein essentieller, sondern nur ein gradueller Unterschied zu den im Tal bzw. auf dem Heimgut verwendeten Geräten festzustellen, der in der besonderen Ausformung des Gerätes oder eben in der Intensität der Verwendung liegt. Daneben gibt es viele Geräte, die sowohl der Alm- als auch der Heimgutwirtschaft dienen, ohne daß ein Verwendungsschwerpunkt zu erkennen ist. Man wird also zusammenfassend sagen können: Eigentliche Geräte der Almwirtschaft sind solche, die ausschließlich oder vorwiegend dem Almbetrieb dienen, im erweiterten Sinn aber alle Geräte, die zur

laufenden Wirtschaftsführung auf Almen nötig sind oder dort in dauerndem Gebrauch stehen. Die Betonung ist dabei auf den laufenden Betrieb zu legen, nicht auf einmalige Verrichtungen. Demnach wäre es unangebracht, etwa Geräte zur Herstellung der Almbauwerke, also Bau- und Zimmermannswerkzeuge, als Almgeräte zu bezeichnen, obwohl die Sennhütte oder der Almstall wesentliche Einrichtungen der Alm darstellen, ohne die eine Bewirtschaftung nicht möglich ist.

Eine weitere Frage ist die nach der zeitlichen Begrenzung des Beobachtungsfeldes. Sollen wir nur die Geräte der vorindustriellen Epoche, die durch längere Überlieferung eine zeitliche Bewährung erfahren haben²⁴⁾, einbeziehen oder auch industrielle Erzeugnisse, wie z. B. die Milchkentrifugen? Wir werden uns wohl oder übel auf die vorindustrielle Welt, auf die im Lebenskreis der Almbauern vor der „Sprengung des Horizontes“²⁵⁾ hergestellten Geräte beschränken müssen, ohne deswegen die Formen und die Einführungszeit neuer technischer Geräte zu vernachlässigen.

Was nun die systematische Gliederung des Almgerätes selbst anlangt, so wird man natürlich nicht vom Werkstoff ausgehen, da eine Unterteilung in Holz- oder Metallgeräte usw. wenig aussagekräftig wäre und höchstens den Schluß zuläßt, daß die Sachkultur der Almwirtschaft vorwiegend eine Holzkultur ist. Man wird also, wie schon oben erwähnt, nach der Arbeit, nach dem Verwendungszweck gliedern. In dieser Hinsicht sind die Gliederungen, wie sie Richard Weiß und Torsten Gebhard geben, noch nicht recht befriedigend. Richard Weiß gliederte im „Alpwesen Graubündens“ einen eigenen Abschnitt „Sennen- und Hirtengeräte“ aus und unterschied hier A. Transportmittel, B. Sennereigeräte, C. Hirtengeräte, D. Das Alphorn, E. Aufzeichnungen in Holz und Stein, obwohl er in den vorhergehenden Abschnitten des mit „Alpbewirtschaftung und Alpzubehör“ überschriebenen 1. Kapitels ebenso wesentliche mit Geräten verbundene Almarbeiten, wie das Zäunen, das Pferchen, das Düngen, das Tränken, die Kennzeichnung und Ausrüstung des Viehs, das Geläute, die Anbindevorrichtungen, beschreibt. Im 3. Kapitel geht er auf die Lebens- und Arbeitsweise der Senner und Hirten ein, auf Ernährung, Wohnung, Kleidung und zuletzt auf die eigentliche Sennarbeit, wobei die Auseinandersetzung mit den Geräten natürlich wieder unumgänglich ist²⁶⁾. Torsten Gebhard

²⁴⁾ Wie dies Arthur Haberlandt, Die deutsche Volkskunde, Halle 1935, S. 74 f. fordert.

²⁵⁾ Hermann Bausinger, Volkskultur in der technischen Welt, Stuttgart 1961, S. 63.

²⁶⁾ R. Weiß, a. a. O., S. 135, 77, 80, 82, 84, 108, 122, 132, 311 ff.

gliedert die „Sachkultur der Almwirtschaft in Bayern“ in 1. Almhütten und ihre Einrichtung, 2. Arbeitsgerätschaften und zusätzliche Ausstattung der Hütten, 3. Geräte der Milchwirtschaft, 4. Brauchtumsgebundene „Sachen“; er kann diese Gliederung jedoch im 1. und 2. Abschnitt nicht durchhalten²⁷⁾. Zwar zählen die Almhütten als Siedlungsformen mit Recht zur Sachkultur, ich muß sie aber ausklammern, da sie keine Geräte darstellen und wie weit man ihre Einrichtung den Gerätschaften zuordnen kann, ist in jedem Einzelfall zu prüfen.

Ich gehe also bei der Einteilung der Almgeräte von den typischen Arbeitsvorgängen im Ablauf des Almjahres aus, möchte mich dabei nicht auf die Tätigkeit beschränken, die nur auf der Alm verrichtet werden, die gewissermaßen almortsgebunden sind. Die Vorbereitungsarbeiten auf dem Heimgut, wie etwa die Klauenpflege bei den Rindern und ihre Geräte, bleiben daher außer Betracht. Eine erste Antwort auf die Frage nach den Almarbeiten vermag die Zusammensetzung des Almpersonals auf einer großen Alm des Pinzgaues zu geben, wie sie früher allgemein üblich war und die überlieferte Arbeitshierarchie spiegelt: Melcher, Schosser, Schwender, Kühbub, Karer, Geißer, Schafler²⁸⁾. Auf kleineren Almten ist oft nur der Melcher oder die Sennerin und ein Hüterbub vertreten. Wir erkennen demnach die Weidepflege (Schwender), die Viehbetreuung (Kühbub, Geißer, Schafler usw.) und die Milchverarbeitung (Melcher, Senner(in), Schosser) als die drei grundlegenden Tätigkeitsbereiche. Zur Weidepflege gehören das Räumen, Schwenden, Düngen, Heuen, zur Viehbetreuung das Zäunen, Hüten, Treiben, Einstallen, Füttern, Tränken, zur Milchverarbeitung das Melken, Buttern, Käsen, allenfalls noch das Säumen. Weitere Tätigkeiten sind das Wohnen, Schlafen, Essen, schließlich der Nachweis von Rechts- und Besitztitel und zuletzt das Beten, da zum laborare stets auch das orare gehört. Ich möchte daher folgende Einteilung vorschlagen:

1. Geräte zur Weidepflege,
2. Geräte zur Viehbetreuung,
3. Geräte zur Milchverarbeitung,
4. Geräte zum Transport der Almerzeugnisse,
5. Wohn-, Schlaf- und Eßgeräte,
6. Geräte zum Rechts- und Besitznachweis,
7. Brauch- und Kultgeräte („Seelgeräte“).

²⁷⁾ T. Gebhard, a. a. O. S. 49.

²⁸⁾ Josef Walleitner, Der Knecht. Salzburg 1947, S. 27 und 54.

Zu 1. Geräte zur Weidepflege

a) R ä u m e n

Unter „Räumen“ versteht man die Säuberung der Weidefläche von Steinen, Lawinenüberresten und dgl. Es ist dazu eine kleine Holztrage, eine Art Tragbahre, üblich, die von zwei Mann getragen wird. Die aufgeladenen Steine werden zu Steinwällen oder Steinterrassen geschichtet, die man auch „Schanzen“ nennt.

b) S c h w e n d e n

Für das „Schwenden“, die Befreiung des Weidebodens von Waldanflug, Erlen, Almrosen, Unkräutern stehen verschiedene Eisengeräte zur Verfügung. Da ist die Stauden- oder Schwendsense, eine kurze geschmiedete Sense mit starkem Stiel, im Pongau „Schwendtpickel“ geheißen, mit der man Stauden bis Fingerdicke abschneiden kann. Dazu kommen die verschiedenen Schwendäxte und Sensenäxte, mit Hacken kombinierte Kurzsensen und alle Arten von Reuthauen, Kreuzhauen, Kreuzhacken, Karsten (Erlenkarst), für Pflanzen mit rosettenartigen Wurzelblättern (Disteln), der Geißfuß, eine zweizinkige Gabel an einem Stiel. Für das Heidekraut ist ein sechszinkiger Eisenrechen, im Pongau „Sennackrampel“ genannt, im Gebrauch. Heute wird das Schwenden vielfach durch chemische Hormonpräparate, wie Dicopur, Lignopur, ersetzt.

c) D ü n g e n

Für das Düngen gibt es keine almtypischen Geräte, der Falldünger („Fallmist, Fladen, Pflaster“) auf der Weide wird mit dem Rechen angerieben. Der Dünger aus den Almställen, in denen ja keine Streu liegt, wird als „Kot, Kernmist, Teist, Scharrer“ mit einem rechenartigen Gerät ohne Zinken, der „Kotkruck“ oder dem „Mistkratzer“, zusammengescharrt und dann in Körben ausgetragen oder mit zweirädrigen Karren (Kotgächen) oder Schleifen (Schloapfen, Rummel, Gröggen, Hoaschgl) auf den Anger gefahren. Vielfach wird der Dünger auch ausgeschwemmt, indem man, wie Herkules durch den Augiasstall, Wasser durch den Stall leitet und die so gewonnene Gülle in Runsen über den Almboden verteilt. Man nennt diese Arbeit im Pinzgau „Anschwänzen“. Eine Sonderform ist die Düngertrocknung auf den Almen des Großarltales, wo der Dünger in rechteckige Holzformen („Stiaff“) gefüllt, getrocknet oder eingefroren wird. Diese Düngerblöcke werden dann mit Schlitten auf die Weide gefahren.

d) Heu en

Zur Almheugewinnung, insbesondere auf Bergmähdern, werden häufig kurzstielige und kurzblättrige Sensen verwendet, die oft abklappbar sind, damit beim Tragen auf den steilen Hängen keine Verletzungen entstehen. In Tirol sind die sogenannten „Hacker“, richtige Hauen, als Vorstufen unserer Langsensen zu erwähnen²⁹⁾. Die Rechen haben meist ein kürzeres Blatt als im Tal und kürzere Zähne, um das leichte, kurzstengelige Heu besser fassen zu können. Im Ennstal sind sichelförmige „Glecksensen“ zum Schneiden der kurzstieligen Futterpflanzen bekannt. Auch die kleinen rechenartigen „Speikkramperl“ gehören hierher.

Besonders vielseitig sind auch die Geräte zur Almheubringung, angefangen von den Tragegeräten mit dem Stab, der „Feagl, Furkl“, über die verschiedenen „Futtakraxen“ zu den Heunetzen und Bündeln („Fachtl, Buicht, Heubär“). Dazu kommen die Zugeräte, wie die Heubengel Oberkärntens, deren Vorläufer die aus Erlenästen bestehenden „Reisfuatta“ sind, auf denen das Heu festgebunden wurde. Schließlich sind noch brettartige Transportgeräte, wie die Heubrettel („Heuhund“) des Großarltales zu erwähnen, die einem breiten Wasserschi gleichen, auf dem das Heu mit Stricken festgebunden wird. Von diesen Brettern ist nur noch ein Schritt zu den Heuschleifen und Sommerschlitten, wie sie oben bei der Düngerausbringung schon genannt wurden.

Zu 2. Geräte zur Viehbetreuung

a) Zäunen

Das Zäunen soll deswegen hierher gestellt sein, weil es die Hütung des Weideviehs ersetzt oder erleichtert und damit im übertragenen Sinne der Viehbetreuung dient. Mir sind aber keine almtypischen Geräte zum Zäunen bekannt. Man verwendet die üblichen Handhacken, Spanhacken und Maishacken, von denen bereits in den Taidingen die Rede ist³⁰⁾. Zum Vorschlagen der Löcher für die Zaunstecken wird eine Eisenstange, zum Einschlagen ein Holzschlegel benützt. Zum Zusammenziehen der Stecken beim Ringzaun bedient man sich eines in einen Stab eingelassenen beweglichen Hakens.

²⁹⁾ Erika Hubatschek, Zur bäuerlichen Arbeits- und Gerätekunde des inneren Stubaitales. In: Volk und Heimat, Festschrift für Viktor von Geramb, Graz 1949, S. 102.

³⁰⁾ Österreichische Weistümer. Bd. 1. Die salzburgischen Taidinge. Wien 1870; z. B. in den Taidingen des Gerichtes Hüttenstein und Wartenfels.

b) Hüten und Treiben

Hier sind die eigentlichen Hirtengeräte zu nennen, die einfachen Hirtenstecken, die Ring- oder Rasselstecken („Reixenkolben“), wie sie Haiding im Ennstal aufsammeln und u. a. Höck in Hessen nachweisen konnte³¹). Zu diesen Lärmgeräten sind natürlich auch die Peitschen zu zählen, wie sie der Geißhirte verwendet, und schließlich die schweren „Schnalzgeißeln“, mit denen man im Lungau dem „Kühkranz“, der aufgekranzten Herde beim Almatrieb, „fürklöckt“. Hieher sind auch die Glocken des Herdengeläutes zu stellen, die für den Weidegang trotz Hütung unentbehrlich sind. Die Weideglocken sind aus Eisen oder Bronze geschmiedete Schellen oder gegossene „Speisglocken“ in allen möglichen Formen und Klängen, die je nach der Tiergattung variieren. Ihnen stehen die dumpfen, großen „Rumpel- oder Tuschglocken“ beim Almauf- und Abtrieb gegenüber. Zu den Glocken gehören die Glockenriemen und Schellenbögen, wie sie ja in Hersbruck in größter Vollständigkeit gesammelt sind³²). Ebenfalls hier einzuordnen sind Hirtenhörner und sonstige Schall- und Musikgeräte, die als Ersatz für Viehlockrufe gedacht sind, Rindentrompeten und schließlich auch das Alphorn. Störrisches und zaubrechendes Kleinvieh, zum Beispiel Ziegen, bändigt man mit der „Geißleiter“, die Schweine „ringelt“ man, um das Aufwühlen der Grasnarbe zu verhindern.

c) Füttern und Tränken

Bei der Fütterung kommt dem „Salzen“ des Jungviehs und Galtviehs besondere Bedeutung zu. Das mit Salz und kleingeschnittenen Futterkräutern vermischte „Gleck“ wird aus dem „Glecksack“ oder „Salzsack“ oder aus einem Holzgefäß, dem „Gleckschaff“, oder in einer langen Holzrinne, der „Gleck- oder Salzkendl“ gereicht. Das Tränken erfolgt in über die Weidefläche verteilten Holztrögen, zu denen das Wasser oft weither in offenen Holzrinnen („Kendln“) geleitet wird. Die Schweine schlürfen ihr Futter aus dem „Sautrögl“ vor der Almhütte.

Zu 3. Geräte zur Milchverarbeitung

a) Melken

Vor Beginn des Melkens werden die Euter mit Fett eingerieben, das im „Schmirbhorn“ aufbewahrt wird. Die verschiedenen Arten der Melkstühle, vom einbeinigen „Oanhax“, der angeschnallt

³¹) Alfred Höck, Hessische Ringelstecken. (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 57, 1966, S. 127 ff.)

³²) Wie Anm. 22; Konrad Hörmann, Das Herdengeläute und seine Bestandteile, Gießen 1913—1916.

getragen wird, bis zum drei- und vierfüßigen Schemel sind gut erforscht. Dann sind die Melkgefäße zu nennen, der Melksöchter mit einer verlängerten Daube als Tragegriff, das Milchscaff, in das die Milch aus dem Söchter entleert wird, das Milchsieb, ein hölzerner Trichter, in den der aus Kuhhaaren oder Wurzelwerk geflochtene „Seihfleck“ oder „Seihriedl“ eingelegt wird. Das Milchsieb steckt im „Milchleiterl“, das über dem Milchscaff liegt. Auch die Milchtragegefäße, die Butten oder Tansen, in denen die Milch vom Hochleger zur Sennhütte getragen wird, sind hier einzuordnen.

b) Buttern

Zum Buttern bedarf es des Rahmes, der in Aufrahmgefäßen, gebundenen niedrigen Holzschüsseln („Milchstotzen, Stötzeln“) gewonnen wurde, die freilich seit Jahrzehnten schon durch die Milchzentrifuge ersetzt sind. Auf „Milchhölzeln, Milchspiedeln“, übereinander gelegten Holzstäben, oder auf „Milchkreuzen“ standen jeweils bis zu drei Holzschüsseln aufeinander. Das Abrahmen geschah mit dem „Rahmmesser, Rahmzweck, Rahmscheit, Rahm-muser“, einem messerartigen Holzgerät, mit dem man auch die Ritzen der Stötzeln auskratzen konnte. Im Rahmscaff wird der Rahm dann gesammelt und je nach Menge täglich oder in mehrtägigem Abstand verbuttert. Als Butterfässer sind der Rührkübel, Stampfkübel oder Stoßfaß („Stehrührer“), und das drehbare Butterfaß („Drahrührer“) zu nennen, das manchmal mittels Wasserkraft angetrieben wird. Wenn die Butter „zammgangen“ ist, wird sie geknetet und mit einem Brett geschlagen („geprackt“), um das Wasser herauszudrücken. Der ungestaltete „Butterknollen“ wird dann in eine Holzschüssel gegeben und durch Werfen („Triftern, Wellen“) in eine ovale Stritzelform gebracht und schließlich mit dem Butterstempel „aufgekrantz“. Damit kommen wir zu den Buttermodeln und Butterformgeräten, deren einfachste die hölzernen „Spatzeln“ zur Verzierung der Butterstritzel sind. Die Model sind als Brettmodel, Klappmodel und Stockmodel allgemein bekannt, dazu kommen die Rollmodel, die walzenförmig um einen Stab drehbar sind, und schließlich figürliche Formen aus zwei ausgehöhlten Hälften für „Butterweibeln“ oder „Butterlamperln“, wie sie als Weihbutter beliebt sind. Die Volkskunstforschung hat sich der Buttermodel, die häufig als Liebesgaben geschenkt werden, längst bemächtigt, wengleich eine systematische Betrachtung auch hier noch fehlt. Die Ornamentik der einfachen Kerbschnitzereien läßt sich oft auf die Kultbilder der nächstgelegenen Gnadestätten zurückführen, so daß sich die Sakrallandschaft etwa des Filzmooser Kindls im Pongau oder der Mariapfarrer Muttergottes im Lungau an Hand der Buttermodel auf den Almen deutlich

abstecken läßt. Es gibt aber auch Gegenden, in denen die Butter nicht ausgeformt, sondern in Butterfässer eingestampft wird („Schmalzfrenten“), die nur oben eine Verzierung durch einen Aufdruckmodel erfahren.

c) Käsen

Die Käseerzeugung ist eigentlich der Hauptzweck der Sennerei, da der Käse lange lagerfähig ist, während die Butter eher verdirbt. Wir müssen hier den Formkreis der Fett- und Hartkäseerei der Westalpen, aus denen er ins Tirolische ausstrahlte, vom Formkreis der Mager- und Weichkäseerei unterscheiden, der weniger Milch braucht und mit der altartigen Sauerkäseerei dem Ostteil der Ostalpen vorbehalten blieb. Das wichtigste Gerät ist der vom Kupferschmied hergestellte Käsekessel, in dem die Buttermilch, Magermilch oder Vollmilch solange erwärmt wird, bis die Molke ausfällt. Zum Rühren wird ein einfacher Tannenquirl („Sprudler, Kasprigerl“) verwendet. Der Topfen wird mit einer Schöpfkelle ausgeschöpft und kommt in den „Schottentrog“ oder die „Schottenwiege“ zum Abtropfen und hernach in die Formgefäße, die entweder Reifenform oder Napfform besitzen und mit Löchern versehen sind („Kaschkar“), aus denen das Käsewasser ausfließen kann, wenn die Käsemasse eingeknetet und beschwert ist. Diese Arbeiten geschehen auf dem Käsetisch („Kasertischl“), dessen Platte mit Rinnen versehen ist, in denen das Käsewasser („Kaswasser, Jutten“) abfließt in das „Juttenschaffl“. Schließlich gibt es noch das hölzerne Käsemesser zum Topfenschneiden und Holzgefäße zur Aufbewahrung des Schotten oder Zieger.

Es ist vielleicht nicht uninteressant, hier die Gerätschaften anzuführen, die Karl Ehrenbert Freiherr von Moll im Jahre 1784 auf der Alpe Schwemm, einer Alm im Zillertal mit 30 Kühen, vorfand ³³⁾:

1 Kessel für 8 Söchter, à 12 Napf, also 36 Napfe = 384 Pfund Milch	fl.kr. 20,—
36 Milchsüsseln zu 24 kr.	14,24
3 Melksöchter zu 18 kr.	—,54
1 Ziegensöchterl	—,12
1 Saukarpf	—,12
1 Kasdöse	1,12
1 Jutfäßl	1,24
1 Milchseiche mit Seichriedl	—,15
Der Rührkübel (je Pfund Rührinhalt 12 kr.) bei 20 Pfund Butter	4,—
Der Wärmer zu 8 Pfund	1,12
1 Käskaschkerr und 1 Schottköll	—,50
1 Wasserköll und 1 Mehldaufe	—,23
Einige Hacken zum Holzfällen	1,—
2 Pfannen mit Zugehörde in der Küche	—,54
	<hr/> 46,52

³³⁾ K. E. v. Moll, a. a. O. Bd. II, S. 45.

Zu 4. Geräte zum Transport der Almerzeugnisse

a) Tragen

Butter und Käse müssen auch während der Almperiode heimbefördert werden, da die Vorratsräume auf der Alm („Milchkasten, Kaskasten“) nur begrenzt aufnahmefähig sind. Bei kleineren Almen geschieht das „Abtragen“ oder „Kraxeln gehn“ mit Kopf- oder Rückentragegeräten, unter denen die Kopfkragen Lasten bis zu 80 kg aufnehmen können. In Gegenden mit weiblichen Almpersonal werden Almerzeugnisse von der Sennerin in einem hölzernen „Almschaff“ ebenfalls auf dem Kopf getragen.

b) Fahren

Größere Almen bedürfen zum Säumen der Almerzeugnisse („Samführen“) eines Fahrzeuges, wofür entweder zweirädrige Alpkarren (im Lungau „Loatagäch“) oder vierrädrige Leiterwagen, bei steilen Almwegen auch Schleifen in Verwendung stehen oder besser standen. Heute besorgt den Transport, wie oben schon erwähnt, fast überall der Traktor.

Zu 5. Wohn-, Schlaf- und Eßgeräte

Bei den Wohn-, Schlaf- und Eßgeräten ist gegenüber dem Heimgut mit Ausnahme einer gewissen Vereinfachung und Beschränkung auf das unbedingt Notwendige kein wesentlicher Unterschied zu bemerken. Vielfach werden alttümlichere Gerätschaften, Hausrat, der im Heimgut ausgedient hat, auf den Almen noch verwendet. Das gilt zum Beispiel auch für Beleuchtungsgeräte, Kerzenhalter, Stallaternen, Petroleumlampen, für Herdgeräte, wie Feuerbock und Dreifuß, für Messingkochtöpfe und Eisenpfannen, für Mangelbretter und Waschwölzer. Ich möchte hier aber auf zwei Gegenstände des Hausrates hinweisen, die für Almen besonders typisch sind und bisher kaum Beachtung gefunden haben: Die Klapptische und die Ausnähtücher. Klapptische sind in Arbeitsräumen ein altes und praktisches Gerät, da sie, an die Wand angeklappt, keinen Platz beanspruchen. Sie tragen in der Tischplatte eine Fülle von Kerbschnitten, Gravuren, Initialen, Jahreszahlen, Sprüchen, Segens- und Sinnzeichen eingeritzt, wie sie von den Haltern, Almbesuchern, Jägern im Laufe der Almjahre immer wieder eingeschnitten werden. Die Darstellung der gespreizten Hand ist besonders beliebt. Es wäre lohnend, der Verbreitung dieser Tischnitzereien nachzugehen.

Nicht minder lohnend ist die Betrachtung der Ausnähtücher oder Wandschoner, wie sie in Gebieten mit weiblichen Almpersonal

die Wände der Sennküche und des Stübels, der Schlafkammer, zieren. Diese von den Sennerinnen im Winter oder in den kargen Mußestunden des Almsommers gestickten Tücher mit ihren stets wiederkehrenden Ornamenten und Sinnsprüchen sind echte Zeugnisse der volkstümlichen Geisteshaltung und Einstellung zum Almleben. In aller Schablonenhaftigkeit verraten sie uns mehr über die Auffassung der Almleute von ihrer Arbeitswelt als die eigentlichen Arbeitsgeräte. Ich kann hier nur wenige Beispiele geben³⁴⁾:

„Wenn Sorgen dich drücken und das Herz dir fast bricht,
verschweige den Kummer, erzähle ihn nicht.
Zeig ja nicht der Menschheit dein blutendes Herz,
denn nie findest Mitleid und wär's noch so viel Schmerz.
Mußt lachen und scherzen, wenn's schwer dir auch fällt,
tu ja nichts verraten der neugierigen Welt.“

„Willst vergessen deine Mühen, willst vergessen deinen Schmerz,
mußt auf unsre Almen ziehen, dort schlägt fröhlich dir dein Herz.“

„Bei der Felsenwand, san die Gams beinand,
schaun aba auf die Küah und aufn Almastier.
In da Hütten drin jodelt d' Sennerin,
alles is vagnügt, so weit ma siehgt.“

„Mir genügt, wie Gott es fügt.“

Zu 6. Geräte zum Rechts- und Besitznachweis

Derartige Geräte sind oder besser waren auf Genossenschaftsalmen in Westösterreich und in der Schweiz üblich, solange man noch kein Grundbuch kannte. Für die Weidrechte besaß man hölzerne Besitztitel, „Tesseln, Weidespäne, Alpscheiter, Alpknobel“ genannt. In die Tesseln sind die Hausmarken der auftriebsberechtigten Alpgenossen eingeschnitten. Sie werden in Gegentesseln eingelegt, die der Alpmeister aufbewahrt, um die Grasrechte der Bauern stets überprüfen zu können³⁵⁾. Ähnliche Geräte wurden zum Nachweis des Milchertrages beim Probemelken auf Genossenschaftsalmen verwendet. Sie sind jedoch auf die Westalpen bzw. auf die Schweiz und das alemannische Stammesgebiet beschränkt und seien daher nur der Vollständigkeit halber angeführt. Im bairischen Stammesgebiet sind sie nicht nachgewiesen, da auf den bairisch-ostalpinen Gemeinschaftsalmen bekanntlich die Milchverarbeitung nicht gemeinschaftlich, sondern als Einzelsennerei im eigenen Kaser üblich ist.

³⁴⁾ Eigene Aufzeichnungen auf Almen des Gerichtsbezirkes Radstadt aus dem Jahre 1951.

³⁵⁾ F. G. Stebler, Alp- und Weidewirtschaft, Berlin 1903, S. 38 und S. 62; R. Weiß, a. a. O. S. 159.

Zu diesen Rechtstitel-Geräten könnte man auch die Geräte stellen, mit denen das Eigentumsrecht an Vieh gekennzeichnet wird, also die Brenneisen und Scheren zur Herstellung der Viehmarken, die man in die Haut einbrennt oder insbesondere bei Schafen in die Ohren einschneidet³⁶⁾.

Zu 7. Brauch- und Kultgeräte

Bevor diese knappe Übersicht über das Gerät der Almwirtschaft mit einem Ausblick auf die brauchtümllich gebundenen Kultgeräte im Almleben abgeschlossen werden soll, scheint es angezeigt, noch einen Blick auf die Almarbeit selbst zu werfen. Nur wer die Mühen des laborare kent, wird die vielfältigen Formen des orare auf den Almen verstehen. Betrachten wir daher das Tagewerk eines Hüterbuben auf einer Alm im Gemeindegebiet von St. Martin bei Hütttau (Pongau): Um 2.30 Uhr morgens holt er die Kühe vom Schlafplatz auf der Weide, auf dem er sie abends zusammengetrieben hat, zum Melkstell. Dann hilft er der Sennerin bis 5 Uhr beim Melken, anschließend treibt er die Kühe auf die Morgenweide. Zur Hütte zurückgekehrt erhält er das Frühstück, hernach muß er den Stall reinigen, bekommt eine Jause mit und geht ins Kar, das Galtvieh „salzen“. Auf dem Rückweg hält er im Jungviehscherm, einem auf der Weide gelegenen Unterstand, Nachschau, reinigt diesen, überprüft die Tränktröge auf der Weide, kehrt in die Sennhütte zurück und hilft der Sennerin beim „Kasputzen“, dem Einreiben der Sauerkäse mit Salz. Um 12 Uhr gibt es Mittagessen, dann darf er bis 15 Uhr schlafen. Um 16 Uhr gehts an das „Anrüsten“ zum Melken der Kühe, die bei Sonnenwetter der Hitze wegen am späten Vormittag von selbst zum Stall gekommen sind. Um 17 Uhr treibt er die Kühe auf die Abendweide, dann muß er wieder den Stall putzen und anschließend nach dem Jungvieh sehen. Um 19 Uhr kommt er zur Hütte zurück, erhält das Nachtmahl, um 20 Uhr treibt er die Kühe auf dem Schlafplatz zusammen und dann erst darf er selbst schlafen gehen.

Das Tagewerk einer Sennerin auf einer Alm in den Radstädter Tauern, die keinen Hüterbuben hat, sieht folgendermaßen aus. 3 Uhr aufstehen, Kühe von der Weide holen; 1 Stunde melken, Milch abtreiben; 1 Stunde Kühe auf die Weide treiben; nach Rückkehr Kälber füttern, Schweine füttern, Stall ausmisten; 6.30 Uhr Frühstück, anschließend Körperpflege, Milchgeschirr waschen; 1 Stunde buttern, nebenbei schon käsen (Sauerkäse) und Schotten sieden; Käse putzen; Hütte aufräumen. 12 Uhr Mittagessen richten,

³⁶⁾ Ernst Burgstaller, Schafmusterung im Salzkammergut. (Oberösterr. Heimatblätter, 8. Jg. 1954, S. 64 ff.)

anschließend schlafen, bei schlechtem Wetter um 14 Uhr Kühe holen; 15 Uhr melken, 16 Uhr Kühe austreiben, Stall putzen; Milch abtreiben, Schweine füttern; 18 Uhr Nachtmahl kochen, abwaschen; 20 Uhr vor Einbruch der Dunkelheit Kühe zusammentreiben; 20.30 Uhr schlafen gehen³⁷⁾).

Trotz dieser harten Arbeit herrscht besonders bei älteren Almleuten eine stille Fröhlichkeit, eine innere Heiterkeit, die von einer dichterisch veranlagten Sennerin im Pongau in folgenden Versen zum Ausdruck gebracht wurde:

„Auf da Alm bin i geseßn, ganz alloan auf an Stoan
und so wohl is ma gwesn, wia neamd in da Gmoan.
Die Vögal habn gsunga, es war halt a Freud
und vo weitem scho hört ma da Almkuah ihr Gläut.
D' Leut tean ma oft sagn „Na das war a Graus,
den ganzen Summer alloan, na i haltats nit aus'.
Da sag i nit wia und i denk ma mei Toal,
aba geistarm seids ös, dös sag i allmal.
Dös Schönste is dös, wan i d' Küah aufi treib,
da siag i, wia d' Sunn hintan Berg aufa leucht.
Bald sing i, bald pfeif i, dö Zeit vageht a,
oa Mensch sollt ma sagn, daß ma longweilig war.“³⁸⁾

Diese Stimmung ist es, die man mit dem Wort „Almfrieden“ umschreiben kann und die man selbst erlebt haben muß, um sie voll begreifen zu können. Sie erwächst aus einem tiefen religiösen Gefühl, aus einer der Arbeit gegenüberstehenden, im Naturerlebnis gründenden demütigen Andacht, der das Gebet folgt, dessen Geräte — der Rosenkranz, das Kruzifix in der Ecke der Sennküche oder des Almstübels — eben auch Almgeräte sind, wie die Heiligenbilder, gedruckten Viehsegen, geschnitzten Kreuzlein, Leonhardikranzeln, und allerlei sonstigen Abwehrmittel an Hütten- und Stalltür, deren Verbreitung noch nachzugehen wäre. Tätigen Ausdruck findet diese religiöse Haltung im sogenannten „Stallbeten“, zu dem sich die Almleute am Abend im Stall zusammenfinden, um knieend inmitten der Tiere das Vaterunser und den Englischen Gruß zu beten, wie ich es im Lungau noch miterleben konnte. Die großartigste Form für das Herabflehen des Almsegens stellt aber wohl das Kultbild der Maria lactans, der Galaktotrophousa dar, das sich in der Almkapelle einer großen Lungauer Gemeinschaftsalm gefunden habe. Ein Ölbild auf Blech, derb übermalt, aus dem 18. Jahrhundert, das in einer Kartusche die Umschrift trägt: „Unsere schwache Seel erquicke, heilig große Wundersfrau, allzeit aus der Alpen schicke, einen fetten Gnadentau“. Darunter steht: „Selig sind

³⁷⁾ Eigene Erhebungen aus dem Jahre 1951.

³⁸⁾ Aus dem handgeschriebenen Hüttenbuch einer Sennerin auf der Strimskaralm, 1952.

die Brüst, die du gesogen hast. Lukas 11. Kap. Vers 27“. Mir ist bisher kein zweites Vorkommen der Maria lactans als Almpatronin bekannt geworden, obwohl die Assoziation der milchspendenden Gottesmutter mit dem Almertrag sehr nahe liegt³⁹⁾.

Damit habe ich auch das „Seelgerät“, nicht im üblichen Sinne als Opfergabe für die abgeschiedene Seele, sondern im übertragenen Sinne als notwendiges Glaubensinstrument für den auf der Alm arbeitenden Menschen gestreift. Man könnte zum Brauch- und Kultgerät vielleicht noch die Gegenstände der Viehmaskierung zählen, also die Spiegel, Hirnperchteln, Ferkeln, Grössinge, Hornstützen usw., die dem Weidevieh auf dem Weg von der Alm ins Tal Schutz verleihen sollen. Man wird überhaupt noch so manches Gerät in das von mir keineswegs vollständig ausgearbeitete Material einordnen und vielleicht auch noch andere Einteilungsprinzipien finden können. Man wird aber zugeben, daß die Sammlung und Aufarbeitung dieses verschwindenden Materials eine wichtige Aufgabe der volkskundlichen Geräteforschung ist. Ihre Bedeutung mag die Länge meiner Ausführungen entschuldigen, die ich nicht besser abschließen kann, als es Karl Ehrenbert Freiherr von Moll in einem Brief im Jahre 1784 aus dem Zillertal tat: „Kennte ich Sie nicht als einen warmen Freund der Landwirtschaft, so würde ich fürchten, mit diesem unmäßig langen ökonomischen Bericht Ihnen üble Laune zu machen: aber die Ökonomie auf den Almen ist so verschieden von der auf dem platten Lande und es ist hier überhaupt für einen Freund der Landwirtschaft so viel angenehmes, so viel reizendes, daß ich beinahe glaube, Sie dürften diese Beschreibung ebenso gern lesen, als ich durch sorgfältiges Beobachten und recht zudringliches Fragen an trüben Tagen sowohl, als bei einigen folgenden Alpenreisen die Materialien dazu gesammelt habe.“⁴⁰⁾

³⁹⁾ Gustav G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Wien 1955—1958, und: Das kleine Andachtsbild in den österr. Gnadenstätten in Darstellung, Verbreitung und Brauchtum, Wien 1950, sowie Hans A u r e n h a m m e r, Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit, haben keine Belege für die Verehrung der Maria lactans als Almpatronin.

⁴⁰⁾ K. E. v. M o l l, a. a. O., Bd. II, Brief vom 2. Februar 1784 an Schrank.

Die Weinstock- und Bodenbearbeitungsgeräte der niederösterreichischen Weinbauer

(Mit 16 Zeichnungen von E. Vaclavicek)

Von Helene Grün n

Intensive, sorgfältige Bodenbearbeitung ist zu allen Zeiten die Voraussetzung für die Kultur der Weinrebe. Die erste Arbeit des Jahres, gleich nach der Schneeschmelze, ist das Schneiden der Rebstöcke. Dies gilt für den Stockbau wie für die modernen Hochkulturen. In alter Zeit wurde diese Arbeit mit einem einfachen Schneidegerät, einem Rebmesser, ausgeführt. Hauer alten Schlages verwenden ein solches auch heute noch zum Schneiden der harten Holzteile. Das Rebmesser ist ein so altes Gerät, daß es im Laufe der Zeit geradezu zum Emblem der Weinbauerschaft werden konnte. Es stimmt in Form, wie Verwendung und Geltung mit dem Gerät, das in Teilen von Deutschland die Bezeichnung „Sesel“ führt, überein. Bis zur Einführung der amerikanischen Unterlagen wurde es auch noch als Wurzelschnittmesser beim „Fastenhauen“ allgemein verwendet. In Südtirol heißt das Rebmesser „Reber“.

Die ältesten Stücke sind uns aus römischerzeitlichen Epochen überliefert. Als Beispiel sei eine Grabbeigabe aus Sook bei Baden angegeben. (Die Fundstätte liegt an der Straße, die „Aqua“ mit „Sassa trefontes“ verband.) Es befand sich neben dem Skelett als einzige Grabbeigabe¹⁾. Solche römische Winzermesser finden sich verschiedentlich in Niederösterreich und im Burgenland, aber auch in den römischen Siedlungen der Pfalz in Deutschland als sicherster Beweis römischen Weinbaues^{2) 3)}.

¹⁾ A. L. Hübl, Schuldirektor in Baden, H. Grün n; Weinbauvolkskunde des niederösterreichischen Südbahnweingebietes, ungedruckt; Dissertation 1951.

²⁾ F. v. Bassermann-Jordan, Geschichte des Weinbaues, 3 Bde., Frankfurt a. M., 1922, Bd. I, S. 237.

³⁾ Eero Alanne, Die deutsche Weinbauterminologie in althochdeutscher und mittelhochdeutscher Zeit, Helsinki 1950, S. 30, 101, 118.

J. A. Schmeidler, Bayrisches Wörterbuch, 2 Bde., Stuttgart und Tübingen 1817, Bd. II, S. 217.

Rebmesser aus dem Mittelalter wurden mehrfach, so in Eggenburg und Dürnstein in Niederösterreich, gefunden. Es sei hier aber auch an die Wiedergabe eines Rebmesser im Perikopenbuch Heinrichs III. von 1039/43 erinnert⁴⁾ und an den Falkensteiner Codex von 1107 (derzeit in München), der die Winzer bei der Weingartenarbeit, möglicherweise in der Gegend um Hernstein — der Weinbau ist dort längst verschwunden —, zeigt⁵⁾, wie an einen Schlußstein der Fischerkirche in Rust im Burgenland aus dem 15. Jahrhundert. In Vergils *Georgica*, Nürnberg 1502, ist auf einem Holzschnitt ein Bauer mit einem Rebmesser abgebildet⁶⁾. Auf der Predella des 1521 datierten Flügelaltares von Eggenburg ist der heilige Urban dargestellt, daneben in einem Wappenbild ein interessant geformtes Rebmesser⁷⁾. Die älteste bekannte Darstellung von einem Wiener Weinbauer bei der Arbeit in seinem Weingarten in Grinzing um 1570 (Holzschnitt eines unbekanntenen Wiener Meisters)⁸⁾ zeigt deutlich das Rebmesser.

Solche Winzermesser finden sich hierzulande auch auf Grabsteinen abgebildet. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele, wie etwa das späte am Grabmal von Röschitz, 1725⁹⁾. Aber man bringt sie auch auf Wegkreuzen und in Sakralbauten an. Mit und ohne Monogramm ist das Rebmesser auf Urkunden und Siegelabdrücken für den Stand bezeichnend und gilt auch als Unterschrift. Als Beispiel seien die Papiersiegel dreier Zeugen auf dem Testament von 1585 der Margarethe Enser aus Oberlaa (X. Wiener Gemeindebezirk) genannt. Die Siegel, heute im Historischen Museum der Stadt Wien, zeigen neben den Initialen Rebmesser und Weintraube¹⁰⁾. Ebenso sehen z. B. auch die Winzer- und Hauersiegel der Gemeinde Gainfarn bei Vöslau aus dem Jahre 1787 aus¹¹⁾.

Das Rebmesser ist seiner Form nach dem Verwendungszweck angepaßt und trägt daher eine gebogene, innenseitig scharfe Klinge, die gegen Ende spitz zusammenläuft und am anderen Ende den Griff trägt. Klinge und Griff sind je etwa 9 bis 10 cm groß (dazu die Abb. 1 aus Baden bei Wien). Diese Messer gehören zu den

4) Thomas Michels, *Parabeln Christi*, Hamburg 1959, Abb. 2.

5) Das österreichische Weinbuch, Wien 1962, Abb. S. 60.

6) G. Buschan, Hg., *Illustrierte Völkerkunde*, Stuttgart 1926, Bd. III, „Europa“, S. 348.

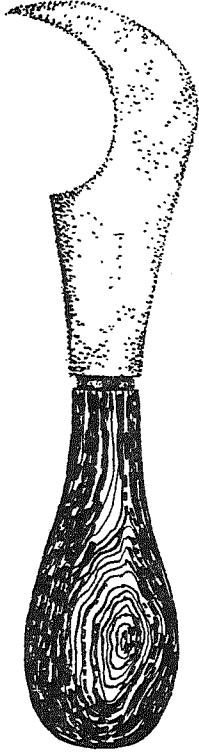
7) Österreichische Kunsttopographie, S. 112, Abb. 119, Bd. V, Die Denkmale des polit. Bezirkes Horn in Niederösterreich, Wien 1935, Abb. 119.

8) H. Kaut, *Wiener Weinkultur*, wie 5), Abb. S. 256.

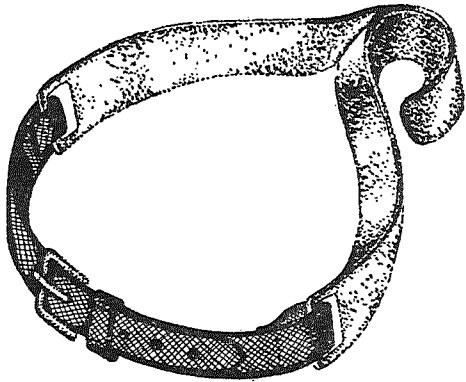
9) H. Kühnel, *Das Weinbaumuseum in Krems an der Donau* 1965, Seite 12.

10) wie 8)

11) wie 1), H. Grün, *Weinbauvolkskunde*, Abb. S. 60.



1. Rebmesser, Baden



2. Fastentragerl, Baden

ältesten Werkzeugen, wie ja die Messer überhaupt zu den ältesten menschlichen Werkzeugen gehören. Über scharfrandige Muscheln und Steinsplinter, Feuersteine, Knochen, wahrscheinlich auch Holz ging die Entwicklung des Messers bis zur Kupfer- und Bronzezeit. Nun wurden die Werkzeuge in Anlehnung an die halbmondförmigen und rechteckigen Steinmesserklingen als einfache Halbmond- und länglich-viereckige Klingen entwickelt. In der Folgezeit erhält die Klinge eine Griffzunge zum Anstecken eines (Horn-)Griffes, oder zum Auflegen von Griffplatten, oder sie wird gleich als Vollgriff gegossen¹²⁾.

Die Messer zu friedlichen Zwecken, die Geräte also, unterscheiden sich deutlich von der Art Messer, die dem Kampfe dienten. Das wesentlichste dieses Universalinstrumentes ist die Schneide. Ihre Gestalt wird von der Funktion des Stückes beeinflusst. Die beiden Hauptnutzungsarten sind das Zerschneiden und das Abschneiden¹³⁾. Da das Weinmesser zum Abschneiden gebraucht wird, behielt es seine alte sichelförmige Klinge, die innen geschärft ist, bei.

Entsprechend ihrem Verwendungszweck konnten sich zwei Ausführungen der Rebmesser entwickeln: eine stärkere, sichelförmig gebogene, meist sehr kräftig gebaute, für die harte Arbeit, und eine leichtere, schwächer gebogene, kleinere, für weniger schwere Arbeiten am Rebstock, wie etwa zum Laub- und Traubenabschneiden.

Neben diesen einfachen sichelförmigen Rebmessern, die schon in gallorömischen Gebieten in Verwendung standen, gibt es auch noch eine weiter ausgebildete Form, die ihre historische Entsprechung im alten Griechenland hat. Letztgenannte trägt eine „securis“, das heißt einen beilartigen Fortsatz auf dem Rücken. Das Weinmuseum im Historischen Museum der Pfalz zu Speyer am Rhein besitzt eine Anzahl solcher Messer. Abbildungen in F. v. Bassermann-Jordan, Museumsführer 1947, Abb. Nr. 8. Solche Formen finden sich auch in Ungarn (Tokayer Gebiet, Plattensee), wo diese keilartige Ausformung „Spatz“ oder „Nase“ genannt wird. Sie dient zum Abschlagen der größeren und härteren Triebe¹⁴⁾. Eine Besonderheit stellen die Rebmesser mit einklappbarer Klinge aus Südtirol dar. Kleine Messer, die das Aussehen von Ziermessern

¹²⁾ R. Forrer, Reallexikon der praehistorisch klass. frühchristlichen Altertümer, Berlin und Stuttgart 1907, S. 481.

¹³⁾ M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, 1924, Bd. VIII, S. 170.

¹⁴⁾ C. Elemer, in: A. Magyarság Neprajza, 2 Bde, Budapest 1934, Bd. II, S. 216.

haben, befinden sich, wie auch die Vertreter aller genannten Arten, im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien ¹⁵⁾).

Diese Gebrauchsgeräte sind im allgemeinen nicht viel verziert. Es kommt im südlichen Niederösterreich zu Längsrillen am Griff, auch zu knopfartigen Verdickungen derselben. Doch in der Wachau werden diese auch schön geschnitzt und gedrechselt. Manchmal tragen sie ein eingebranntes Herz, darinnen das Monogramm des Besitzers eingeschlossen ist. In Matzen und Stillfried a. d. M. sind mitunter derbe Volkssprüche in die Stiele eingeschnitten worden ¹⁶⁾. Die Weinbauern des niederösterreichischen Weinviertels kauften die Messer zum Teil von den slowakischen Wanderhändlern, die sie am Markt feilboten ¹⁷⁾. Auch in Südtirol wurden die Griffe verziert, tragen die Winzer doch die Messer an der rechten Seite der Hose so eingesteckt, daß der Griff hervorschaut. Den Griffen der ungarischen Rebmesser schnitt man Rosmarinornamente ein und füllte sie mit rotem und grünem Siegelwachs aus, worauf man sie glättete. Dazu nahm man harte Holzarten, in Südtirol Buchsbaum, in Ungarn Pflaumen- und Pfirsichholz ¹⁸⁾. Die vorerwähnten kleinen Traubmesser haben Messinggriffe und sind mit Messingbeschlag verziert, die stilisierte Blumenmotive aufweisen.

Aber nicht nur die Griffe, auch die Klingen der Rebmesser tragen oft Verzierungen. Als Beispiele seien die oben genannten Museumsstücke zitiert. Sie stammen aus Istrien, aus Süditalien und Südtirol. Ihre Klingen haben Sternchen, Halbmonde und Punkte, meist die Meisterzeichen, aber auch Monogramme der Besitzer (ungarische Rebmesser), eingeschlagen. Doch gibt es auch Klingen mit Zierschliff.

Die Rebmesser als Wahrzeichen für den Stand der Winzer, die im schwäbisch-fränkischen Weingebiet „Heppe“ genannt werden, trugen diesen die Spottnamen „Hoope“, auch „Hoopele“, „Hoopkrätzer“ und „Hööpleswetzter“ ein ¹⁹⁾.

Ob die Rebmesser nun einfaches Arbeitsgerät sind, oder durch eine besondere Zier eine weitere Bedeutung zum Ausdruck bringen, sie sind durch ihre Form bedeutungsvoll. Sie behielten jahrhundertlang ihre halbmondförmig gebogene Klinge bei, und wohl auch ihre Mondbeziehung. Bis in unsere Tage erhielt sich ja bei

¹⁵⁾ Inv. No. 2084, 6758, 3942, 3181.

¹⁶⁾ H. Plöckinger, Volkstum und Brauchtum der Winzer (= Niederdonau, Natur und Kultur, H. 3) 1940, S. 6.

¹⁷⁾ F. Thiel: Der Hauer und seine Arbeit, (Heimatland, Bd. 7, 1938, S. 79—84).

¹⁸⁾ wie ¹⁴⁾.

¹⁹⁾ H. Moser, Schwäbischer Volkshumor, 1950, S. 203—208.

den Hauern die Praktik, nur bei bestimmtem Mondstand den so wichtigen Rebenschnitt vorzunehmen²⁰⁾. So werden die halbmond-förmigen Rebmesser in Glaube und Geltung wohl doch neben die gestaltverwandten Sichel zu reihen sein.

In Baden, Südbahnweingebiet, trug man das Rebmesser stets griffbereit außen am Stiefel, und zwar steckte es in einer Spange, halb Lederband, halb geschmiedete Eisenspange, die in eine kleine Behälterzunge endet. Diese führt hier die Bezeichnung „Fasten-tragerl“. Das Wort „Fasten“ ist der Hinweis auf die Zeit der schweren Bodenbearbeitung, etwa auch in gleicher Bedeutung im Wort „Fastenhauen“. Das Gerät mißt etwa 18 bis 20 cm im Durchmesser (Abb. 2).

Für die Bewältigung und den Schnitt des oft reichen Laubwuchses werden in den Weingärten auch Sichel verwendet. Mit ihnen werden auch heute noch die Triebe der Weinreben gekürzt und das Unkraut abgesichelt. Das Abschneiden der Sommertriebe, das im Juli und August vorgenommen wird, heißt hierzulande „Wipfeln“ und geschieht durchwegs mit Sichel, neuerdings betriebsweise auch schon mit der Rebschere. Die verwendeten Weingartensichel, wie sie sich im Raume von Wien in allen Hauerhäusern finden lassen, sind je nach Belieben der Hauer und Hauerinnen nur flach gebogen, aber auch mit stark gebogenen Klingen ausgestattet, so daß sie in ihrer Gestalt rund und angenähert oval wirken. Fast immer greifen die Frauen zu kleinen, handlicheren Geräten, während die Männer „einen größeren Zeig“ vorziehen.

Die Sichel ist von altheiliger Geltung, die zutiefst in ihrer Gestalt, in den Urbildern dieser, wie in den von den menschlichen Trägern immer neu geformten Gestaltung selbst wurzelt²¹⁾.

Mit den Rebmessern und den Sichel durch ihre Form verwandt sind auch die Laub- oder Haumesser. Diese Laubmesser Kärntens oder auch Lykiens sind nur etwas größer als die Rebmesser. Doch auch sie dienen der Laub- und Holzarbeit. Mit diesen Geräten kann man ohne weiteres 3 bis 4 cm dicke Äste abhauen. Direkte Vorläufer dieser Laubmesser scheinen bis in die Bronzezeit zurück zu reichen, wie Funde ergaben²²⁾.

Im 19. Jahrhundert wird das Rebmesser von der Rebschere abgelöst. Die Zeit war für diese Erfindung offenbar reif geworden. So hören wir von einer solchen bereits früh aus Württemberg,

²⁰⁾ Vgl. Ordinari u. Extraordinari Weingartbauordnung, 1749 in Ztschr. „Der Winzer“, Feber 1949, Folge 2, S. 23.

²¹⁾ L. Schmidt, Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos, Wien 1952, S. 105.

²²⁾ H. Busse: Bericht in Zeitschrift f. Ethnologie, Jg. 1899, S. 401.

während in Krems der Zeugschmied Johann Keusch 1849 die umwälzende Erfindung für sich in Anspruch nahm. Es soll jedoch Franz Zelenka aus Feuerbrunn am Wagram schon 1820 die Rebschere erfunden haben²³⁾). Für das Südbahnweingebiet Niederösterreichs wurde die Erfindung eines Mödlinger Messerschmiedes, mit Namen Opaly, von 1880 bedeutungsvoll. Sein „Zwicker“, wie die Rebschere in diesem Gebiet ganz allgemein genannt wird, hatte schon die heutige Form mit einer geschmiedeten Feder²⁴⁾. Die Scherenklingen der ersten Erfindungen waren der Form der Rebmesser noch sehr ähnlich, die obere Scherenklinge behielt diese Form bis heute bei. Daraus entwickelte sich eine zweite, wesentlich kleinere Abart der Rebschere mit spitz zulaufender Klinge. Da sie zum Abschneiden der Weintrauben dient und ein Weinlesegerät ist, erhielt sie die Benennung „Traubenschere“. Die Reb- und Traubenscheren stellten Messerschmiede her; heute werden sie maschinell erzeugt und der Winzer kann sie im allgemeinen Werkzeughandel erwerben.

Das Spezialgerät der Weinbauer für die Bodenbearbeitung ist eine Art Bodenhacke oder *H a u e*. Dieses Gerät überträgt landschaftsweise seinen Namen auf die Arbeit, nämlich „Das *H a u e n*“ und auf die Weingärtner, die hierzulande „*H a u e r*“ heißen. In Vorarlberg wird das Hauen „Karscha“ genannt und das Gerät dazu heißt „Karst“²⁵⁾. In gleicher Weise werden die mit der Hacke in den Weingärten Hackenden zu „Häckern“, und wer hackt, trinkt „Hackwein“²⁶⁾.

Die Haue darf als das wichtigste Gerät der Weinbauer angesprochen werden. Jeder Neuanlage eines Weingartens geht eine tiefe Bearbeitung des Bodens voraus, das erleichtert das nachfolgende Hauen außerordentlich. Zum „ersten Fastenhauen“ wird im Südbahnweingebiet eine „Spitzhaue“ verwendet, das „Jadhauen“ geschieht mit einer kleinen Haue, kurz „Hau'n“ genannt. Zum Gruben wird eine große Haue gebraucht mit herz- bis blattförmigem Blatt. Für das „Sommerschere“ hatte man breite, wenig in den Boden greifende flache Hauen, die hier „Scheren“ genannt werden.

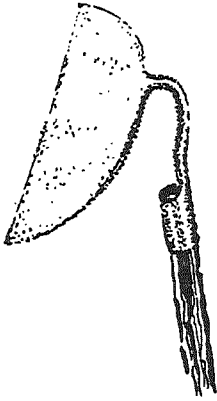
Die von den Römern als „*bidens*“ bezeichnete Haue wird in Deutschland *K a r s t* genannt, und konnte zum typischen Gerät

²³⁾ wie 16), S. 23.

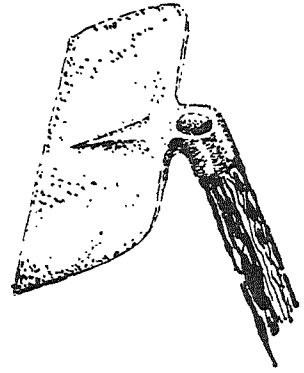
²⁴⁾ Messerschmied Johann *K a s s e c k e r*, Baden 1951.

²⁵⁾ *L. H ö r m a n n*, Der tirol-vorarlberg. Weinbau (Zeitschrift des Alpenvereines, Bd. 37, S. 98—115).

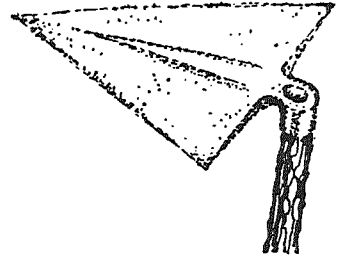
²⁶⁾ *P. W a l t h e r*, Schwäbische Volkskunde, Leipzig 1929, S. 167.



4. Breithaue



3. Breithaue



5. Spitzhaue

der Weingärtner werden²⁷. Es ist gelegentlich auch im Südbahnweingebiet und auch im Burgenland zu finden. Als landschaftliche Typen werden also, allgemein gesprochen, für den weichen Boden des Wiener Gebietes breite Hauen, für den Lößboden des Kremser Raumes etwas schmalere Hauen bevorzugt. Die Haue der Retzer Gegend ist wegen des harten Bodens robust, hingegen besitzt die Haue der Wachau einen Dorn, um das Abgleiten von den Schottersteinen zu ermöglichen²⁸).

Ihrer Form nach unterscheiden wir also Breit- und Spitzhauen. Die Form des Blattes, die Stärke des Eisens, ihre schräge Stellung, wie der lange Hals sind Abweichungen, wie das unterschiedliche Reb Gelände sie erzwang. Die Breithauen werden im südlichen Niederösterreich „Hau'n“, aber auch „Scherrn“ genannt. Diese Geräte schmiedete früher der Dorfschmied, sie werden auch heute noch vom Hauer selbst so zugerichtet und geschnitten, wie sie ihm praktisch erscheinen. Sie sind daher nicht ganz einheitlichen Aussehens. Durch die Arbeit im Gelände werden die Blätter auch immer kleiner und abgeschliffen. Deshalb finden sich in allen Hauerhäusern auch Hauen mittlerer Größe mit mehr oder weniger abgerundeten Ecken und Kanten, die schließlich auch andere Verwendung im Haus und Garten finden (Abb. 3 bis 5).

Die breite, abgestumpfte Klinge, welche die ungarischen Hauen haben, brachten ihnen die Bezeichnung „kuhmäulig“ ein²⁹). Die Spitzhaue ist im allgemeinen dreieckförmig, manchmal fast halbrund, manchmal auch herzförmig gestaltet. Die hiesige Spitzhaue entspricht der „Räumhaue“, „Reuthaue“ oder auch „Spitzhaue“ im Maindreieck. Sie wird zum Schaufeln und Brachen, aber auch zum Bloßlegen der Stöcke verwendet³⁰).

Zu der Gruppe dieser Bodenbearbeitungsgeräte gehört auch der wesentlich anders geformte, oben erwähnte „Karst“, der im mainfränkischen Weingebiet zum Auflockern des Bodens verwendet wird. Je nach Landschaft und Boden ist er ein zwei- bis dreizinkiges Eisengerät, das schräg zum langen Holzstiel befestigt wird. Alle wie immer geformten Eisenblätter enden in einem ringförmigen „Haus“, in dem der Stiel fest sitzt. (Mitteilung von Weinhauer Rudolf Gehrler, Baden.)

²⁷) Bassermann-Jordan wie 2), Bd. I, S. 231.

Plinius, *Historia naturalis*, XII, S. 15.

F. Wenisch, Grundriß des Weinbaues und der Kellerwirtschaft, Berlin 1922, S. 77.

J. A. Schmeller wie 3), Bd. I, S. 28, 125.

²⁸) wie 7), S. 11.

²⁹) wie 14).

³⁰) M. Hilpert, Von Häckern und Winzern am Maindreieck (= Mainfränkische Heimatkunde, Bd. 10), Würzburg 1957, S. 60.

Die Geschichte dieser Geräte reicht sehr weit zurück und hängt mit der Einführung des Ackerbaues bzw. des Hackbaues zusammen, der wieder eine lange Reihe von Erfindungen nötig machte. Dies vollzog sich etwa vor siebentausend Jahren. Der frühen Garten- und Feldbestellung dienten hölzerne Hauen und Sicheln. Nach 1500 v. Chr. treten in Ägypten zuweilen metallene Hauen und Pflugscharen auf. — Seit etwa 1100 v. Chr. begannen eiserne Geräte und Waffen in größerem Umfang verwendet zu werden, und zwar in Palästina, Syrien, Kleinasien und Griechenland. Infolge der steigenden Billigkeit und des häufigen Vorkommens des Eisens wurden schließlich Metallwerkzeuge für die Bauern — soweit man schon davon sprechen kann — erschwinglich. Schon um 1000 v. Chr. wurden in Palästina eiserne Hauen, Pflugscharen, Sicheln und Messer verwendet. Bald hatten die griechischen und römischen Bauern eine große Auswahl an eisernen Geräten³¹⁾.

Die Bezeichnungen für das Haugerät sind Hacke, Haue, Karst und gehen auf mittelhochdeutschen Sprachgebrauch zurück. Der Umstand, daß der Name dieses wichtigen Winzergerätes für die Bodenbearbeitung einheimisch ist, erklärt sich dadurch, daß das Werkzeug schon lange, bevor man es im Weinbau kannte, in der Ackerwirtschaft gebräuchlich war. Bis in unsere Zeit konnten sich zahlreiche Formen von Hauen und Bezeichnungen dafür entwickeln, die ihre Entstehung den besonderen Arbeitsumständen verdanken.

Durch mittelalterliche Bildzeugnisse, seien es Holzschnitte, Tafelbilder oder Buchmalereien, die bei bestimmten Szenen, etwa der Darstellung der Stände, oder der „Grablegung Christi“, auch bei „Christus als Gärtner“ wie anderen „Totenszenen“ Abbildungen von Karst und Spaten, gemeinsam, häufig auch getrennt, bringen, sind wir über deren Aussehen, aber auch über ihre Geltung, unterrichtet. So gehörten die Haue, der Karst, wohl zum Sinnbild des Landarbeiters, wurden in Weingebieten aber auch zum Attribut des „Rebmannes“, des „Winzers“. Als Beispiel seien hierzu Abbildungen des „Karsthans“ auf einer Flugschrift von 1521³²⁾, von H. S. Beham um 1530 in Nürnberg, erwähnt³³⁾. 1571 wurde ein Inventar des Hans Ebinger aus Eggenburg an der Grenze des niederösterreichischen Wald- und Weinviertels einiges Gerät genannt, darunter auch „alte Haun“. In diesen Inventaren Wald-

³¹⁾ S. Lilley: Menschen und Maschinen, Wien 1952, S. 12, 13, 19, 34, 37, 243.

³²⁾ Vgl. Der Neue Brockhaus, Wiesbaden 1959, Bd. 3, S. 78 mit Abbildung.

³³⁾ L. Schmidt, Spaten-Forschungen (Archiv f. Völkerkunde, Bd. VIII, Wien 1953, S. 102).

viertler Bürgerhaushalte werden aber auch spezielle „Weinhaun“ genannt, uns zwar für das Jäten „Jödheindln“ und auch „Kheilhauen und Kheilheindln“³⁴). Ein Holzschnitt aus dem 17. Jahrhundert „Eines Fränckischen Gemeinen Burgers Weib“ bringt die Abbildung einer Weingärtnerin mit ihrem Gerät. Dazu die Inschrift: „Mit Kötzen, Karst auf jhrem Rück / Bauwet den Weinberg auff gut Glück“³⁵). Als Emblem der arbeitenden Weinhauerschaft findet sich auf einem Schlußstein der schon vorerwähnten „Fischerkirche“ in Rust im Burgenland aus dem 15. Jahrhundert auch eine Weingartenhaue³⁶). In Thallern, dem Wirtschaftshof des Stiftes Heiligenkreuz steht in der Kapelle ein geschnitzter Altar des Künstlers Giovanni Giuliani, der Christus am Kreuz, das ein Weinstock ist, darstellt. Die Assistenzfiguren, ein alter und ein jüngerer nackter Mann, beiderseits des Altaraufbaues, tragen Weingartengeräte bei sich. Der rechte, jüngere, eine große Haue, der linke, Alte, eine große Erdschaufel³⁷).

Eine Verbesserung der Weingartenhaue, wie sie bis heute unentbehrlich geblieben ist, brachte der Kremser Zeugschmied Johann Keusch (1809—1877). Er fügte der Haue an das Blatt einen längeren Hals an, so daß das Hauen im Weingarten außerordentlich schneller vor sich gegangen sein soll und diesem neuen Gerät die Bezeichnung „Dampfhaue“ eintrug³⁸).

Für alle genannten Formen des Gerätes scheint die Zuordnung zu ältesten Gerätetraditionen mit ihren glaubensmäßigen Geltungen zuzutreffen. Besonders herausgehoben seien für die Hauen die dreieckigen, keilartigen, blattförmigen, ja auch herzförmigen Hauen, die ihrer Form wegen mit den slawischen Geräten, die mit der Bezeichnung „lopada“ = Schulterblatt verglichen werden können und auf den großen Komplex der Geschlechtssymbolik verweisen³⁹). (Abb. 6/7.)

Für die intensive Bodenbearbeitung empfiehlt sich die Verwendung eines Spatens und einer Grabgabel. So bei der Neuanlage eines Weingartens: dabei wird die Erde abgestochen, ausgehoben oder umgeschichtet. Der Spaten besteht jetzt aus

³⁴) E. Frischauf, Bürgerlicher Waldviertler Hausrat im 16. Jh., „Das Waldviertel“, III. Band, Volkskunde, S. 151. Vgl. auch 33), S. 102.

³⁵) J. B. Kittel, Das Buch vom Frankenwein, Würzburg 1958, S. 19 mit Abb.

³⁶) H. Kühnel wie 7).

³⁷) Elfriede Baum, Giovanni Giuliani. Fotos von Eva Ritter-Gelinek und Ekkehard Ritter. Wien 1964. Abb. 69. Die Abbildung zeigt nur die (vom Beschauer aus gesehen) linke Assistenzfigur, einen im wesentlichen unbedeckten alten, bärtigen Mann mit einer Blattschaufel.

³⁸) H. Kühnel wie 7), S. 11.

³⁹) L. Schmidt, wie 33), S. 116 f.

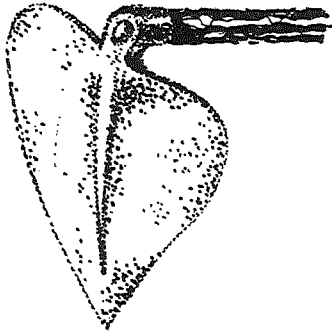
einem metallenen Blatt mit einer scharf geschnittenen Unterkante, der „Schnittkante“, und einer umbördelten Oberkante zum Draufreten, der „Trittkante“, sowie einem Holzstiel mit Handgriff.

Diesem heute in Verwendung stehenden Gerät verwandt ist eine Schaufel, mit einem behälterartig gebogenen Blatt, das zum Fassen der Erde, also ebenfalls für Erdarbeiten, verwendet wird. Diesen beiden Grabgeräten gesellt sich noch ein drittes, die Grab- oder Stichgabel. Das Wesentliche dieses Gerätes sind die Anzahl der Metallzinken, die mit einer Trittkante verbunden sind und einen Holzstiel haben. Diese Grabgabel wird besonders im steinigen Grund vor der eigentlichen Bodenbearbeitung durch eine Haue ersetzt. Die Anzahl der Zinken variiert von zwei bis vier. In der Wachau sind es dreizinkige Gabeln⁴⁰⁾, im Südbahnweingebiet sind Geräte mit zwei und vier Zinken im Gebrauch. Diese sind in der Regel flach gearbeitet, doch werden sie auch kantig gestaltet. Im Laufe der Zeit werden die ursprünglich 25 bis 30 cm langen Zinken kürzer und die Gabeln finden schließlich irgendeine andere Verwendung im Hauerhaus (Abb. 9 a).

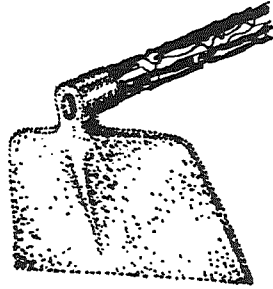
Diese Trittgabeln sind gerätekundlich früh erfaßt und erforscht worden. Über die zweizinkige Trittgabel der Basken und Südfranzosen, die dreizinkige aus dem schweizerischen Tessin und den lombardischen und friaulischen Voralpen konnte die Aufmerksamkeit auch auf die mehrzinkige Grabgabel, die im niederösterreichischen Weinbau Verwendung gefunden hat, gelenkt werden. Ihre Handhabung ist ziemlich gleich, nämlich die Gabeln werden mit dem ganzen Gewicht des Körpers, über dem auf der Trittkante gestützten Fuß bis an den Holzstiel in das Erdreich gestoßen, gewendet und herumgedreht. Dieses auch im Mittelmeergebiet altbekannte Gerät stand wohl mit dem Trittspaten in Verbindung und er dankt wie dieser, der Ackerbaukultur seine große Bedeutung⁴¹⁾. Im niederösterreichischen Weinviertel (Wolkersdorf, Klein-Engersdorf, Bisamberg, Mistelbach) findet sich eine zweizinkige Gabel als Weinhauergerät, die im Volksmund die Bezeichnung „Mistkräul“ (= Mistkralle), also *Mistgabel*, führt. Schon der Name gibt die Gestalt wie die Funktion des Gerätes für das ungeheuer wichtige Misten = Düngen des Weingartens an. Der Eisenteil der Gabel ist krallenförmig gebogen und ist auf einen kurzen Holzstiel aufgestülpt befestigt. Die Eisenzinken sind gebogen, rund ausgeschmiedete Profile laufen in eine Spitze aus und messen 17 cm. Der U-förmige Teil ist ebenfalls gebogen, steht etwas schräg und mißt 14 cm. Die Gesamtlänge der Mistgabel beträgt 82 cm. Mit

⁴⁰⁾ L. Schmidt wie 33).

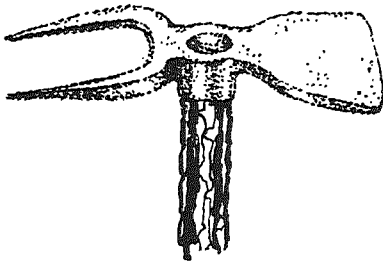
⁴¹⁾ Schmidt, ebendort.



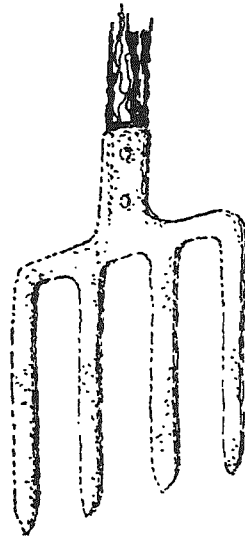
6. Haue mit herzförmigem Blatt



7. Haue mit Rechteckblatt



8. Weingartenkrampen



9 a. Grabgabel

dem Mistkräul wird der Mist in den Weingärten auseinandergebreitet und zerteilt. Zum Herabziehen von einem Misthaufen oder einer Mistladung scheint er besonders geeignet und darf in dieser Funktion wohl die Zuordnung als „Zuggabel“ erhalten (Abb. 9).

Als altartigster Vertreter der Gruppe Bodenbearbeitungsgeräte stellt sich heute, der nicht mehr verwendete *r a n d b e s c h l a g e n e S p a t e n* vor. 1967 wurde zum Beispiel in Wolkersdorf bei Wien, neben allerlei Weinbaugerät auch ein solcher Spaten als Ausstellungsgegenstand für die Sonderausstellung „Von der Rebe zum Faß“, die anlässlich der Weinviertler Heimattage gezeigt wurde, aus der Bevölkerung gebracht. Er stammte von Hermann Bauch, Weinkellereibesitzer, Kronberg (Abb. 10).

Dieses Gerät, das in den beiden Vierteln nördlich der Donau vor etwa einem halben Jahrhundert noch so gut bekannt gewesen ist, diente im Weinviertel als Weingartengerät, im Waldviertel war es bei der Gartenarbeit und beim Ziehen von Wassergräben etc. in Verwendung. Seit Leopold Schmidt mit einer Umfrage 1952 auf dieses Gerät aufmerksam machte, kamen zahlreiche Stücke zum Vorschein und konnten auch in den Heimatmuseen sichergestellt werden. (Klein-Engersdorf, Mistelbach)⁴²⁾

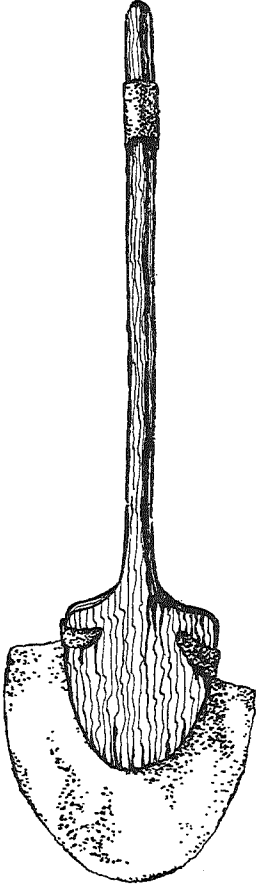
Bei dem randbeschlagenen Spaten aus der Umgebung von Wolkersdorf bei Wien sind Blatt und Stiel aus einem Stück Holz. Der breite Eisenbeschlag erscheint unregelmäßig und krägt stark über den Blattrand hinaus, er wird durch zwei umgeschlagene Ohren festgehalten. Das Holzblatt ist 14 cm breit, die Ohren des Metallrandes beginnen bei 5,5 cm. Die Breite des Beschlages auf der Spitze des Spatens mißt 7,5 cm. Im südlich der Donau befindlichen Weinland ist diese Form des Spatens so gut wie unbekannt.

Einen solchen Weingartenspaten stellt Jost Ammann in seinem Ständebuch in Nürnberg 1569 vor. Er zeigt einen Rebmann mit einem Spaten, der deutlich ein gestrecktes halbrundes Blatt mit einem schmalen Lunula-Beschlag im unteren Drittel aufweist. Im 16. Jahrhundert werden für Niederösterreich in dem vorher zitierten Inventar des Hanns Ebinger, 1571, auch zwei „beslagene Grab-scheiter“ aufgezählt.

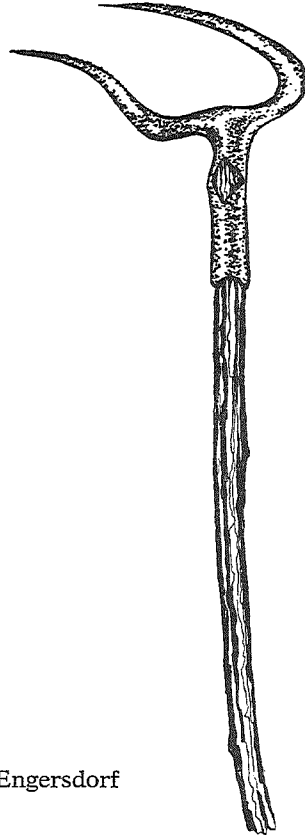
Es handelt sich bei diesem alten Weinbauergerät um Gegenstände mit einem langen geschichtlichen Werdegang, denn etwa ein Jahrtausend lang läßt es sich zurückverfolgen, mindestens ab dem 10. Jahrhundert. Entsprechend den vielen mittelalterlichen Bildzeugnissen hat West- und Mitteleuropa das Gerät genau gekannt. Im Spätmittelalter ist der Weg der Ausbreitung auch nach

⁴²⁾ wie 31), S. 15, 19, 30.

10. Randbeschlagener Spaten



9 b. Mistkrall, Klein-Engersdorf



dem Norden zu verfolgen. Nach dem Süden zu, vor allem für unsere Gebiete im Südosten, war erst der Siedlungsausbau des hohen und späten Mittelalters, der den Spaten als Zivilisationsgut gebracht hat, entscheidend. Bei passenden Bildvorwürfen ist der randbeschlagene Spaten überall immer gerne verwendet worden. Es sind dies vor allem Bilder mit den Themen „Adam nach der Austreibung aus dem Paradies“, „Christus Hortulanus“ (Christus als Gärtner begegnet nach seiner Auferstehung Maria Magdalena), sowie andere Toten- und Begräbnisszenen. Es scheint durchaus verständlich, daß dieses ausgesprochen bekannte Gerät mit seinem sichelförmigen Beschlag eine große Bedeutung gehabt haben muß, da es zum Attribut von Heiligenpersönlichkeiten und Volksglaubensgestalten wurde⁴³⁾. Wir denken vergleichsweise vielleicht an ein ähnlich bedeutungsvolles Gerät des Weinbaues, die Weinpresse, die zur „mystischen Kelter“ wurde⁴⁴⁾.

Die Erfindung des Weingartenpfluges brachte für den Weinbau den großen Umschwung. Eine Einsparung von Arbeitskräften und Erleichterung der Bodenbearbeitung waren die Folge. Die Arbeit an den Berghängen und auf kleinsten Bodenbreiten haben bis heute die Handbearbeitung nicht vollends ausschalten können. Nur zögernd — vielfach in häuslichen Bereichen entstanden —, wurden die sehr einfachen hölzernen Pflüge, wie sie etwa in den Heimatmuseen Pfaffstätten, Mistelbach, Klein-Engersdorf und der in Wolkersdorf ausgestellt (Abb. 11) verwendet. Dieser letzte mißt etwa 1,80 m, mit einer Pflugschar von etwa 1,20 m Länge.

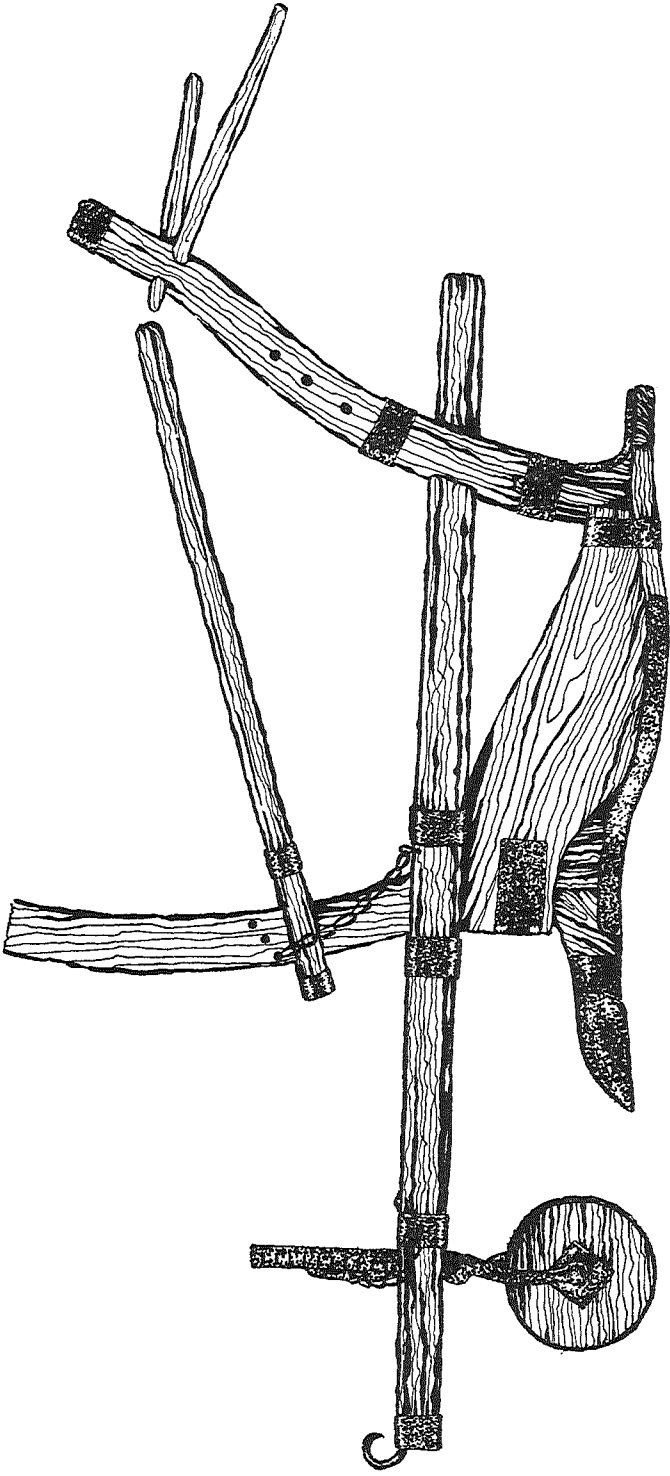
Die Erfindung des Pfluges an sich reicht in die Frühzeit zurück. Da hatte er zwar keine Räder und mußte von den Pflügenden in der erforderlichen Höhe und im richtigen Winkel gehalten werden. Dazu brauchte man viel Kraft. Erst Jahrhunderte später brachten das Radvorgestell und eine verbesserte Pflugschar ein Gerät hervor, das bis ins Mittelalter in gleicher Weise in Verwendung blieb. Im 13. Jahrhundert hatte der Pflug mit einem Pflugmesser, das die Erde durchschnitt, einem Streichbrett, das sie umdrehte, sowie mit den Rädern, die das Ziehen ausgeglichener Ackerfurchen ermöglichten, im wesentlichen die heutige Form. Um 1800 tauchten erstmalig ganz aus Eisen bestehende Pflüge auf⁴⁵⁾.

Es ist durchaus zu verstehen, daß versucht wurde, die Bodenbearbeitung, die 30 Prozent des gesamten Arbeitsaufwandes ausmacht, zu mechanisieren. Schon vor Jahrzehnten wurde in den

⁴³⁾ wie 5), S. 107.

⁴⁴⁾ A. Thomas, Die Darstellung Christi in der Kelter, Eine theologische und kulturhistorische Studie, Düsseldorf 1936.

⁴⁵⁾ wie 31), S. 42.



11. Weingartenpflug, Wolkersdorf

„gemischten Wirtschaften“⁴⁶⁾ das Pferd eingesetzt. Die tiefe Bodenbearbeitung im Herbst erfolgt nun nicht mehr durch Umgraben mit dem Spaten, sondern das Pferd zieht den Weingartenpflug durch die Reihen. Die seit dem zweiten Weltkrieg immer weiter um sich greifende Umstellung des Stockweinbaues auf Rahmen- und Hochkultur brachte auch hier einen spürbaren Wandel. Die Reihen werden nun weit auseinander angelegt, und zwar meist doppelt so weit als in der Pfahlkultur. So wird also im modernen Weinwirtschaftsbetrieb auch die sommerliche Hackarbeit nicht mehr mit Haue und „Schere“ durchgeführt; ein von einem Pferd gezogener Hackpflug besorgt die Arbeit. Im reinen Weinbaugebiet wird jedoch das Pferd nicht stark eingesetzt. Zum Teil ist das steile Gelände schuld, zum Teil kann kein Pferd gehalten werden, weil die Betriebsgrößen zu klein sind. Um ein Pferd zu ernähren, ist allein eine Futterfläche von rund einem Hektar notwendig. Die durchschnittliche Betriebsgröße aber beträgt im reinen Weinbaugebiet etwa sechs Hektar. Sehr vielen kleinen Weinbauern bleibt daher nur die Bodenbearbeitung mit der Hand.

In den letzten Jahren konnte auch das Pferd weitgehend ersetzt werden. Motorhacken, Einachsschlepper und Traktoren für die Arbeit in Hochkulturen werden eingesetzt. Auf diese Weise wird auch die Bodenbearbeitung mechanisiert.

Im Frühjahr werden die Wege, Steige, Gräben und Rinnen in den Weingebirgen nachgesehen und müssen in Stand gesetzt werden. Dafür ist ein schweres Gerät zuständig, der **W e i n g a r t e n - k r a m p e n**, auch kurz Krampen genannt. Dieses Gerät entspricht dem schweren Eisengerät, das als Spitzhacke oder Pickel allgemein bekannt ist. Wie in Niederösterreich und Burgenland hat es auch im mainfränkischen Weingebiet seine Bedeutung und Verwendung. Mit Stichschaufel, Grabgabel und Spaten wird auch der Krampen für die Herbstarbeit und zum Rigolen herangezogen. Die schwere eiserne Hacke mit dem spitzen Fortsatz wurde für die Weingartenarbeit so verändert, daß die Hacke zwei Fortsätze erhielt, welche die Ähnlichkeit mit dem bekannten „H ä u n d l“, das im Weingarten, aber noch mehr in der Gartenarbeit verwendet wird, erreicht. Heute werden die Geräte wenn sie nicht in heimischen Werkstätten, der alten Tradition getreu angefertigt werden können, im Handel erworben, und zwar greift der Weinbauer dann zum sogenannten „Wegmacherwerkzeug“⁴⁷⁾.

⁴⁶⁾ G. Winter, NÖ. Weistümer, Bd. I, Wien 1886, S. 397—400.

⁴⁷⁾ M. Bauer, Der Weinbau des Nordburgenlandes in volkskundlicher Sicht, Eisenstadt 1954, S. 82.

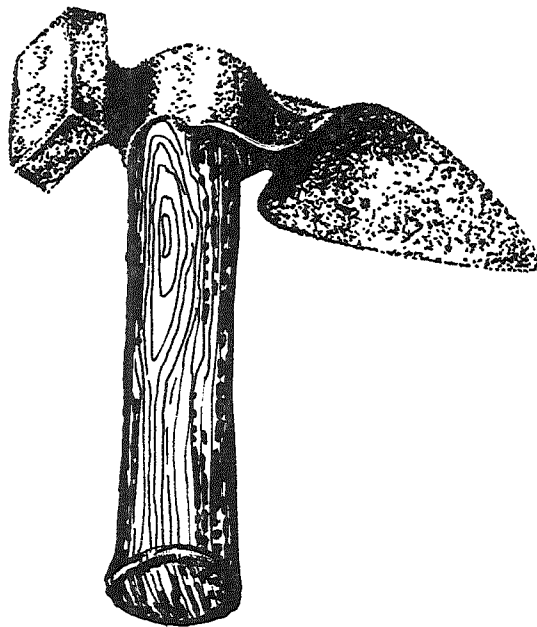
Eine Urkunde aus Günselsdorf, 16. Jahrhundert, führt an: „Jeder Arbeiter muß besitzen: eine Haue, ein Weinmesser, Krampen und Hacke ...“⁴⁸⁾.

Im Frühjahr erfolgt auch die Überprüfung der Trag- und Halteinrichtungen, die den Weinstöcken dienen. Heute sind das Holz- und Eisenpfähle an den Reihenenden, Mittelpfähle als Unterstützungen der Drahtseile, die quergespannt werden. Im Stockbau, der „Pfahlkultur“, mußte jeder Holzstecken überprüft und meist auch nachgeschlagen werden. Die Arbeit wurde das „Steckenschlagen“ genannt. Als Gerät diente dazu eine Art Hammer, der sogenannte „Steckenschlaghammer“. Ein datiertes Stück hat das Weinbaumuseum Krems in Besitz; es ist mit der Jahreszahl 1693 datiert und geziert. Die zwei im Stiel eingeschnitzten Herzen beweisen, daß es eine Liebesgabe war. Im Südbahnweingebiet heißt das Gerät zum Steckenschlagen „Steckenschlagkrampel“. Es ist ein zweiteiliges Werkzeug, halb Hammer und halb Auflockerungsgerät von ziemlich grober Ausführung. Der Hammer dient zum Einschlagen der Pfähle (Stecken), „das Krampel“ zur schweren Arbeit an Rebstock und in der Erde. Die Bezeichnung „Krampel“ ist die Verkleinerungsform von „Krämpfen“, der Spitzhacke oder dem Pickel. Im Burgenland heißt das Gerät einfach „Kramperl“. Dieser Steckenschlagkrampel heißt im Weinbaugebiet um Wien „Steckerhammer“⁴⁹⁾. Die Abbildungen 12 und 13 stammen von Geräten aus dem Heimatmuseum in Klein-Engersdorf. Dort entspricht der Eisenteil mehr einer quergestellten Hacke mit einem Schlageisen, das entlang des wuchtigen Holzstieles vom Blattöhr an, aufsitzt. Die Hacke kann der Spitzhacke nachgebildet sein, aber auch gerade und flach gestaltet werden. Ähnliche Geräte finden sich auch im Burgenland. In Verlassenschaftsabhandlungen des 17. und 18. Jahrhunderts werden „Kaylhowen“ und „Kälhaun“ erwähnt, deren Beschreibung auf diese Krampeln zutreffen. Diese tragen häufig im Eisen Namensbuchstaben und Jahreszahl. In Mörbisch legte man bis ungefähr zum ersten Weltkrieg jedem Mädchen, das heiratete, ein reich geziertes Kramperl der Aussteuer bei, obwohl es sonst keinerlei Weingartengerät in die Ehe mitbekam. Durch diesen Brauch erfährt die sexuelle Bedeutung, die dem scharfen Beil, wie dem Schärfen des Gerätes allgemein zu Grunde liegt, ihren besonderen Ausdruck.

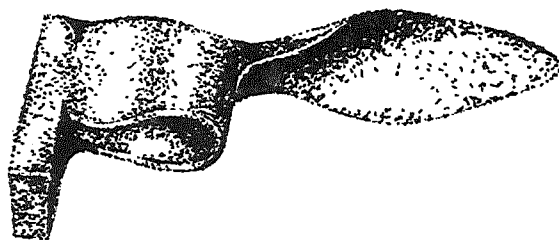
⁴⁸⁾ Vgl. H. Gr ün n, Die Pecher, Wien 1960, S. 72.

L. S c h m i d t, wie 21), S. 66 ff.

⁴⁹⁾ A. H a b e r l a n d t, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953, S. 162.



12. Steckschlag-Krampen, Klein-Engersdorf



13. Krampel, Klein-Engersdorf

Der Steinschmätzer (*Saxicola*)⁵⁰⁾, ein Sperlingsvogel führt in der Wachau die volkstümliche Bezeichnung „Steckenschlager“⁵¹⁾. Er lebt mit Vorliebe in Gegenden, in denen Steine vorherrschen, Steinmauern aufgeschichtet oder aber Steinhäufen zusammengetragen sind, wie dies eben in den Weingärten der Wachau der Fall ist. Seine bewegliche Art, wie sein nicht gerade angenehmer Gesang brachte ihm den Vergleich mit dem alten Arbeitsgerät der Weinbauer und dem beim Rhythmus des Steckenschlagens entstehenden Lärm ein.

In alter Zeit wurden alljährlich um Martini die Stecken in den Weingärten aus dem Erdreich herausgezogen und auf einen Berg zusammengeschichtet. Die ausgezogenen Stecken werden gemustert, morsche und unbrauchbar gewordene Stecken wurden anderen Zwecken zugeführt, während die guten zu je einem Dutzend in Häufchen im Weingarten zusammengelegt wurden, und zwar so, daß die mit Erdreich behafteten immer der herrschenden Windrichtung zugekehrt sind, damit sie im Winter gut austrocknen konnten. Das Ausreißen der Stecken geschah mit einem einfachen Holzgerät, wie es Ludwig Fober in seinem Museum in Klein-Engersdorf sicherstellen konnte. Abb. 14 zeigt die etwa 50 cm lange Hebevorrichtung mit einer viereckigen Ausnehmung für den Holzstecken, die in eine Handhabe mündet, dem *Steckenreißer*, in der Wachau „Steckenzieher“ genannt (Abb. 15).

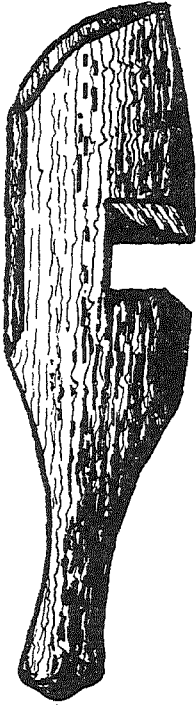
Altgewordene Weinstöcke wurden vor der Neuanlage eines Weingartens entfernt. Die oft recht mächtigen Wurzelstöcke, in alter Zeit wurden sie zwanzig bis dreißig Jahre alt, haben tief ins Erdreich reichende Wurzeläste, die möglichst ein einem gehoben werden sollen. Mit einem pflugartigen Eisengerät, einem *Stockheber*, werden im Südbahnweingebiet wie auch im Kamptal diese Arbeiten verrichtet. Die Greifzangen des etwa 45—50 cm messenden Gerätes sind gebogen und gezähnt, um gut haften zu können. Das schwere, wuchtige Eisengerät an einem Holzstiel — Abb. 16 — stammt aus Gobelsburg am Kamp. In der Wachau werden sie „Stockausreißer“ genannt.

Der Weingartenstecken — ein Holzpfahl — wird auf einer *Hanselbank* zugerichtet. Dieses Hausgerät einfachster Art findet sich nicht nur in jedem Weinbauerhaus, sondern ist auch Bindergerät und Werkbank für Schnitzer. Seinem Wesen nach ist es eine Haltevorrichtung zum Einspannen und Halten von Holz. Sie besteht aus Beinen, Sitzbrett, Sattel, Sattelhalter, Kopf, Knopf, Tritt, Fußbrett oder Stecker. Dieses hölzerne Gerät erreicht eine

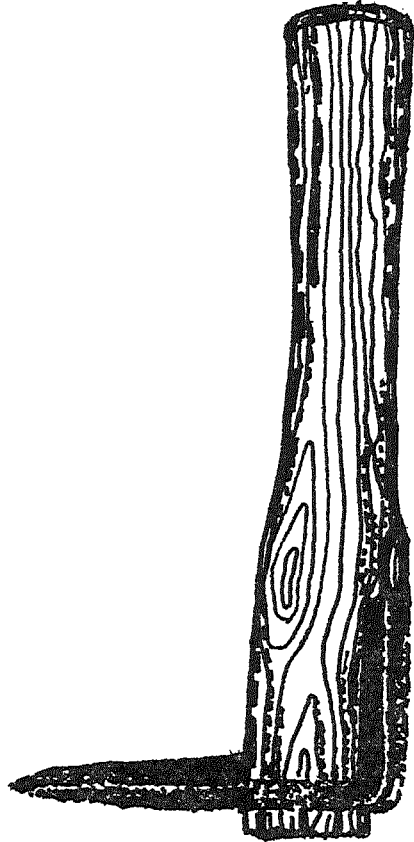
⁵⁰⁾ A. Meyer, Brehms Tierleben, Bd. 15, S. 138.

⁵¹⁾ wie 49), S. 161.

14. Steckenheber, Klein-Engersdorf



15. Steckenreißer,
Klein-Engersdorf



Länge von 1,60 m bis 2 m und mißt bis Kopfende eine Höhe von etwa 80 cm bis 1 m. In diese Vorrichtung wird das Holzstück (der Stecken) eingespannt und sodann „gespitzt“. Das Gerät dazu heißt gegendweise „der Spitzer“. Es ist ein Reifmesser — Ro a f m e s s e r — genannt, auch Krummesser bezeichnet, wie es die Binder verwenden. Seine Klinge ist gebogen und sitzt in zwei hölzernen Handhaben⁵²⁾.

Der in der Bezeichnung enthaltene Name „Hansl“, der gleichbedeutend mit „Heinzl“ ist, kehrt in dem Begriff „Heinzelmännchen“ wieder. Das Gerät wird hier sozusagen „Hausgeist“⁵³⁾. Doch wird es auch zum „Heinzelbock“⁵⁴⁾.

Der Name des Gerätes vermag schon einiges über seine Geltung auszusagen. In vielen Fällen wird die Aussage durch den verschieden gestalteten Kopf erweitert und bekräftigt. Dieser kann derb behauen, aber auch mit gut erkennbaren menschlichen und tierischen Zügen ausgestattet sein. Das Gerät wird ausdrücklich zum „Wesen“. So bestehen wohl auch hier enge Zusammenhänge zwischen Gerät und Volksglaube.

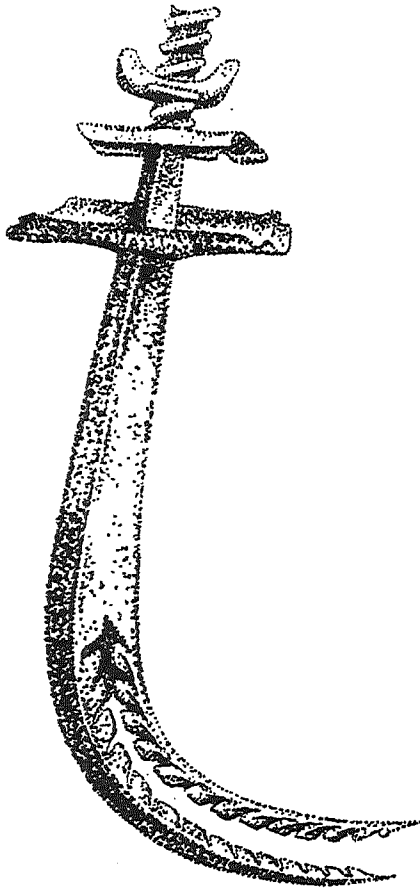
Ein Gerät ohne ersichtliche Entwicklungsgeschichte ist die Spritzbutte der Weinhauer. Sie ist erst seit dem Auftreten der Reblaus und ganz allgemein zur Schädlingsbekämpfung angekommen. Die ältesten erhaltenen Geräte sind Butten aus Holz, meist Holzdaubengefäße mit Deckel, Pumpvorrichtung und Sprühschlauch. In älterer Zeit verwendete man im niederösterreichischen Weinland dazu irgendeinen Behälter und einen großen Haarpinsel. Diesen tauchte man einfach in die mitgetragene Flüssigkeit und besprengte damit die Weinstöcke. Die Holzbutten wurden von Metallbehältern, dem menschlichen Rücken angepaßt, zylindrisch geformt sind und aus Messing oder Kupfer hergestellt werden, abgelöst. In den letzten Jahren wurden auch diese Gerätschaften von modernen, fahrbaren Spritzeinrichtungen überholt.

Abschließend läßt sich feststellen, daß die Weinstock- und Bodenbearbeitungsgeräte der Weinhauer von alter Tradition sind. Sie wurden teilweise aus dem heimischen Ackerbau übernommen und nach Meinung vieler alter Forscher auch aus dem Bereich der Römer mit der Überbringung einer verfeinerten Weinkultur mitgebracht. Durch ihre Form, in ihren Verwendungen, mit ihren Namen, in der persönlichen Bindung des Weinhauers, die in Pflege und Zier zum Ausdruck kommt, durch ihre Stellung in Brauch und Glaube, läßt sich die praktische, wie die geistige Bedeutung und Geltung der Geräte erkennen.

⁵²⁾ H. Grün n, Faßbinder — Faßboden, Wien 1968, S. 27, 29.

⁵³⁾ wie 3), S. 129.

⁵⁴⁾ wie 25).



16. Stockheber, Gobelsburg am Kamp

Zur mittelalterlichen Bauernarbeit

Von Leopold Schmidt

Im Anschluß an die Darstellung der „Weinstock- und Bodenbearbeitungsgeräte der niederösterreichischen Weinbauer“ von Helene Grün n sei hier einer kurzen kritischen Bemerkung Raum gegeben.

Arthur Haber land t hat in seinem „Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs“ dem Weinbau verhältnismäßig viel Platz eingeräumt ¹⁾, wie er sich gerade damit auch vorher schon mehrfach beschäftigt hatte. Dennoch sind auch in diesem Fall, wie leider in vielen anderen auch ²⁾, nicht alle Hinweise seines „Taschenwörterbuches“ unbesehen aufzunehmen, da sie unrichtige oder falsch verstandene Nachrichten weitergeben. Unter „Weinbau“ findet man einen zweiten Absatz „Weingartenarbeit“, und dort lautet gleich der erste Satz „Sie währt vom Umhacken des aufgetauten Bodens, ‚Fastenhauen‘ und ‚Steckenschlagen‘, das dem Sohn des ‚Meier Helmbrecht‘ zu sauer wurde (V. 318) mit mehrmaligem Aufbinden und Zurückschneiden der Reben jahreszeitlich bis zur Reife usw.“ Der Unkundige liest über die Stelle hinweg, und mag vielleicht annehmen, daß im „Meier Helmbrecht“, dem kleinen Vers-epos aus dem 13. Jahrhundert, wirklich ein Hinweis auf Weingartenarbeit enthalten sei. Der germanistisch nicht Geschulte wird vielleicht die Stelle für einen wirklichen Beleg für „Fastenhauen“ und „Steckenschlagen“ im Hochmittelalter halten. Wer sich dagegen mit dem kleinen Epos des Wernher des Gartenaere auch nur etwas beschäftigt hat, muß bei der Anführung stutzen: Diese „erste deutsche Dorfgeschichte“ spielt doch im Innviertel, knapp an der heutigen bayerischen Inngrænze, in einer reinen Kornbauerngegend. Sollte damals dort Wein gebaut worden sein, zumindest so viel, daß sich der arbeitsunwillige junge Helmbrecht darauf beziehen konnte?

¹⁾ Arthur Haber land t, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. (I. Band), Wien 1953. S. 162.

²⁾ Leopold Schmidt, Bauernwerk der Alten Welt. Betrachtungen über den Stand der Erforschung des bäuerlichen Arbeitsgerätes in Österreich (Archiv für Völkerkunde, Bd. X, Wien 1955, S. 254 ff.).

Ein Blick auf den Text ergibt, daß von alledem gar keine Rede sein kann³). Weder „Fastenhauen“ noch „Steckenschlagen“ kommen in der Stelle überhaupt vor. Der junge Helmbrecht antwortet seinem Vater, der ihn zur bäuerlichen Arbeit zurückführen will, daß er jetzt, in seiner neuen, ritterlichen, Umwelt, gewohnt sei, vornehme Kleider zu tragen, und fährt fort: Wenn er sich jetzt in das Gewand kleide, das ihm gestern seine Mutter und seine Schwester „ze stiure“ gegeben hätten,

313 sô bin ich sicherliche
dem vil ungeliche,
ob ich etewenne
korn uf dem tenne
mit drischelen üz gebiez
oder ob ich stecken ie gestiez.

Und wenn er jetzt Fuß und Bein mit Hosen und Schuhen aus „korrnun“ bekleide, dann sähe er wirklich nicht so aus, als

322 ob ich ie geziunte zûn
dir oder ander iemen.

Er sieht also nach seinem Kleiderwechsel nicht mehr so aus, als ob er auf dem väterlichen Hof jemals Korn auf der Tenne gedroschen oder Stecken „gestoßen“ oder einen Zaun „gezäunt“ habe. Was für „Stecken“ er „gestoßen“ haben mag, läßt sich vielleicht nicht sogleich erkennen. Aber es dürften doch am ehesten Zaunstecken gewesen sein, weil vier Verse weiter eben schon vom „Zäunen“ des Zaunes die Rede ist. Man soll die Stelle möglicherweise gar nicht ganz wörtlich nehmen, es handelt sich doch um stabreimende Formeln, und zwar sowohl beim V. 318 „stecken ie gestiez“ wie beim V. 322 „ie geziunte zûn“. Die Alliterationen gehen nicht auf den vornehm tuenden jungen Helmbrecht, sondern auf den Dichter zurück. Anschluß an die zeitgenössische Spruchdichtung ist dabei möglich⁴). Aber das wesentliche Element für unsere Interpretation bleibt doch, daß es sich um keinerlei „Abschreiben“ der „Wirklichkeit“, auch nicht der Bauernarbeit durch den Dichter handelt, sondern um eine Stilisierung, die einer glücklichen Alliteration wegen schon Arbeiten und Arbeitsbezeichnungen verschiedener Art oder verschiedener Wichtigkeit nebeneinanderstellen konnte. Es ist in der ganzen Stelle, von V. 259 bis V. 328 sowieso viel von herkömmlicher Bauernarbeit genannt, die der junge Helmbrecht

³) Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere. Herausgegeben von Friedrich Panzer (= Altdeutsche Textbibliothek Bd. 11) Halle (Saale) 1929. S. 11 f.

⁴) Literatur dazu bei Kurt Herbert Halbach, Epik des Mittelalters (in: Deutsche Philologie im Aufriß. Herausgegeben von Wolfgang Stammler. Bd. II, Berlin 1954. Sp. 668 ff.).

nicht mehr verrichten will: 264 f. Säcketragen, 266 f. Mistfahren, 269 Ochsentreiben, 270 Hafersäen, 278 „bouwen“ als Zusammenfassung der Bauernarbeit. Daran schließt sich eben 307 Fronfuhrwerk führen, 308 Pflügen, 316 f. Korndreschen, 318 „Steckenstoßen“ und 322 Zaun-Zäunen an.

Nur: Von „Fastenhauen“ und „Steckenschlagen“ ist nicht die Rede. Es handelt sich eben nicht um Aussagen über den bäuerlichen Weinbau, sondern um Hinweise auf die kornbäuerliche Wirtschaft. Und auch diese nicht etwa im Sinn eines Zinsregisters oder einer anderen Prosa-Urkunde, sondern in der Sprache eines Dichters dargeboten und geformt.

Längs- und Quereggen in Niederösterreich

Ergebnis einer Umfrage bei einem Kurs im Landesbildungsheim
in Tullnerbach

Von Josef Buchinger

Die Befragung wurde bei männlichen und weiblichen Kursteilnehmern eines Bildungskurses im Jahre 1954 durchgeführt. Damals gab es noch bedeutend weniger Traktoren und eiserne Flügeleggen. Es wurden noch bei der Bearbeitung der Felder Längs- und Quereggen verwendet. Auf der Schultafel wurden einige typische Eggenformen, der Sasumper und das Sätuch aufgezeichnet, um Verwechslungen zu vermeiden. Die Kursteilnehmer wurden gebeten, Abweichungen von den auf der Tafel gezeichneten Eggenformen aufzuzeichnen.

Das Verbreitungsgebiet der Längseggen deckt sich fast ganz mit dem des Sasumpers und mit den in diesen Gebieten vorkommenden Hausformen. Die ältesten Längs- und Quereggen hatten kegelförmige Holzzähne. Sie wurden in den Holzrahmen eingeschlagen und die aus dem Rahmen abstehenden Holzzähne abgèsägt, so daß sie mit dem Rahmen eine gleiche Ebene bildeten. Da aber die Holzzähne sehr oft locker wurden und herausfielen, ging man zu Eisenzinken über. Sie hatten noch den Vorteil, daß sie leichter ins Erdreich eindringen. Wenn bei Trockenheit die hölzernen Eggenzähne nicht tief genug in die Ackererde eindringen, wurde der Rahmen mit mehreren Scheitern und manchmal auch mit einem Brett, auf das sich der Kutscher stellte, beschwert. Der Eggenrahmen besteht aus Hartholz, mit Vorliebe verwendete man Buchen- und Eichenholz.

Eine besondere Längseggenform findet man noch im Waldviertel, wo man die „Bifänge“ vorfindet. Der Abstand der Zähne der „Vierfurchen-Bifangege“ entspricht genau der Bifangbreite, so daß die Zähne den oberen Rückenteil des Bifanges auflockern können. Auch bei der Bifangege trifft man solche mit Holz- und Eisenzinken an. Interessant ist auch, daß man neben den gewöhnlichen Eisenzinken auch solche mit einem Gänsefuß antrifft, die



Holzzahn,
ca. 20 cm lang



Eisenzinken



Eisenzinken
mit Gänsefuß

den neuzeitlichen Kultivatoren gleichen. In Siebenlinden in der Bezirksbauernkammer Zwettl besitzt der Landwirt Mayer eine sogenannte „Schaufelgege“ (siehe Zeichenskizze). Alle Längseggen werden an der linken oder rechten Vorderseite mit einem Lederriemen, einem Strick oder mit einer Kette an den Haken des Drittels befestigt, an welchem die zwei Stränge des Pferdegeschirrs eingelegt sind.

Das Ergebnis dieser Befragung hatte folgendes Ergebnis:

Abkürzungen: L — Längsegge, Q — Queregge, S — Sasumper, T — Sätuch und Bk. — Bezirksbauernkammer.

Bk. Haag: (Anwesende Kursteilnehmer aus . . .)

Haag, Haidershofen — L. u. S. Die beiden Kursteilnehmer behaupten, daß auch in allen Nachbarorten im Bezirk nur L u. S verwendet werden.

Bk. St. Peter in der Au: St. Peter in der Au — L u. S.

Bk. Waidhofen an der Ybbs:

Allhartsberg, Maria Sesal, St. Georgen in der Klaus, Waidhofen/Ybbs und Ybbsitz — L u. S.

Bk. Amstetten:

Biberbach, Neuhofen/Ybbs, Ferschnitz, St. Georgen am Ybbsfeld, Stefanshart — L u. S.

Statt des strohgeflochtenen Sasumpers, der abgerundet ist und sich dem Körper anpaßt, findet man öfters auch eine Blechwanne, die man vom Spengler herstellen ließ. Meist gleicht sie in der Form dem Sasumper.

Bk. Ybbs: Karlsbach — L u. S.

Ybbs — L u. S u. T.

Bk. Melk:

a) Erlauf, Grabenegg und Brunnwiese — L u. S;

b) Sierning, Hösing, Diendorf bei Hürm, Pöttendorf — L u. T;

c) Freyen, Oberneuberg, Schlögelsbach, Heinreichsberg, Wolkersdorf, Waasen, Kohlenberg, Petersberg und Maierhofen — L u. Q u. T;

d) Unter Haag — Q u. S;

e) Arnersdorf, Scharagraben, Zelking, Pöchlarn — Q u. T.

Bk. Mank:

- a) Kettenreith, Kirnberg/Mank, Ockert — L u. S;
- b) Pöllberg — L u. S u. T;
- c) Mank, Hörsdorf, Ruprechtshofen, Rührsdorf, St. Leonhard/Forst — Q u. T.

Bk. Persenbeug und Pöggstall:

- a) Mannersdorf, Neudorf, Nussendorf, Raxendorf, Wallenbach — L u. S;
- b) Hofamt Priel, Pöggstall — L u. S u. T;
- c) Weiten — L u. T.

Bk. Gaming und Scheibbs:

- a) Wieselburg, Purgstall, Steinakirchen am Forst und Scheibbs — L u. S.
Anmerkung: Ein Bauer in der Gemeinde Scheibbs arbeitet mit Q u. T.
- b) Gresten, Lunz am See — Q u. S;
- c) Oberndorf/Meik — Q u. L u. S;
- d) Göstling — Q u. T.

Bk. Kirchberg an der Pielach:

- a) Plambach, Deutschbach — L u. S;
- b) Grünau, Kirchberg a. d. P. — Q u. T.

Bk. Hainfeld und Lilienfeld:

Kaumberg, Thenneberg, Hainfeld — Q u. T.

Bk. St. Pölten:

- a) Haindorf, Hafnerbach — L u. T;
- b) Margarethen a. d. Sierning — L u. Q u. T;
- c) Obergrafendorf, Karlstetten, Prinzersdorf, Flinsbach, Böheimkirchen, Ober-Loitzenberg bei Pyhra, Ratzersdorf, Pottenbrunn, Mauterheim — Q u. T.

Bk. Herzogenburg und Neulengbach:

Die anwesenden 16 Kursteilnehmer aus diesen beiden Bezirken melden nur Q u. T.

Bk. Spitz a. d. Donau:

Spitz/D., Gossam, Wösendorf — L u. T.

Bk. Krems a. d. Donau:

- a) Krems, Weinzierl am Walde, Nöhagen, Reichenauer Amt, Droß — L u. T;
- b) Senftenberg — L u. Q u. T.

Bk. Langenlois:

Elsarn, Langenlois — Q u. T.

Die Bezirkshauptmannschaften Gmünd und Zwettl:

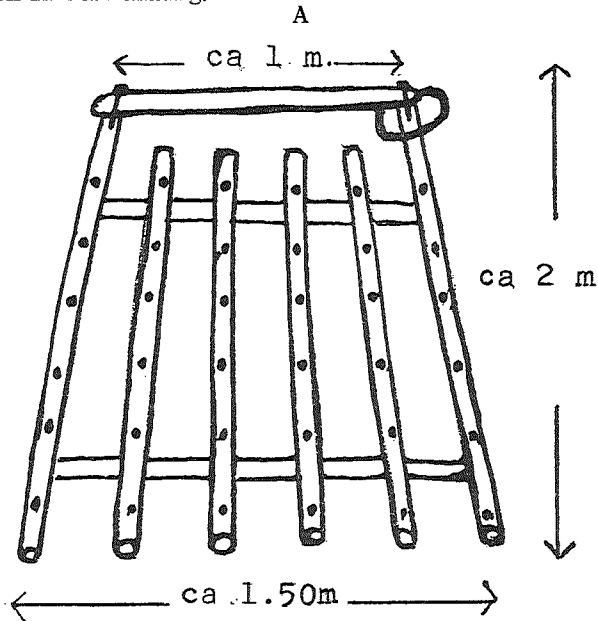
- a) Arbesbach, Schönbach, Ottenschlag, Groß-Gerungs, Grainbrunn, Moniholz, Groß-Nondorf, Groß-Pertholz — L u. T;
- b) Kottes, Weitra — L u. S u. T;
- c) Wendelgraben, Globnitz, Zwettl, Syrafeld, Waldhams, Brand, Dobersberg, Lauterbach, Reibers, Gmünd — Q u. T;
- d) Siebenlinden: Schaufeleggen (siehe Zeichenskizze).

Alle Kursteilnehmer aus dem Wein- und Industrieviertel melden, daß nur Quereggen und das Sätuch verwendet werden, mit Ausnahme von zwei Teilnehmern. Sie teilten mit, daß sie in Scheuchenstein bzw. am Semmering einen Bauern kennen, die eine Längsegge besitzen.

Der landwirtschaftliche Fachlehrer Ing. Gottfried Schuller teilte am 30. April 1954 dem Verfasser folgendes mit:

Skizze A:

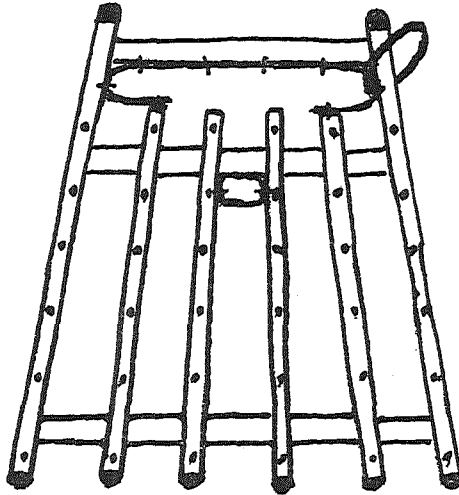
Diese Egge befindet sich im Haus Karl Zottel, Kalkgrub 7, Post Kottes. Nach Angabe des Besitzers waren in Kalkgrub seit jeher nur Längseggen in Verwendung.



Skizze B:

Egge aus Kirchs Schlag, Post Ottenschlag. Nach Angabe Josef Gund-
 ackers in Kirchs Schlag Nr. 13, 84 Jahre alt, sind nur Längseggen in Ver-
 wendung. Vor 50 Jahren gab es noch Eggen mit Holzzähnen und höl-
 zerne Pflüge. Längseggen mit Eisenzinken werden heute noch neu her-
 gestellt, so ließ sich der Landwirt Raimund Köck in Kirchs Schlag im
 Jahre 1953 eine anfertigen.

B



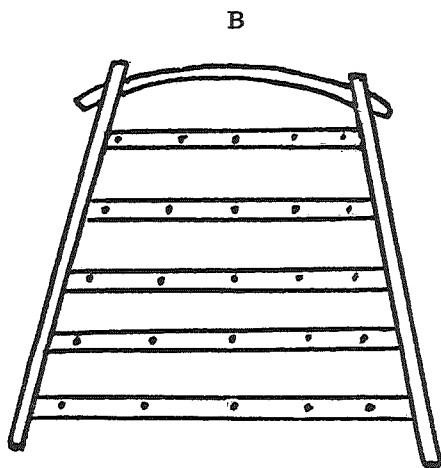
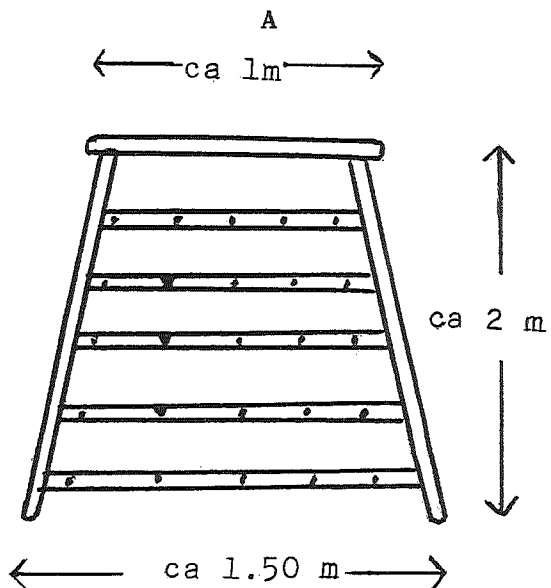
Der Rahmen wurde noch mit einem Eisenreifen beschlagen.

Längseggenformen

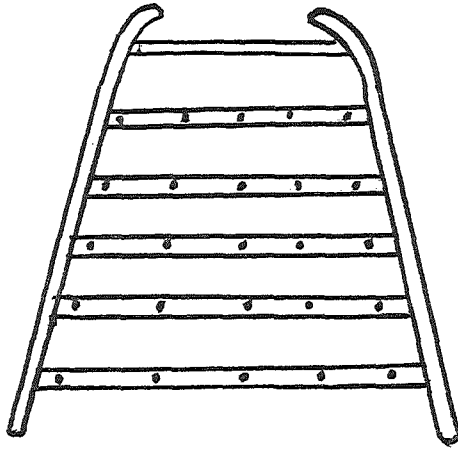
Nach Skizzen von Ing. G. Schuller und den Kursteilnehmern A bis C

Die Kursteilnehmer behaupteten, daß in einer Gemeinde alle drei
 Formen manchmal anzutreffen sind.

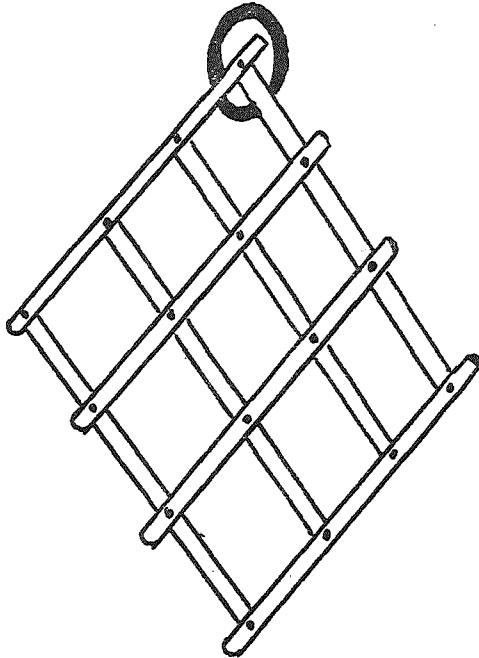
Verschiedene Quereggen
Nach Skizzen der Kursteilnehmer A, B und C



C



Die Quereggen werden in der Mitte an das Drittel befestigt.



Die „Schaufellegge“

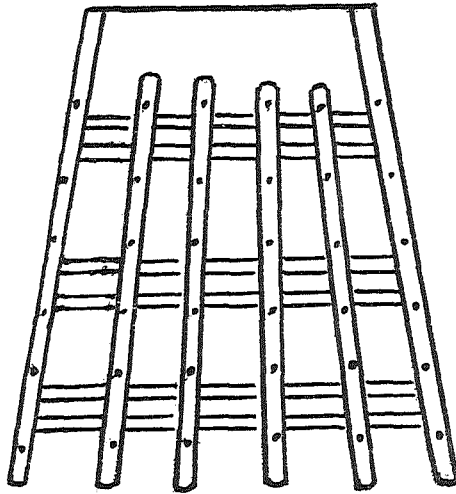
Nach einer Skizze des Kursteilnehmers Anton Mayer von Siebenlinden

Skizze C:

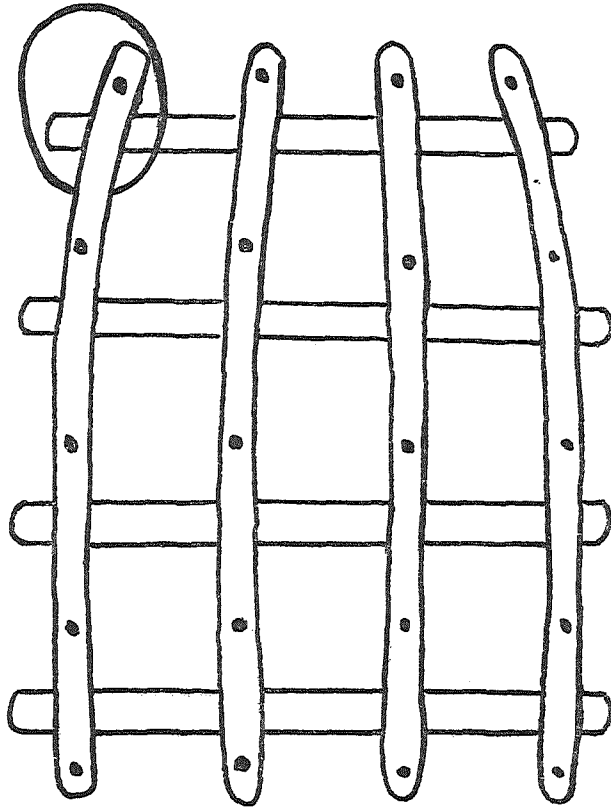
Egge aus Pfaffings, Post Traunstein. Die Querverstrebungen sind Drahrundstäbe, die durch die durchbohrten Zinkenträger durchgesteckt werden. Eine ähnliche Egge sah ich in Pernton bei Schönbach am Kamp.

Im ganzen Bezirksbauernbezirk Ottenschlag wurde keine einzige Queregge vorgefunden.

C



Zu den 3 Längseggen A bis C ist die Fußnote von Interesse.



Die Bifangegge (Maßstab 1 : 10)

Gezeichnet von Ing. Anton Schuller, landwirtschaftlicher Fachlehrer.
3 Arten: a) Holzzähne, b) Eisenzinken, c) Eisenzinken mit Gänsefuß.

Ein volkscundlicher Beitrag zur Flachsverarbeitung im Ötztal in Tirol

von Hans Haid-Längenfeld

Wie in vielen Gegenden Tirols stand auch im Ötztal der Flachs-
bau und dessen Verarbeitung auf hoher Blüte. Erste Nachweise
über Flachsbaum im Ötztal können in den ältesten Güterbeschreibungen
des Klosters Frauenchiemsee in Bayern und des Schlosses
Petersberg bei Silz im Oberinntal aus den Jahren 1288, 1300, 1406
und 1410 vermutet werden, da mehrere Höfe im Ötztal zu dieser
Zeit neben anderen Abgaben auch „slegtuch“ abliefern mußten. Ob
damit Leinwand oder Wollentuch (Loden) gemeint war, ist nicht
ganz klar. Die erste verlässlichste Quelle über den Flachsbaum im
Ötztal findet sich im Tiroler Landreim des Georg Rösch aus dem
Jahre 1558, wo es in Vers 39 heißt : „Vil har wachset im Eetzal“.
Mit dem „Har“ ist der Flachs gemeint, denn auch der Volksmund
kennt nur die Bezeichnung „Hoor“. Das Hausbuch des Christoph
Rott, chiemseeischer Kammerer und Gastgeb in Ötz meldet im
Jahre 1619, daß von gewissen Besitzungen in Ötz „ein Sack Har dem
löblichen Gotshaus und Kloster Stams jährlichen reichen und
geben müessen“. In einer Aufstellung der Bezüge des Kuraten von
Umhausen vom Jahre 1638 bezog dieser an Feldzehent außer 120
Star Getreide auch sieben Säcke Flachs. Daß der Ötztaler Haar
besonders gut war, beweist der Satz in einer Beschreibung des
Gerichtes Petersberg, zu dem das ganze Ötztal ja gehörte, aus dem
Jahre 1788: „Im Ötztal wird allgemein eine beträchtliche Masse
des feinsten Flachses erzeugt und davon ein ansehnlicher Teil auf
die Bozner Märkte und in das römische Reich abgesetzt“. Noch
im Jahre 1931 erzielten die in einer Genossenschaft vereinigten
Flachsbauern von Umhausen mit ihrem Flachs bei einer Ausstel-
lung in Wien den ersten Preis. Die Hochblüte des Flachsbaues war
um diese Zeit aber schon vorbei, denn gegen Ende des 19. Jahrhun-
derts begann der Flachsbaum unrentabel zu werden, da der Markt
mit billiger Fabrikware beliefert wurde.

In frühesten Zeiten wurde vermutlich im ganzen Ötztal nur
weißer Haar erzeugt. Dann setzte sich zuerst in Sautens und Ötz
die Produktion von grauem Haar durch und gelangte über Umhau-

sen erst in diesem Jahrhundert nach Längenfeld, das am längsten am weißen Flachs festhielt. Es soll daher nur die Arbeit am weißen Flachs geschildert werden.

Flachs gebaut wurde fast im ganzen Ötztal. So ist im 17. und 18. Jahrhundert sogar Flachs in Niederthai bei Umhausen und in Gries bei Längenfeld auf 1580 m Seehöhe nachgewiesen. Volkskundlich von einigem Interesse sind die Bezeichnungen und Benennungen von Geräten und Arbeitsweisen in der Haarverarbeitung. Obwohl diese Ausdrücke im allgemeinen im ganzen Ötztal gleich sind, bestehen doch in der Färbung der Worte gewisse feine Unterschiede und es soll in dieser Abhandlung in der Benennung das Talbecken von Längenfeld herangezogen werden, da dort die konservativste und urtümlichste Form erhalten geblieben ist. Da seit mehr als 30 Jahren der Flachsbau nicht mehr betrieben wird, erlöschen und versinken damit auch die dazugehörigen Benennungen und Bezeichnungen. Auf eher feuchten Böden wurde sehr „fleaße“ (flach), also nur 8 bis 10 cm tief umgebaut. Der Acker mußte für den „Hoor“ besonders fein von Erdknollen gesäubert werden („ogeknölet“), Dies geschah mit Rechen, mit denen die Knollen zerschlagen wurden und anschließend noch mit der „Egeta“ (Egge). Dann konnte gesät werden und dies war eine besonders heikle Arbeit, denn der Leinsamen mußte dünn und gleichmäßig gesät werden. In jedem Ort gab es ältere Männer, die sich besonders gut darauf verstanden. In anderen Orten wurde der Samen nicht gesät, sondern mit der Hand gesetzt. Um eine gleichmäßige und dünne Saat zu erreichen, wurde der Samen mit Sand vermengt.

Anschließend wurde oft noch einmal mit der „Egeta“ über den Acker gefahren, um den Samen in die Erde zu treiben, diese Arbeit war das „Inegetn“ (eineggen) und zuletzt wurde der Acker mit dem „Wolgar“ (Holzwalze) angewalzt. Bald danach ging die Saat auf und es begann die langwierige und beschwerliche Arbeit des Jätens, die knieend verrichtet wurde.

Gegen Ende Juni oder Anfang Juli begann der Flachs zu blühen und ein Monat später verfärbten sich die „Pöllen“ (Pollenfruchtkapseln) gelblich und bald war der „Hoor“ reif zum „Röpfn“ (Rupfen), also zum Ausreißen. Die kleinen Büschel ausgerissenen Flachses, „Rotzn“ genannt, wurden von der Erde befreit und zum „Rifflwogn“ (Riffelwagen) gebracht. Es war dies ein Leiterwagen, wie er auch zum Einführen des Heues verwendet wurde, war aber innen mit Leinentüchern und Teppichen austapeziert. Auf dem Wagen war der Länge nach der „Rifflbamen“ befestigt und auf diesem waren die „Riffle“ (Riffel). Durch die Riffel wurden nun die „Rotzn“ gezogen und die „Pöllen“ fielen in den „Rifflwogn“.

Die „ogeriffeltn“ (abgeriffelten) Pollen bildeten ein gutes Beifutter für Schweine und junge Kälber. Letzteren wurden die Pollen, „Linsat“ genannt, in getrocknetem Zustand zum Fressen gegeben. Den Schweinen wurden sie in die „Gschpiüela“ (Abwaschwasser) gegeben und mit „Heplüemen“ (Heublumen) vermischt in den Napf geschüttet.

Die geriffelten Bündel wurden mit Roggenstroh gebunden, auf einen Wagen geladen und zu den „Reasen“ gebracht. Diese „Reasen“ waren quadratische Löcher im Ausmaß von etwa 4 x 4 m und einer gleichmäßigen Tiefe von etwa 0,5 m, in die der „Hoor“ mit den „Stochlen“ (Stacheln = Wurzeln) nach oben und den Spitzen nach unten gelegt wurde. Auf den nun ausgebreiteten „Hoor“ wurden die sogenannten „Reaßladne“ (Bretter, die genau auf die Größe der „Reasa“ zugeschnitten waren und immer zu diesem Zweck verwendet wurden) gelegt und mit Steinen „oongschwarcht“ (beschwert). Erst dann konnte das Wasser „ingelott“ (eingelassen) werden.

In diesen „Reasen“ blieb der Flachs 14 Tage bis 3 Wochen und wurde erst herausgenommen, wenn er sich knicken ließ, er mußte „graschtlen“ (knistern). Der Stamm des Haares setzt sich aus dem Holzigen Stiel in der Mitte, den „Agnen“ und den sie umgebenden Fasern, dem eigentlichen Haar zusammen. Diese und die folgenden Arbeiten dienten dem Zwecke, die „Agnen“ zu beseitigen.

Zuerst wurde also der Flachs in den „Reasen“ freigelegt. Steine und Bretter wurden weggenommen, der Flachs wurde „ohgchwarcht“ und mit langen Stielen, an deren Ende Eisenzacken befestigt waren, aus dem Wasser gezogen. Die herausgezogenen Haarbüschel, „Pöezn“ genannt, wurden auf Wagen verladen und auf ein abgeerntetes, trockenes Feld geführt und dort gleichmäßig verteilt und aufgebracht, damit er „landen“ (trocknen) konnte. Mit eigenen „Hoorgoblen“ (dreizackigen Holzgabeln) wurde der Flachs von Zeit zu Zeit umgekehrt und wurde, wenn er trocken war, verladen und zum „Pluil“ gebracht. Der „Pluil“ war eine durch Wasserkraft betriebene einfache Maschine, bei welcher durch ein Wasserrad zwei schwere Bäume, die sich abwechselnd hoben und senkten, angetrieben wurden, die auf eine große Steinplatte schlugen. Die schweren Bäume, die „Pluilbamen“, schlugen auf die Haarbüschel, die auf den Sein gelegt wurden; der Flachs wurde also ordentlich „orklöcket“ (zerklopft), so daß die „Agnen“ möglichst oft gebrochen waren.

Die Arbeit am „Pluil“ war seit Jahrhunderten geregelt und es bedurfte einer genauen Einteilung, denn mehr als 40 Bauern mußten mit zwei „Pluil“ auskommen. Gearbeitet wurde Tag und

Nacht und das Dröhnen der niedergeschlagenen Bäume hallte Tag und Nacht durch die Dörfer.

Nachdem die „Wuuzle“, wie die Haarbüschel genannt wurden, ausgiebig zerklopft waren, wurden sie nach Hause geführt und dort wurden aus dem wirren, zerzausten Haufen, „Ritten“ genannt, die „Zurfen“ gemacht, also die Fasern geordnet, geradegestreift und zu Haufen gelegt. Jetzt ging es mit den „Zurfen“ in die „Schwinghütte“ (Schwinghütte), denn die „Agnen“ waren nach dem „Pluilen“ wohl mehrfach geknickt, aber nicht beseitigt. Die Arbeit in den Schwinghütten fiel bereits in die Zeit um Allerheiligen und da ist es in dieser Gegend bei durchwegs mehr als 1000 m Seehöhe und zudem an den Bächen sehr kalt. Die Schwinghütten bestanden in der Hauptsache aus großen, hölzernen Schwungrädern, die vom Wasser angetrieben wurden. Neben den großen Rädern waren die „Beischwingen“ befestigt. Zwischen Rad und Beischwinge wurde der Flachs eingezwängt, zerschlagen und zermalmt, so daß die „Agnen“ endgültig herausfielen. Es war nicht allein die kalte Außentemperatur der späten Jahreszeit, sondern vor allem das vom Bach heraufspritzende Wasser, das den Frauen und Mädchen in den Hütten besonders zusetzte. Und doch waren diese Stunden bei Tag und Nacht ein beliebter Treffpunkt zwischen Burschen und Mädchen. Ebenso wie am „Pluil“ waren auch in der Schwinghütte vorwiegend Frauen und Mädchen beschäftigt. In den Nächten kamen dann die Burschen in die Schwinghütte. Nicht wenig glückliche Ehen sind bekannt, die in der Schwinghütte angebahnt wurden.

Nachdem also der „Hoor geschwungen“ war, wurde er nach Hause gebracht. Obwohl die „Agnen“ beseitigt waren, war er noch nicht fertig zum Spinnen. Er mußte noch „gehachelt“ werden, also die „Hachla“ (Hachel) gezogen werden, um ihn „richten“, also geradeziehen zu können. Zuerst wurde er durch eine grobe und dann durch eine feinere Hachel gezogen. Endlich war der Haar reif zum Spinnen und wurde in diesem Zustand „Warch“ genannt. Das grobe „Warch“ wurde zu groben Tüchern und Säcken verarbeitet, während das feine „Warch“ zu Bettzeug, Hemden und anderen feinen Leinenarten verarbeitet wurde. Letzteres wurde noch „gekartet“, also mit der „Kartatsche“ fein zerrieben.

„Gekartet“, gesponnen und gewebt wurde nur das „Warch“, das zum Eigenbedarf erforderlich war. Das zum Verkauf bereitgestellte „Warch“ wurde in selbstgefertigte Leinensäcke gefüllt und an die regelmäßig erscheinenden „Hoorhandlar“ (Haarhändler) verkauft.

Bei einer Anbaufläche von 60 Latten (altes Ötztaler Flächenmaß, 1 Latte = 41,36 m², 60 Latten sind daher ca. 2480 m²) ergab

es eine Warchmenge von 15 Säcken oder in verarbeitetem Zustand von einem Tuch mit etwa 80 m Länge und 0,80 m Breite. Für einen Sack „Warch“ gaben die Haarhändler im vorigen Jahrhundert 20 Gulden. Das entsprach in der damaligen Zeit dem Dienstbotenlohn für ein Jahr. Eine Kuh war im Vergleich dazu um 60 bis 70 Gulden zu bekommen.

Der Erlös für den Flachs war auf den ersten Blick also gar nicht so schlecht und bedeuteten für den Bauern eine echte Einnahmsquelle. Wiederholt wurde darauf hingewiesen, daß die Öztaler dem Flachs ihre Existenz verdanken. In anderen Gebirgstälern Tirols, die keinen Flachsbaubau hatten, mußten die Kinder und Männer auswärts arbeiten wie die Paznauner oder mußten auswandern wie die Pitztaler und Kaunertaler. Es muß aber erwähnt werden, daß mit der Flachsverarbeitung ungeheuer viel Arbeit verbunden war. Für die Verarbeitung von Flachs, der auf einer Fläche von 60 Latten gebaut wurde, waren zusammengerechnet 200 Arbeitstage erforderlich. Eine Person hätte daher das ganze Jahr durch nur mit dem Flachs zu tun gehabt.

Die Arbeit in den Stuben am Spinnrad, am Schwungrad, Spulrad und Roller und schließlich bei den Hauswebern dauerte den ganzen Winter hindurch und manch starkes und als besonders gut gerühmtes Leinen ruht in den Truhen der Bauernhäuser und deckt noch Betten in einfachen Kammern unserer Häuser. Ältere und konservative Männer tragen zum Anzug aus selbstgefertigten Loden die „Pfoaten“ (Hemden) aus selbstgefertigtem Leinen. Mit dem Erlöschen des Flachsbaues ist eine uralte Tradition verschwunden und mit ihr verschwinden die alten Namen, die Geräte und Hütten zum „Pluien“ und „Schwingen“.

Verwendete Quellen: „Die Bauernarbeit im Öztal einst und jetzt“ von Franz Josef Gstrein, Bauern in Ötz, Innsbruck 1932 und „Zur Geschichtskunde des Ötztales“ von Otto Stolz im „Öztaler-Buch“ (Schlern-Schrift 229), Innsbruck 1963.

Art und Bedeutung der landwirtschaftlichen Geräte der deutschstämmigen Kolonisten in Südamerika

(Mit zwei Zeichnungen und fünf Aufnahmen)

Von Karl Ilg

Als die deutschstämmigen Kolonisten durch die erste brasilianische Kaiserin und österreichische Erzherzogin Leopoldine zur Urbarmachung weiter Landstriche des Riesenlandes — Brasilien ist so groß wie ganz Europa vom Atlantik bis zum Ural — gerufen wurden, spielten von Anbeginn an bestimmte Geräte eine ganz hervorstechende Rolle.

Zu einem wesentlichen Teil hatten die Kolonisten diese aus ihrer europäischen Heimat — das heißt aus den damaligen deutschen Notstandsgebieten, aus Pommern, dem Harz, dem Hunsrück, den Vogesen, dem Schwarzwald, dem Bayrischen- und dem Böhmerwald, sowie aus den Alpen mitgebracht. In jeder Anwerbung wurde angeraten und ausgeschrieben, vor allem keine Möbel außer Truhen, wohl aber Bettwäsche, Decken, Kleider und landwirtschaftliche Geräte mitzunehmen, während Saatmaterial an Ort und Stelle verabreicht würde.

Ehevor wir auf die Darstellung dieser Geräte eingehen, erscheint es wohl angebracht, einiges Grundsätzliche zur Geschichte und Leistung der deutschstämmigen Kolonisation, über ihr Ausmaß und über das Land vorausschicken! Nur so kann auch das nötige Verständnis für das Spezialproblem geweckt werden.

Bei der Meisterung der Kolonisten-Aufgabe waren die Geräte sicherlich treue Helfer. Nicht minder wichtig war aber die Hand der deutschen Kolonisten, die sie gebrauchte. Es ist höchste Zeit, auf diese Menschen aufmerksam zu machen und ihrer Leistung ein Denkmal zu setzen.

Das Heer dieser „Namenlosen“ hat nicht minder Großes geleistet, als jene jugendliche österreichische Erzherzogin, die Tochter Franz I., welche ganz nach dem Vorbild ihrer Urgroßmutter Maria Theresia handelte und, begleitet von einem tüchtigen Stab von

Beamten, Militärs und Wissenschaftlern, Brasilien von der Abhängigkeit von Portugal löste und ihm politisch, wirtschaftlich und kulturell einen eigenen Platz an der Sonne zu sichern begann. Leider sind beide Leistungen, jene der Kolonisten sowie der Erzherzogin in Europa kaum bekannt. 1822 bewegte sie den wankelmütigen Pedro I. zur Erklärung der „Intependencia“ (Unabhängigkeit) und rief bald darauf ihre Landsleute zur Kultivierung des Landes auf. Zwei Jahre später, am 25. Juli 1824, setzte die erste größere deutsche Kolonistengruppe bei Sao Leopoldo an Land, sofern wir von einigen noch früheren, fehlgeschlagenen kleineren deutschstämmigen Kolonisationsversuchen im Raume von Novo Friburgo (unter Major Schäffer, 1818) absehen. Seitdem wird der 24. Juli als „Dia do colonos“, als Tag der Kolonisten (schlechthin), wie ein Staatsfeiertag begangen.

Um diesen Leistungen nachzugehen und sie der Vergangenheit zu entreißen, machte ich mich in den Jahren 1965/66 und 1968 zu zwei großen über fünf bis sechs Monate sich erstreckenden Forschungsfahrten auf, wobei ich dankenswerterweise die wohlwollende Unterstützung des österreichischen Forschungsrates und der Landesregierungen von Tirol und Vorarlberg genoß.

Hatte ich auf der ersten Reise auf der Erde — von den Flügen ganz abgesehen — 15.000 km in landesüblichen Omnibussen, auf Lastwagen, Jeeps, auf den Rücken der braven „Mulas“ und nicht zuletzt zu Fuß zurückgelegt, so waren es das zweite Mal 25.000 km geworden, nachdem wir — meine einzige Begleiterin war meine Frau — auch Perú in die Studien mit einbezogen. Ich wollte trotz aller Beschwerden so reisen, wie der einfache Kolonist auch, um so auch in allem möglichst wahrhaftig die Lebensumstände kennen zu lernen, unter welchen die oben angedeutete Kulturleistung erbracht werden mußte und muß! Die Straßenverhältnisse sind in dem großen und relativ vielfach menschenarmen Landesinnern begreiflicherweise nicht überall zum besten bestellt. An Stelle der asphaltierten Straßen treten gepflügte, mit rotem Staub erfüllte. Häufig gibt es nur noch Wege und dann Pfade, welche durch den Urwald oder an wilden Abgründen vorbeiführen. Auf schwankenden Hängebrücken, andere ohne Geländer, werden oft Flüsse überquert.

Diesen Schwierigkeiten begegnet jeder Kolonist im Interior immer wieder.

Im Zusammenhang mit den Geländeschwierigkeiten wäre unbedingt auch auf die Insekten- und Mikrobengefahr, auf Schlangen und andere wilde Tiere hinzuweisen.

Neben den Schwierigkeiten des Klimas und des Geländes, der Verkehrsverhältnisse u. ä. sind es weiters jene, welche der Verkehr mit dem Menschen verursacht. Auch heute ist die Sicherheit des Lebens nicht stets verbürgt und ein unbedacht abgegebener Schuß oder ein im Zorn oder Rausch gezückter „facão“ löscht immer wieder einmal im Interior ein Menschenleben aus. Man muß sich auch vor Habsucht und Raub vorsehen.

Allein, wie viel größer waren alle diese Schwierigkeiten zum Beginn der Kolonisierung: damals gab es weder Straßen, noch Wege und Brücken. Der Zugang in den Urwald erfolgte fast einzig und allein auf dem Wasserwege. In kleinen Booten zogen die Mutigen flußaufwärts, um alsdann an geeigneter Stelle zu landen, ein Lager aufzuschlagen und von hier aus mit dem Buschmesser zunächst einmal einen Pfad zu schlagen, von dem aus alsdann das zugesprochene oder anderweitig erworbene Gelände aufzuschließen, zu roden und darin die erste „Roç“ anzulegen war.

Doch gerade hierin entstand aber häufig eine große Gefahr und Schwierigkeit, denn nicht selten hatten dieses Gelände zuvor Indianer als Sammler und Jäger benutzt und seit alters als ihr Eigentum betrachtet. Sie verstanden nicht, daß ihnen dieses Land nun der Staat abnahm, wenn sie keinen formalen Rechtstitel nachweisen konnten, und „ihr“ Boden an andere Käufer verteilt wurde. So kam zu allen anderen Nöten jene des unheimlichen Buschkrieges, die ständige Gefahr des Überfalles und Totschlages, der Zerstörung der gerade erst mühselig erworbenen Habe und Heimat, sowie der Menschenraub. Diese Seite des ersten Kolonistendaseins war besonders opfervoll.

Ein Tatsachenbericht aus Santa Catarina aus den Jahren 1850/60 mag dieses wohl besser als viele andere Worte darzutun¹⁾:

„Als mich vor vielen Jahren die Buger raubten, war ich ein kleiner Junge von sechs bis sieben Jahren.

Meine Erinnerung geht auch genau nur bis an den Unglückstag, an welchem mich die Wilden raubten, zurück. Von früher weiß ich nicht mehr viel. Nur daß ich Eltern hatte, mit denen ich in dem Häuschen wohnte, das die Buger überfielen, ist mir erinnerlich. Jedoch habe ich die näheren Umstände später von den ehemaligen Nachbarn meiner Eltern erfahren. Demnach war dieser Bugerüberfall einer der grausigsten, die es je gegeben. Die Wilden ermordeten an dem Tage eine ganze Anzahl Familien, darunter meine Eltern, plünderten und brandschatzten die Häuser und töteten das

¹⁾ E n t r e s, Gottfried: Gedenkbuch zur Jahrhundert-Feier deutscher Einwanderung in Santa Catharina. Florianopolis 1929.

Vieh. Warum sie mich mitnahmen und nicht auch töteten, wie die anderen Kinder, ist mir nie ganz klar geworden.

Dunkel erinnerlich ist mir noch, wie mich die Wilden mit in den Wald schleppten. Als wir im Lager der Wilden ankamen, wurden wir mit furchtbarem Freudengeheul von den alten Weibern und Kindern, die dort zurückgeblieben waren, empfangen. Ich wurde nicht gleich bemerkt, denn zuerst hatte man vollauf mit dem Auspacken der bis oben gefüllten Körbe zu tun, welche die jüngeren Weiber mitbrachten, man muß nämlich wissen, daß die Mehrzahl der Wilden, welche man bei solchen sogenannten Ausbrüchen beobachtet hat, und welche man gemeinhin durchwegs für Männer hält, in Wirklichkeit Frauen sind. Da die beiden Geschlechter dieselbe Haarfrisur tragen, im übrigen aber sozusagen vollständig nackt sind, sind sie von weitem gar nicht zu unterscheiden. Es ist das aber leicht, wenn man weiß, daß die Männer bei solchen Ausfällen nur mit Waffen, niemals aber mit Körben versehen sind, während die Weiber wiederum keinerlei Waffen, sondern nur ihre Tragkörbe haben, wohinein sie das gestohlene Gut packen, sobald die Krieger die Weißen getötet oder verjagt und die Häuser erbrochen haben.

Auf einmal trat ein älterer, furchtbar häßlicher Mann auf mich zu. Es war der „Pataema“, der bei den Wilden die Stelle eines Priesters und Medizinmannes zu gleicher Zeit versieht. Nachdem er mich mit dem Blick eines wilden Tieres sekundenlang angestarrt, fing er plötzlich an, mich mit der Faust auf die Brust zu schlagen. Die ersten zwei, drei Schläge ertrug ich standhaft, als er aber fortfuhr, meine kleine Brust mit seinen großen Fäusten zu bearbeiten, schrie ich laut auf vor Schmerz. Darauf schien die ganze Gesellschaft gewartet zu haben; denn während vorher gelegentlich der „Untersuchung“ verhältnismäßige Ruhe geherrscht hatte, brachen jetzt bei meinem Aufschreien diese ungeschlachten Menschen in ein allgemeines infernales Gelächter aus, und dieses Freudengeheul wiederholte sich, so oft mich der „Pataema“ durch allerhand Manipulationen, welche er noch an mir vornahm, zum Aufschreien brachte.

Als mich endlich der Pataema losgelassen hatte, bemächtigten sich die Kinder meiner. Zuerst zerrten sie nur an mir herum, aber dann wurden sie frecher. Sie ritzen mich mit ihren Schneideinstrumenten und kitzelten mich mit den Spitzen ihrer kleinen Pfeile, und dabei konnte man es den lüsternen Augen ansehen, daß sie gar zu gern einmal an mir versucht hätten, ob sie auch imstande seien, ein Bleichgesicht in die ewigen Jagdgründe zu befördern.

Und wer weiß, ob sie schließlich nicht Ernst gemacht hätten, wenn nicht auf einmal der Häuptling vor mich hingetreten wäre. Als er einige barsche Worte an die mich mißhandelnden Jungen richtete, stoben sie sofort nach allen Seiten hin auseinander. Dann wandte der Häuptling seinen Blick auf mich und sah mich lange, wie mir schien prüfend, aber nicht übelwollend an. In seiner unmittelbaren Nähe standen seine drei Weiber, welche sich von Zeit zu Zeit an ihn schmiegen.

Auf einmal reckte er sich hoch auf, legte den Arm um die jüngste und hübscheste seiner Frauen, und als diese beglückt zu ihm aufblickte, sprach er lange auf sie ein.

Die junge Frau — sie hieß mit ihrem Rufnamen „Kruro“ und ich nannte sie in der Folge „Mutter“ — kam dann auf mich zu, und indem sie mich gütig ansah, nahm sie mich auf den Arm und drückte und tätschelte mich. Und ich, der ich mich noch eben von der Berührung der anderen Weiber gefürchtet und gewehrt habe, empfand auf einmal bei der jungen Frau ein Gefühl des Geborgenseins, das mich veranlaßte, meine Ärmchen um ihren Hals zu klammern und mein Köpfchen fest bei ihr anzuschmiegen.

Das schien der ganzen Gesellschaft zu imponieren, und es erhob sich ein lautes Beifallsgemurmel. Meine Pein aber hatte damit ein Ende, denn ich galt jetzt als Häuptlingssohn, und meine neue Mutter litt es nicht, daß ich noch irgendwie mißhandelt wurde. Sie gewann mich mit der Zeit wirklich so lieb, als ob ich ihr eigenes Kind gewesen wäre, und ich verehrte sie aufs innigste.

Natürlich hat sie mir dann später auch erzählt, was damals, ehe sie sich meiner annahm, zwischen ihr und dem Häuptling verhandelt wurde. Der letztere hatte demnach auf einmal Gefallen an mir gefunden, und da ihm seine eigenen Söhne nicht geeignet erschienen, einst an seine Stelle zu treten, beschloss, mich an Kindesstatt anzunehmen. Da er mit Kruro, seiner Lieblingsfrau, keine Kinder besaß, so hatte er sie gebeten, die Mutterstelle bei mir zu übernehmen, und sie hatte sich aus Liebe zu ihm bereit gefunden. Diesen Entschluß muß man der Frau umso höher anrechnen, wenn man bedenkt, daß der Wilde den Weißen nicht als Mitmensch betrachtet, sondern ihn wie irgend ein ekelhaftes Geschöpf verachtet.

Als der Akt meiner „Adoption“ vorüber und der Abend hereingebrochen war, gab man sich dem üblichen Lagerleben hin. Die geraubten Sachen wurden verteilt, und es ging an das Braten des mitgebrachten Fleisches.

Hoch loderten die Lagerfeuer, und dazwischen und rundherum führten die Wilden von lautem Gejohle begleitete Tänze auf. Als

ich am nächsten Morgen erwachte, war es bereits spät am Tage, aber trotzdem schlief alles noch, und als ich mit Grausen die Begebnisse des vergangenen Tages überdachte, kam mir auf einmal der Plan zu entfliehen. Es wäre gut gegangen, denn alles schlief und niemand achtete auf mich. Aber wohin? Ich hatte keine Ahnung, wohin ich hätte laufen sollen, um aus dem Urwald herauszukommen. Selben Tags wurde das Lager noch aufgehoben, und es ging etwa eine Tagesreise waldeinwärts, wo neue Ranchos aufgestellt wurden. Und so ging es dann Tag für Tag, immer weiter in das Dunkel des unermesslichen Urwaldes hinein.“

Ich bin selbst einigen Kolonisten begegnet, die mir versicherten, ihre Eltern wären geraubt worden, oder anderen wieder mit Indianerabstammung, welche mir erzählten, daß sie als Kinder bei einem Racheakt der Kolonisten auf einer Indianersiedlung übrig geblieben und von ihnen mitgenommen worden seien.

Die Auseinandersetzung mit den Indianern konnte aber bereits in der ersten Nacht der Ankunft und Niederlassung auf dem „Los“ eintreten . . . „Los“ nannte man die Grundfläche, welche anfänglich 48 ha, später 24 ha betrug und von den Landmessern ausgemessen gewesen war. Ein „Los“ war es insoweit, als niemand die Qualität dieser urwaldbestandenen Fläche ermessen konnte und daher sehr viel Ungewisses, Schicksalhaftes erwarb. In den ersten Jahren der Kolonisationsgeschichte wurden aber die Grundflächen nicht selten in der Tat durch das Los erworben, wie weiland von den Germanen zur Zeit Tacitus. Die deutsche Bezeichnung Lus bedeutet dasselbe.

Nicht selten nächtigte die Familie in den ersten Nächten in den Ranchos der vertriebenen Indianer, die aber mitunter nächtlicherweile zu ihren Hütten zurückkehrten und so schon gleich am ersten Tage der Heimatgründung Tod und Verderben brachten.

Doch, auch wenn dieses nicht der Fall war, waren die ersten Nächte und Tage für jede Familie im Urwald voll Gefahr und Schrecken. Schauererregend wirkten die furchtbaren Unwetter. Lassen wir einen Kolonisten jüngster Vergangenheit (1924) darüber berichten. Seine lebendige Schilderung erinnert mich an gleiche eigene Erlebnisse:

„Meine Frau sah nicht das Reizvolle der Landschaft. Sie sah nur das Duster-Herbe des Urwaldes im Dämmerdunkel des Abends und die verlassen Hütten der Bugre-Indianer, die wohl ein Dach aus Palmblättern, aber kaum Wände hatten.

Wir packten die herumliegenden Sachen eilig in die Koffer, dann suchte meine Frau mit den Kindern trockenes Holz und ich schaffte eine genügende Menge des frei überall üppig wuchernden Farnkrautes herbei, stopfte dieses in die Strohsäcke und machte

damit — nachdem ich zuvor den Boden der Hütte mit Reisern gereinigt — sowie mit den mitgebrachten Decken und Federbetten ein weiches Lager für die Nacht zurecht.

Nach dem Essen brachten wir die Kinder zu Bette. Hierauf bauten wir beim Schein einer Kerze die Barrikade mit den von der Seitenwand erübrigten Kisten noch etwas höher auf, bedeckten sie zur Vorsicht mit leeren Säcken und verstauten das Bettzeug in einem Koffer. Ein Zeltblatt und unsere Mäntel lagen für alle Fälle bereit — dann legten wir uns zur Ruhe.

Aber man konnte nicht schlafen. Die Luft wurde immer schwüler. Man hatte den Eindruck, als ob sie aus einem geheizten Backofen käme. Es war eine dunkle, schweigende Nacht. Kein Laut drang durch die dichte Finsternis, die uns umgab. Der monotone Ruf der Eule, der heisere Schrei des Käuzchens war verstummt. Nur das leise Murmeln des Waldquells klang auch heute wieder beruhigend durch die Stille. Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere, ebenso meine Frau. Eine eigentümliche Spannung lag in der Luft, die uns nicht schlafen ließ. Dazu die ungewöhnliche Schwüle dieser Nacht, die uns den Schweiß aus den Poren trieb. Endlich schliefen wir doch ein.

Ein furchtbarer Donnerschlag weckte uns gegen Mitternacht aus unserem Schlummer auf, so daß wir erschreckt in die Höhe fuhren. Es blitzte ununterbrochen. Lang anhaltend und dumpf dröhnend rollte noch das Echo des Donners durch den nächtlichen Wald. Plötzlich zerriß wieder ein blendender Blitz das Dunkel, dem ein so schmetternder Donnerschlag folgte, daß die Erde zu beben schien. Die Kinder schrien vor Schreck laut auf und verkrochen sich angstvoll unter ihre Decken. Es war der Auftakt zu einem höllischen Konzert, wie wir es bisher noch nicht erlebt hatten. Die atmosphärische Spannung hatte nun den Höhepunkt erreicht. Blitz folgte jetzt auf Blitz und Schlag auf Schlag. Die elektrischen Entladungen folgten einander so unvermittelt, daß die Hütte und die ganze Umgebung minutenlang von dem magischen Licht fast taghell erleuchtet war, und die Donnerschläge waren so betäubend, daß auch dem mutigsten Menschen das Herz dabei erbeben mußte. Es war ein Krachen und Knattern, ein Bersten und Brüllen, Rollen und Dröhnen immerfort, immerzu, ohne Pause, daß man es gar nicht drastisch genug zu schildern vermag. Das Trommelfeuer einer Schlacht konnte nicht schlimmer sein. Ich wollte meiner Frau etwas sagen, aber es war unmöglich, sich verständlich zu machen.

Schwere Tropfen klatschten gegen das Dach, erst vereinzelt; aber dann begann ein Brausen, Rauschen und Tosen, als ob alle Schleusen des Himmels geöffnet wären. Das ausgetrocknete Blät-

terdach vermochte die vom Himmel stürzenden Wassermassen nicht mehr zu halten und bald begann es überall zu tropfen und zu rinnen. Das Wasser fand seinen Weg in die Hütte. Mit einem Sprung war ich auf, riß beim Leuchten der Blitze das Zeltblatt aus einer Kiste und deckte es über die Kinder, dann schoben wir unser Lager in die Mitte des Raumes und breiteten unsere Mäntel darüber hin.

Ein klirrendes Krachen riß mich aus meiner gebückten Stellung hoch. Ich blickte hinaus. Der Blitz hatte oberhalb der Mulden in eine Pinie eingeschlagen. Eine Feuergarbe schoß hinter den im Vordergrund stehenden Bäumen empor und dann loderte der brennende Baum wie eine riesige Fackel kirchturmhoch gegen den Nachthimmel auf. Ein schaurig-schöner Anblick. Der wolkenbruchartige Regen löschte jedoch das Feuer bald wieder.

Wir lagen in der Mitte des Raumes dicht nebeneinander. Aber die eindringende Flut fand ihren Weg überall hin. Der Wind trieb die Regenschauer von der Giebelseite herein, in mehreren Rinnsalen strömte das Wasser über den festgestampften Boden der Hütte hin und floß schließlich unter unserem Rücken durch, Strohsäcke, Decken und Mäntel durchnässend und durchfeuchtend. Von oben, von unten, von allen Seiten kam das Wasser. Wieder und wieder schlug es ein; manchmal flammten ganze Feuergarben auf und der Donner der Entladung hallte schaurig durch den Wald. Äste krachten zu Boden und ein Brausen und Tosen, ein Krachen, Rollen und Dröhnen lag in den Lüften, daß einem angst und bange werden konnte.

Man konnte nicht sprechen, der Lärm verschlug jedes Wort. Abgespannt und müde versuchten wir dennoch zu schlafen. Wir hielten uns die Ohren zu, zogen die Decke über den Kopf, um das Donnern nicht mehr zu hören und das fortwährende Leuchten der Blitze nicht mehr zu sehen. Aber es war umsonst. Die Schläge waren so stark, daß man die Schallwellen förmlich im Gesicht spürte, und das grelle Licht der Blitz leuchtete in die offene Hütte derart von allen Seiten herein, daß man es auch durch die Decke sehen mußte.

Das Tropfen und Rinnen vom Dache ließ allmählich nach. Die Palmblätter waren nun von der Nässe gequollen, schlossen sich enger zusammen und leiteten das Wasser ab. Der Regen aber fiel unentwegt weiter und das Gewitter ließ nach. Es war eine fürchterliche Nacht! Halbdurchnäßt und vor Kälte erschauernd sehnten wir den Tag herbei. Erst gegen Morgen umfing uns endlich ein bleierner Schlaf²⁾.

²⁾ Schoder, Alois: Auf Neuland in Brasilien. Bregenz o. J. (1949), S. 59—61.

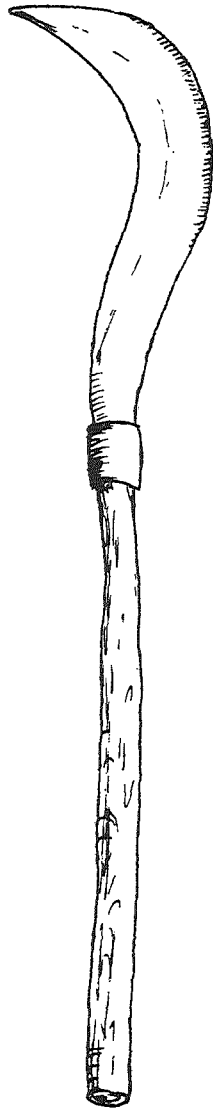


Abb. 1: Die „foice“

Doch nun zu den Geräten selbst als jenen großen Helfern, mit denen alle Not und Wildnis bekämpft und besiegt werden konnte.

Das erste und wichtigste Gerät zur Urbarmachung ist die „foice“. So bezeichnet man ein gewissermaßen durch einen Holzteil verlängertes Buschmesser, dessen oberes Ende sichelartig nach innen, zur Schneidfläche hin, eingebogen ist (siehe Abb. 1). Es ist daher sehr dem in unseren Alpen verwandten Schneitelmesser ähnlich und sicherlich mit ihm auch gleicher Entstehung (siehe Abb. 2), ein urtümliches, vielen Zwecken dienendes Gerät. Mit ihm wird nämlich nicht nur das dicke Unterholz geschlagen, man kann mit ihm auch dickere Äste und selbst Stämme abhauen. Daher weisen die für die Industrien wie für den Haushalt aufgestapelten Holzbeigen kaum je den Schnitt einer Säge auf, sondern fast immer nur die Hiebflächen mit der „foice“. Allein damit nicht genug! Mit der „foice“ wird auch gemäht; allerdings nicht ein Gras, wie wir es kennen, sondern ein strohartig wildes Kraut. Unwillkürlich erinnert man sich dabei an die Entstehung des Wortes „Heu“, das das Gehauene bedeutet; ursprünglich gab es also wohl auch bei uns einen wie oben beschriebenen Grasbestand, der auf gleiche Art gemäht, „gehauen“ worden war³⁾. Allerdings suchte ich bis jetzt vergebens nach der ehemaligen foice in unseren Landschaften, ebenso vergebens in alten Darstellungen. Sicherlich ist sie hierzulande auch schon längst durch entwickeltere Geräte, welche für die einzelnen Zwecke spezialisiert wurden (Sichel, Sense, Säge, Beil, Axt), abgelöst worden.

Eigenartig ist auch das Schleifen der „foice“. Man verwendet hierfür keinen Wetzstein, sondern eine kleine Eisenfeile.

Der Name „foice“ leitet sich aus dem Lateinischen ab: falx, -cis (vulgärlat.: falce), womit „jedes gekrümmte Schneidewerkzeug“ verstanden werden kann. (Ital.: falce; franz.: faux.)⁴⁾

Die foice ist wohl das gebräuchlichste Instrument des Kolonisten, namentlich im Frühstadium seiner Entfaltung und der mit der „foice“ auf der Schulter herumstehende oder zur „Plantage“ oder „Roça“ aufbrechende Mann gehört zu einem der alltäglichsten Bilder in unseren Siedlungen im Interior.

Das nächste bedeutendste Gerät ist die H a u e. In der Regel handelt es sich um eine sehr breitschaufelige Haue (siehe Abb. 3). Männer, aber namentlich auch Frauen und Kinder, führen sie vom Morgen bis zum späten Abend in ihrer Hand. Sicherlich hatten sie die Kolonisten bereits in ihrem Auswanderergepäck, während

³⁾ Ilg, Karl: Die Sense in ihrer Entwicklung und Bedeutung. In: Schlernschriften 53, Innsbruck 1948.

⁴⁾ Stowassers Lat. Handwörterbuch, 5. Aufl., Wien 1918.

man dieses von der „foice“ nicht annehmen kann. Sie muß ihnen drüben von den Portugiesen ausgehändigt worden sein.

Doch eben weil die Haue aus der deutschen Gerätschaft des 19. Jahrhunderts stammte, war sie auf brasilianische Verhältnisse nicht angepaßt. Die Traditionsliebe der Kolonisten ebenso wie ihr Mangel am Fortschritt, nicht minder aber auch die Beharrlichkeit der örtlichen Erzeuger, hat sie bis heute unverändert erhalten. So kommt es, daß man sie immer noch in den vielfach steinigten Roças der Serra gebraucht und daß die älteren Leute deswegen häufig in den Armen ein solches Zittern haben, daß sie kaum imstande sind, eine Kaffeetasse zu halten...

Ohne Zweifel würde sich eine zweizinkige Haue, wie ich sie etwa in den französischen Alpen beobachtete, bedeutend besser im Serragelände eignen, als das offenbar für Lehm- und Sandboden geeignete Instrument, das in deutschen Landschaften am Platze war (und ist). Ich habe diese Ansicht oft Kolonisten und Erzeugern unterbreitet! Ing. Lindner aus Joacaba, Santa Catarina, ein gebürtiger Südtiroler aus Vahrn bei Brixen, versicherte mir, in größerem Stile in seiner Fabrik diese Erzeugung aufnehmen zu wollen, doch dann starb er. Er war ein besonderer Freund und Helfer unserer Kolonisten in Dreizehnlinden gewesen.

Die nächste Betrachtung gehört dem Pflug. Er ist bekanntlich⁵⁾ aus Grabscheit, Hacke und Arl hervorgegangen und stellt nach einer sehr ansprechenden Theorie meines Innsbrucker Kollegen in Vor- und Frühgeschichte Leonhard Franz⁶⁾ eine keltische oder germanische Erfindung dar. Sie wäre nördlich der Alpen gemacht worden und zu den Römern als plovum Rāti gelangt, indem die Räter an sie die Vermittler dieses fortschrittlich ausgestatteten Ackerbaugerätes waren. Es war in der Lage, den Boden nicht nur zu ritzen, sondern auch die Scholle zu wenden.

Oberacker⁷⁾ bemerkt in seinem großartigen Werke über die Geschichte des deutschen Elementes in Brasilien, daß es eben diese deutschen Kolonisten waren, welche „neben der Egge auch den Pflug“ nach Südamerika brachten. Vor ihnen wäre er in diesem Erdteil unbekannt gewesen.

Sicherlich kannten ihn nicht die Indianer! Unter diesen kommen selbstredend die kulturell sehr tiefstehenden Indianer Brasiliens überhaupt nicht in Betracht. Diese waren bekanntlich noch

⁵⁾ K o r e n, Hanns: Pflug und Arl. Salzburg 1950.

⁶⁾ F r a n z, Leonhard: Aus dem vorgeschichtlichen Kulturleben in den Alpen. In: Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines, Bd. 74, 1949, S. 110—128.

⁷⁾ O b e r a c k e r, Karl Heinrich: Der deutsche Beitrag zum Aufbau der brasilianischen Nation. Sao Paulo — Brasil 1955, S. 265.

zur Zeit Hans Stadens (1560) nur mit dem Grabscheit ausgestattet⁸⁾. Hingegen hätten in der Inkazeit bereits sehr wohl hochstehende Instrumente entwickelt werden können. Allein, es fehlte das geeignete Zugtier. Auf den Hochebenen Perus mit ihrem hochentwickelten Getreideanbau begegnen uns heute noch in den europäischen und nordamerikanischen Beeinflussung abgekehrten Gebieten nur die von Menschenkraft gezogene Arl und die kurzspitzige Haue, welche in Hockstellung mit einer Hand geschwungen wird (siehe Abb. 4). Somit waren es zweifelsohne Europäer, welche den Pflug brachten. Außer den Deutschen kamen jedoch die Portugiesen, Franzosen und Holländer in Betracht: Die Herrschaft der letzteren war bekanntlich durch die äußerst fortschrittsfreudige und auf die Entwicklung der Kultur und damit auch der Landwirtschaft bedachte Persönlichkeit des Fürsten Moritz von Nassau ausgezeichnet. Ihm war die Verfeinerung einer Reihe wirtschaftlicher Methoden zugeschrieben, so etwa die verbesserte Aufbringung und Aufbereitung des Zuckerrohrs, der Baumwolle und des Kakaos. Desgleichen errichtete er Straßen und verbesserte die Unterkünfte der Arbeiter und Sklaven. Sein Besitz in Pernambuco Bahia „Schönblick = Boa Vista“ bildete ein Mustergut in allem. Oberacker⁹⁾ hebt auch seine deutsche Abkunft hervor.

Von der Verbringung des Pfluges nach Brasilien durch die Holländer ist mir jedoch nichts bekannt geworden; ebenso wenig wird dieses von den Franzosen vermeldet. Ihre Anwesenheit war auch mehr militärischer Art gewesen. Daher richtete sich mein Augenmerk noch besonders auf die Portugiesen. In ihrer vielfach felsigen Mittelmeerheimat ist jedoch heute noch vielfach die Arl zu Hause und man schätzt dort den Pflug nicht, weil er in seinem Tiefgreifen nur viele Steine an die Oberfläche kehren würde. Die Arl eignet sich besser. Für ältere Zeiten und zurückliegende Jahrhunderte war dieses sicherlich noch mehr der Fall. Außerdem kamen auch die Portugiesen weniger mit der Absicht, dem Lande kulturellen Auftrieb zu bringen als mehr es in seinen Schätzen auszubeuten. Ihre Methoden waren vielfach extensiv.

Gleichwohl ist aus der ausgezeichneten Darstellung der Geschichte des südlichsten Staates Brasiliens, nämlich von Rio Grande do Sul zu vermuten, daß den ersten Kolonisten aus den Azoren 1737, „erfahrenen Landwirten“¹⁰⁾, zur Erbringung ihrer „großen Weizenernten“¹⁰⁾ geeignete Ackerbaugeräte zur Verfügung

⁸⁾ Staden, Hans: Zwei Reisen nach Brasilien (1548—1555). Marburg an der Lahn o. J. (1963), 2. Auflage.

⁹⁾ Oberacker, Karl Heinrich, ebda S. 67 ff.

¹⁰⁾ Porto, Aurelio: Die deutsche Arbeit in Rio Grande do Sul. Sao Leopoldo 1934. S. 10.

standen. Ob „Pflüge“, wird allerdings nicht gesagt. Wohl aber ist bei der Schilderung der Verlegung der staatlichen Faktorei von der Lagune in das Landesinnere des heutigen Sao Leopoldo der Satz vermerkt: „Schon breiteten sich von Gesträuch und Wald befreite Felder aus und bald fiel in die vom Pflug geöffnete Erde der Leinsamen“¹¹⁾. War es aber tatsächlich ein Pflug, der die Erde geöffnet hatte, oder waren es nicht wieder nur Arle gewesen?

Die deutschen Pflüge in Brasilien bzw. die von den deutschen Kolonisten in Brasilien verwendeten, bestehen mit Ausnahme der Pflugschar nur aus Holz. Dabei handelt es sich um sehr stabile, um nicht zu sagen, klobige Erzeugnisse (siehe Abb. 5). Die vierkantige Grindel und das Scharholz sind mindestens 12 bis 14 cm dick! Zur Führung dient eine kräftige Gabel, welche an die Grindel angeschlossen ist. Die metallene Schaufel ist etwa 25 cm breit und wieder klobig, offenbar das Erzeugnis des nächsten Dorfschmiedes, jedoch als solches überall gleich.

Mit Hilfe dieser „Pflüge“, welche von einem Ochsenpaar unter dem „Nackenjoch“ gezogen werden, vermögen die Kolonisten den Boden der Roça tief aufzuwühlen und dabei selbst auch Baumstrünke zu ziehen, welche allenthalben im Boden wurzeln. Ich nehme wohl berechtigt an, daß letztere und wichtige Aufgabe, nämlich jene des Schwendens, auch die Ursache für die äußerst stabile und derbe Ausführung des deutschen Kolonistenpfluges ist. Allerdings wäre es nach erfolgter Rodung sicher angebrachter, Pflüge moderner Ausführung zu gebrauchen. Doch fehlen offensichtlich vielerorts Schule, Anleitung und Werbung hierfür, und wohl auch die industrielle Erzeugung.

Foice, Hacke und Pflug sind die Geräte zur Landbestellung. Einen Rechen, z. B. zur weiteren Verkleinerung der Scholle und Aufbereitung der Erde, habe ich schon sehr selten gesehen.

Hingegen ist als weiteres und letztes Gerät noch die „M i l h o m a s c h i n e“ zu nennen. Es handelt sich um eine Körnersetzvorrichtung. Mit ihrer Hilfe setzt der Kolonist die Maiskörner, an die fünf etwa gleichzeitig, in den Boden der frisch gewonnenen „Roça“. Bald wird dann schon die erste Frucht auf dem mit Asche gedüngten Boden keimen und werden ein halbes Jahr später zwischen Stöcken und angekühlten Stämmen die ersten Maiskolben geerntet werden, so zweimal im Jahr und immer heiß erwartet. Denn die Maiskörner liefern das Brotmehl und bilden ebenso die Hauptnahrung für die vielen munteren schwarzen Schweinchen (60 bis 80 Stück pro Hof), deren Verkauf den Haupterlös der altertümlichen Kolonistenwirtschaft darstellt (Abb. 7).

¹¹⁾ Porto, Aurelio: ebenda S. 22.

Der Mais ist in der Tat eine besonders wichtige Frucht für unsere Kolonisten. Als ihre Vorfahren im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts auswanderten, bildete sie auch in vielen deutschen und österreichischen Ländern neben der Kartoffel den Schutz vor großen Hungersnöten, welche nach den sogenannten „Franzosenkriegen“ allenthalben zu erwarten waren und mehrfach auch Not und Elend verbreiteten. Es war nur selbstverständlich, daß die Kolonisten diese Frucht auch mit in ihre neue Heimat nahmen, aus welchem Erdteil sie letzten Endes ja auch stammte. Auch verlangte der Mais, wie angedeutet, nicht eine großflächig einheitliche Bodenaufbereitung. Man konnte ihn zwischen Steinen, Stämmen und Stöcken pflanzen. Natürlich geschah dieses ursprünglich mit dem „Setzholz“, das sich jeder Kolonist selbst aus einem Ast anfertigte (siehe Abb. 6). Hunderte, ja tausende Male mußte er sich allerdings dann bücken, um in die mit der Rechten mit Hilfe des Setzholzes geschaffene Bodenöffnung aus der linken Hand die paar Körner nachfolgen zu lassen. Das ständige Beugen des Körpers bedeutete in der Hitze und Schwüle unserer Landschaft immer eine besondere Anstrengung, um nicht zu sagen Qual. So gelangte ein kluger Kopf zur Erfindung der „Milhomaschine“ (Milho = portug./bras. Mais). Sie besteht vornehmlich aus Holz und bildet einen Trichter, dessen Spitze sich bodenwärts richtet (siehe Abb. 7). Im breiten Teil des Trichters lagern die Körner. Die Enden dieses Teiles laufen in Handhaben aus. Mit ihnen setzt der Kolonist den unteren spitzen Teil des Trichters, der in der Regel mit Metall verstärkt ist, in den Roçaboden ein und ersetzt damit die oben angeführte Öffnung des Bodens mit Hilfe des alten Setzholzes. Indem er sodann die beiden Handhaben hebelartig zusammendrückt, löst er im spitzen Teil des Trichters eine Vorrichtung aus, welche das Durchgleiten einiger Körner in die hohle Spitze gestattet, welche beim Herausziehen des Gerätes im Boden verbleiben. Ein Fußtritt verschließt alsdann die Bodenöffnung und die Körner sind von allen Seiten von Erde umschlossen. Das Schließen der Vorrichtung bewirkt eine Feder. Der große Vorteil liegt auf der Hand: der Kolonist ist des ewigen Bückens enthoben.

Im Betrieb erzeugt die Milhomaschine ein knatterndes Geräusch. In der Zeit der Landbestellung ist es ein so alltägliches und in allen Orten, daß es wahrhaft ein Charakteristikum der deutschen Kolonistengebiete Südamerikas, namentlich aber Brasiliens, darstellt.

Am Schluß wäre sodann nun noch einmal auf das „Buschmesser“, den „facão“, hinzuweisen, den wir schon eingangs erwähnten. Mit seiner Hilfe erfolgte und erfolgt bekanntlich die

Bahnung in den Urwald, das Aushauen des Pfades, auf dem die Kultivierung den Anfang nahm. Das Buschmesser war ursprünglich so unentbehrlich, daß es jeder Kolonist wie ein Schwert an seiner Seite hängen hatte. Es diente ihm nicht selten auch als Waffe, auf welche man in der Wildnis immer angewiesen ist.

Wenn ich die genannten Werkzeuge als die im Besitze und Gebrauch befindlichen schlechthin bezeichnete, so muß ich zum Abschluß allerdings eine Einschränkung treffen: in den küstennäheren Siedlungsgebieten, aber auch in den im Interior durch die Entwicklungshilfe erreichten Kolonien ist jüngst, sowie von vornherein in jenen wenigen, welche erst nach dem Zweiten Weltkrieg angelegt wurden, wie z. B. in Entre Rios (Donauschwabenniederlassung), eine Umstellung auf neue fortschrittlichere Geräte im Gange und zum Teil schon abgeschlossen.

Die von mir angeregte Gründung einer landwirtschaftlichen Schule für die österreichischen Kolonisten¹²⁾ wird auch bei diesen diese Entwicklung restlos auslösen.

Dennoch wird die hier vorgetragene Darstellung noch lange keine nur historische sein: Solange es Urwald gibt, werden „Foice“ und „Facão“ den Schlüssel zu seiner Erschließung bilden. Solange eine „Roça“ angelegt werden muß, wird man der „Milhomaschine“ nicht entbehren wollen. Solange man „schwenden“ muß, wird man nach wie vor den klobigen „deutschen Pflug“ benötigen; auch wenn moderne Pflüge und Saatmaschinen in älteren Rodungslandschaften und in waldfreien Gebieten die Herrschaft angetreten haben werden.

Daher noch lange: Ehre den einfachen Geräten und Ehre den Kolonisten, die sie gebrauchen.

¹²⁾ Ilg, Karl: Die deutsch-brasilianischen Kolonien und sinnvolle Entwicklungshilfe, am Beispiel der österreichischen Siedlungen, in: *Humanitas ethnica* (= Veiter-FS), Wien 1967, S. 278 ff.

Chronik der Volkskunde

Zur Lage des volkskundlichen Musealwesens in Südtirol

Von Hans Grießmaier

Die Museen in Südtirol sind verhältnismäßig dicht gesät, doch liegen die Schwerpunkte zumeist auf der hohen Kunst und nicht auf der Volkskunde. Über die allgemeine Lage der Südtiroler Museen hat der Direktor des Brixener Diözesanmuseums, Dr. Karl Wolfsgruber, in den Mitteilungsblättern der Museen Österreichs¹⁾ und unlängst nochmals im Rahmen des großen Südtiroler Kulturberichts²⁾ Auskunft gegeben. Seither hat sich nicht viel geändert, auch wenn wir um ein Ortsmuseum und um viele Pläne, die vorläufig zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, reicher geworden sind.

Sämtliche Museen des Landes bergen Bestände der Volkskunst, doch sind sie, mit Ausnahme des Weimuseums, nicht auf die volkskundliche Thematik ausgerichtet. Vielfach kann der Reichtum an volkskundlichen Gegenständen wegen Platzmangels nicht entfaltet werden, und was man nicht sehen kann, das existiert gewissermaßen auch nicht, weil leider in den meisten Fällen auch eine entsprechende Bearbeitung durch Kataloge fehlt. Dieser Mangel macht auch eine genaue Bestandsaufnahme der volkstümlichen Objekte in unseren Museen fast unmöglich; man muß sich mit den Auskünften der Museumsleiter zufrieden geben.

Im Diözesanmuseum zu Brixen, um beim beliebtesten und am meisten besuchten zu beginnen — es hat mit seinen 25.000 Besuchern mehr als alle übrigen zusammengenommen —, nimmt die Volkskunde begreiflicherweise nur eine untergeordnete Stelle ein. Im obersten Stockwerk ist ein Raum der religiösen Volkskunde gewidmet, aber der verfügbare Raum ist zu eng und die Beschriftung zu lakonisch. Große Beachtung findet und verdient jedoch die reichhaltige Krippensammlung, besonders zur Winterzeit. Das Diözesanmuseum ist in stetiger Entfaltung; es ist daher zu erwarten, daß sich in diesem Rahmen besonders die religiöse Volkskunst besser entwickeln kann. Das Inventarbuch hält bei den meisten Gegenständen die üblichen Daten fest; zusätzlich gibt es noch eine Kartei, die nach dem Standort der Objekte geordnet ist, und wo wiederum Herkunft, Stoff und Maß und, wenn bekannt, auch die Entstehungszeit verzeichnet ist. Wer die Verhältnisse des Diözesanmuseums auch nur beiläufig kennt, der wird über die großen Leistungen staunen und bereitwillig übersehen, daß die Volkskunde nicht nur allein wegen der überragenden Kunstwerke etwas im Schatten steht.

¹⁾ Jg. 8 (1959), S. 165—172.

²⁾ Der Schlern 41 (1967), S. 205—208.

Ein Gleiches könnte man auch vom Museum in Bozen sagen³⁾. Allerdings ist man hier zu viel härteren Forderungen geneigt und berechtigt, denn dieses Museum, das älteste und größte in Südtirol, könnte leicht die Funktion eines Landesmuseums erfüllen. Daß dies bei weitem nicht der Fall ist, kann wohl schwerlich auf die verfilzte Rechtslage zurückgeführt werden. Es birgt erlesene Kunst in seinen Räumen, und auch seine Lage würde regsten Besuch erwarten lassen. Mit den — schätzungsweise — 6000 Gegenständen, die in den Bereich der Volkskunde fallen, könnte man allein schon ein Museum füllen. Inventarisierung und Katalogisierung scheinen Stiefkinder zu sein, doch ist zur Zeit ein Kustos dabei, die Gegenstände zu fotografieren und eine mit Lichtbild ausgestattete Kartei anzulegen, was sehr zu begrüßen ist. An der Aufstellung der volkskundlichen Objekte wird sich wohl seit dem Jahr der Wiedereröffnung des Museums (1952) nicht viel geändert haben; die Gegenstände scheinen mir etwas zu dicht gedrängt, sowohl in den Vitrinen als auch an den Wänden, die Beschriftung ist zu knapp. Die Trachten sind gefällig ausgestellt und günstig angeordnet, die vier gotischen Stuben hingegen wirken grabesdüster. Ohne die Verdienste der Museumsleitung im geringsten schmälern zu wollen, darf gesagt werden, daß diese Ausstellung der Volkskunst — nur der Volkskunst! — die schöpferischen Leistungen und die dazugehörigen Lebensbedingungen nur unvollkommen widerspiegelt.

Auch das Meraner Stadtmuseum müßte nicht im Dornröschenschlaf liegen, wenn sich die Stadtväter und die Bürger seiner etwas mehr annehmen würden. Das Museum liegt meines Erachtens nicht in ungünstiger Gegend, nur hat es räumlich gar keine Entfaltungsmöglichkeiten; der Zuwachs scheint auch gänzlich still zu stehen. Eine modernere Aufstellung und Beschriftung der Volkskunst wäre sehr zu begrüßen, denn mit vielen Dingen weiß der Besucher überhaupt nichts anzufangen. Der aufwendige Museumsführer⁴⁾ hilft da auch keinen Schritt weiter. Mumienhaft erstarrt wie das Museum, ist auch die dazugehörige Bibliothek (ungefähr 12.000 Bände, viele Tirolensien) und das Archiv von Zeitungsausschnitten zur Geschichte Merans. Die Besucherzahl ist noch enttäuschender als das Museum selbst; was sind denn 2000 Besucher angesichts der vielen Tausende von Kur- und Feriengästen in Meran!

Gut geführt ist das Grödener Talmuseum, das in der Cësa di Ladins in St. Ulrich untergebracht ist. Es wurde 1960 eröffnet. Das Hauptgewicht liegt naturgemäß auf Glanzstücken einheimischer Schnitzkunst, volkskundlich interessanter ist die reiche und geschmackvoll aufgestellte Sammlung von Taltrachten. Der 1966 erschienene Museumsführer⁵⁾ gibt gleichzeitig einen Überblick über Geschichte und Wirtschaft des Grödener Tales.

Zur Feier des 1200jährigen Bestehens von Innichen wurde im Sommer des vergangenen Jahres auch ein Ortsmuseum eingerichtet. Die

³⁾ N. R a s m o: Kurzer Führer durch das Stadtmuseum in Bozen. Bozen 1957.

⁴⁾ Le collezione del Museo di Merano. Die Sammlungen des Meraner Museums. Meran 1965.

⁵⁾ Gröden und sein Heimatmuseum. Ein talkundlicher Führer. Schriftleitung: Matthias F r e i. St. Ulrich 1966.

Gemeinde kaufte eine Sammlung, Volkskunst, bürgerlichen und bäuerlichen Hausrat und Zeugnisse zur Geschichte von Innichen. Einiges konnte von der Propstei als Leihgabe gewonnen werden. Die Gemeinde stellte auch einen großen Raum über der Feuerwehrrhalle zur Verfügung. Die Aufstellung übernahm der Innicher Dr. Egon Kühebacher. Das Museum ist in erster Linie als Ort der Belehrung über die Geschichte des Marktes Innichen gedacht; die Gegenstände sind gewissenhaft beschriftet, die Angaben enthalten Name, Herkunft und Entstehungszeit. Die einzelnen Objekte sind vielfach zu sinngemäßen Einheiten zusammengefügt, z. B. Taufausstattung, bürgerlicher Schrank usw. Es fehlen nicht die Zeugnisse des Volks- und Aberglaubens; sogar ein Schuhleisten für die berühmte Rüdnauner-Riesin ist da. Leider sind Eintrittszeiten und Führungen in keiner Weise geregelt. Dies ist einer der Nachteile vieler Heimatmuseen, der jedoch kaum jemand abhält, ein solches zu gründen. Der Gedanke an Heimat- und Talmuseen schießt üppig ins Kraut.

In St. Nikolaus im Ultental steht man kurz vor der Eröffnung eines Ultener Talmuseums. Es wird vom Verband der Volkshochschulen Südtirols getragen, der im Lehrer von St. Nikolaus, Gottfried Oberthaler, einen rührigen Vertreter hat. Der Plan für dieses Unternehmen geht in das Jahr 1961 zurück; damals ging man an den Bau eines neuen Schulhauses, man erbarmte sich jedoch des schönen Holzbaues und beschloß, ihn als Museumsgebäude zu verwenden. Die Mittel für Abbruch und Wiederaufbau kamen aus verschiedenen Händen. Die Museumsgegenstände hat der genannte Lehrer gesammelt, vieles wäre noch bei den Bauern abzuholen. In den wenigen Räumen des kleinen Gebäudes soll nun das vergangene Volksleben in Ulten dargestellt werden. Hier das wirklich Ultenerische zu treffen wird die eigentlich schwere Aufgabe der Museumsleitung sein. Ein Inventar des Sammelgutes wurde nicht angelegt, der Lehrer weiß freilich noch alles bis ins einzelne.

Ähnliche Pläne hat der Lehrer von St. Martin in Passeier, Sepp Haller. Er bemüht sich schon seit Jahren bei verschiedenen Stellen um Geld, um seiner Sammlung eine Unterkunft zu schaffen. Bisher ohne Erfolg. Nun hat er mittlerweile seine Sammlung auf ungefähr 250 Objekte gebracht und dafür eine erkleckliche Geldsumme ausgegeben, denn die Konkurrenz der vielen Antiquitätenhändler ist hart. Wertvolleres wird im eigenen Haus verwahrt, größere Gegenstände in einem von der Gemeinde zur Verfügung gestellten Abstellraum. Auch in diesem Fall existiert die Inventarisierung nur im Kopf des Sammlers, der mit großem und selbstlosem Eifer vieles vor der Vernichtung bewahren und dem Heimattal erhalten will. Eine Lösung wäre ganz besonders zu wünschen, da es nur darum geht, einer bestehenden Sammlung entsprechenden Ausstellungsraum zu verschaffen. Die befriedigende Lösung dieser Frage müßte von den Talgemeinden selbst gefunden werden.

Ähnlich, aber nicht so dringend, steht es mit der Sammlung des Bildhauers Gutweniger in Laas im Vinschgau. Sie könnte den Keim zu einem Vinschgauer Talmuseum bilden. Den Grundstock des Ganzen bilden einige kuriose Seltenheiten, die nicht viel Raum benötigen; in einer nahen Scheune wird auch bäuerliches Arbeitsgerät aufbewahrt. Diese Sammlung ist vorläufig in liebevollen Händen und vor Verschleuderung sicher.

Diese Gefahr ist ganz bedenklich groß im Fall der Sammlung Wassermann in Niederdorf im Pustertal. Sie birgt Bestände von erheblichem volkskundlichen Wert, manches wieder hat nur begrenzte lokalgeschichtliche Bedeutung. Zwei Generationen haben daran gesammelt,

und das schon zu einer Zeit, als noch nicht die allgemeine Hetzjagd nach Altertümern eingesetzt hatte. Zwei Stockwerke eines großen Hauses sind voll von Zeugnissen kleinbürgerlicher und bäuerlicher Kultur. Eigens erwähnenswert scheinen mir darunter die Textilien und Druckstöcke; an die 4000 Urkunden, Inventare u. dgl. könnten noch allerhand Licht in die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Pustertales werfen. Alle diese Dinge sind ungenügend geordnet und in dieser Form kaum zu überblicken. Die gegenwärtige Situation läßt die Zukunft des Ganzen eher trüb erscheinen. Gerade in diesem Fall ist es besonders zu bedauern, daß die Inhaber solcher Sammlungen es zu ihren Lebzeiten nicht für notwendig erachten, Inventare oder Bildkarteien anzulegen.

Diese Forderungen werden im Südtiroler Weinmuseum⁶⁾ auf Schloß Ringberg am Kalterer See in vorbildlicher Weise erfüllt. Mit viel Umsicht wird hier die Kulturgeschichte eines bedeutenden Südtiroler Wirtschaftszweiges dem Besucher vor Augen geführt. Die Sammeltätigkeit wird noch rege fortgesetzt; manches kann als Dauerleihgabe gewonnen werden, dem Inhaber wird eine Abschrift der Karteikarte mit Lichtbild des entlehnten Gegenstandes ausgehändigt. Zur Zeit ist der Kustos Luis Oberrauch gerade dabei, eine Gedenkstube für Männer einzurichten, die sich um den Weinbau große Verdienste erworben haben. Auch schriftliche Quellen zur Geschichte des Weinbaues werden gesammelt. Obwohl das Weinmuseum nur die Hälfte des Jahres, von Anfang April bis Ende Oktober, geöffnet ist, hat es eine beträchtliche Besucherzahl aufzuweisen.

Als Gegenstück zum Weinmuseum soll nun auch ein bäuerliches Gerätemuseum errichtet werden, wo die übrigen bäuerlichen Wirtschaftszweige des Landes, einschließlich des dörflichen Handwerks, ihre Darstellung finden sollen. Was bei der Gründung des Weinmuseums noch leicht gewesen sein mochte, die Wahl des Ortes, ist hier begreiflicherweise viel schwieriger, es ist auch das Gebiet größer. Vielleicht gelingt es noch, die landwirtschaftliche Schule in Dietenheim bei Bruneck dafür frei zu bekommen. Die geographische Lage ist zwar nicht sehr ideal, dafür würde sich aber die Anlage dieses alten Gehöfts vorzüglich für die Museumspläne eignen. Die Dinge könnten weitgehend in ihren natürlichen Räumen gezeigt werden, und im umliegenden Gelände wäre genügend Platz, um in zwangloser Anordnung einige Gebäude, wie Backofen, Kornkasten usw., aufzustellen. Dieses Museum soll kein Konkurrenzunternehmen zum Volkskunstmuseum in Innsbruck werden; dafür wäre es schon recht spät, Schwerpunkte sollen Arbeit und Gerät der Bauern und Handwerker bilden. Sammelarbeit wurde auch da und dort schon geleistet, es käme nun darauf an, diese verstreuten Sammlungen zusammen den richtigen Weg zu leiten. Träger des neuen Museums ist die Südtiroler Landesregierung; es besteht kein Zweifel, daß sie damit sowohl dem Bauernland als auch dem Fremdenverkehrsland Südtirol einen bleibenden Dienst erweisen wird.

Südtirol hat viele Museen außerhalb des Landes mit Kunstschätzen beliefert, es ist heute noch ein ergiebiges Jagdgebiet für Räuber und Diebe. Auch in den Museen im Lande — Brixen, Bozen, Meran — werden bedeutende Werke heimischer Meister bewahrt und gepflegt. Es ist wohl ein berechtigter Wunsch, wenn man auch die nicht künstlerischen Leistungen unseres Volkes, die alltäglichen und nur der nackten Lebensnotdurft dienenden kommenden Generationen zur Belehrung aufbewahrt.

⁶⁾ W. A m o n n (Hrsg.), Südtiroler Weinmuseum. Katalog. Bozen 1961

Neuaufstellung
„Seit Adam und Eva. Liebe, Hochzeit und Ehe
in der österreichischen Volkskunst“

Von Leopold Schmidt

Das Österreichische Museum für Volkskunde, größtes Museum seines Faches in ganz Mitteleuropa, muß das Gebäude, in dem es seit 1917 untergebracht ist, das alte Gartenpalais Schönborn, bis zum letzten Winkel ausnützen. Diese allerletzten Winkel, nämlich die tiefgelegenen, dunklen Erdgeschoßräume im Trakt an der Lange gasse, sind nunmehr auch erreicht. Sie waren lange Zeit als „Vergleichsräume“ notdürftig eingerichtet, dienten dann als sehr unvollkommenes Depot und waren durch Dunkelheit und Feuchtigkeit in den Mauern sehr unansehnlich geworden¹⁾.

Im Lauf des Sommers 1970 wurden die Räume trockengelegt und frisch geputzt, und mit im Haus gebauten Schaukasten und Hängern, zusätzlich zu den wenigen noch brauchbaren älteren Vitrinen, ausgestattet. Die Dunkelheit der Räume gebot, alle Schaukasten künstlich zu beleuchten, mit dem Resultat, daß der Trakt nunmehr, bei künstlichem Licht, heller erscheint, als die meisten bisher aufgestellten Sammlungen.

Bei der großen Fülle des vorhandenen Sammelgutes ist das Museum gezwungen, jeweils zu überlegen, was noch in ganzen geschlossenen Komplexen ausgestellt werden kann. Das Museum gliedert sich in seinen Schausammlungen im wesentlichen in Möbelstuben, Landschaftsräume und Sachgruppenräume. Es hat sich gezeigt, daß geschlossene Sachgruppenräume — beispielsweise Volksschauspiel und Maskenwesen, Volksinstrumente, Weihnachtskrippen — sowohl für den mitdenkenden Beschauer wie für die museale Innenarbeit, die immer weitergeführte Interpretation der Objekte, am zuträglichsten sind²⁾. Dementsprechend wurde eine ganze derartige Sachgruppe, nämlich ein wesentlicher Bestand an „Religiöser Volkskunst“, 1966 in die gleichnamige Sammlung rund um die alte Klosterapotheke im ehemaligen Ursulinenkloster in der Inneren Stadt überführt. Dabei wurde kein Stück der Hauptsammlung entnommen, so überreich ist dieser Bestand³⁾.

Diesmal wurde im gleichen Sinn verfahren. Es war von vornherein klar, daß es ein Komplex aus dem weltlichen Volksleben sein mußte,

¹⁾ Arthur Haberlandt, Führer durch das Museum für Volkskunde. Neuausgabe, Wien 1930.

²⁾ Leopold Schmidt, Das österreichische Museum für Volkskunde. Wesen und Werden eines Wiener Museums (= Österreich-Reihe, Bd. 98/100), Wien 1960.

³⁾ derselbe, Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster. Mit Beiträgen von Klaus Beitzl und Kurt Ganzinger (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XII), Wien 1967.

da sowohl die Wallfahrtsvolkskunde wie die volkstümliche Heiligenverehrung im Ursulinenkloster wie im Hauptgebäude schon sehr ausgiebig zur Schaustellung gelangt waren. Unter den Gruppen der weltlichen Volkskultur bot sich das „Lebensbrauchtum“ als am umfangreichsten und auch am ehesten darstellbar an. Aus den reichen Beständen des verhältnismäßig wenig aufgearbeiteten Lebensbrauchtums konnte zunächst weder das Brauchtum um Geburt und Taufe noch das Totenbrauchtum in wirklich schaubarer Weise herausgegriffen werden. Es bot sich den Beständen nach vielmehr die zentrale Gruppe des Brauchtums und der Volkskunst um Liebe, Hochzeit und Ehe an⁴⁾.

Nun sind wohl so viele Gegenstände der alten Volkskunst, vor allem Möbel, aus Anlaß der Hochzeit gemacht worden, und mit hochzeitlichen Motiven bemalt und beschnitzt, daß sich praktisch in jeder Abteilung des Hauses derartige Stücke finden⁵⁾. Sie sind nicht der Hauptaufstellung entnommen worden, sondern hier galt es, die sonst nicht gezeigten Bestände einem innerlich sinnvollen Ablauf nach zusammenzustellen. Um das Thema der Volkskunstmotivik nach entsprechend einzuleiten, wurde die erste Vitrine „Und der Adam hat dö Liab aufbracht“, nach dem bekannten steirischen Vierzeiler betitelt⁶⁾, und dort A d a m- und E v a-Darstellungen auf spätmittelalterlichen Taufschüsseln, Kacheln der Renaissance, barocken Hafner-Meisterkrügen und biedermeierlichen Hinterglasbildern — zusammen mit den alten „Rissen“, den Vorzeichnungen dazu — untergebracht⁷⁾. Gegenüber hängen die Liebes- und Verlobungszeichen: Vor allem der „Handschlag“, das rechtlich verbindliche Zeichen des Verlöbnisses, das auch auf Spanschachteln, Trinkgläsern usw. immer wiederkehrt⁸⁾, und dann die schön gestalteten Liebesbriefe. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert sind sehr viele solche gefaltet-geschnittene Briefe mit acht oder sechzehn Herzen bemalt und beschrieben worden, hier kommen diese sehr vergänglichen Zeugnisse alter Liebe einmal zur Geltung⁹⁾.

Die acht Strophen des Textes in den acht großen Herzen eines solchen Liebesbriefes aus Oberösterreich, wohl um 1800 geschrieben, lauten:

⁴⁾ Eugen Fehrlé, Deutsche Hochzeitsbräuche (= Volksart und Brauch, o. Nr.), Jena 1937. Dort auch die ältere Literatur.

⁵⁾ Leopold Schmidt, Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz. Wien 1967.

⁶⁾ Verbreitete Vierzeilerkette, deren erstes Gesätz gleich drei alttestamentliche Personen zusammenstellt:

Und der Adam hat dö Liab aufbracht,
Und der Noah den Wein,
Und der David dös Zithernschlagen,
s'müassen Steirer gwe'n sein!

⁷⁾ Vgl. Lutz Röhrich, Adam und Eva. Das erste Menschenpaar in Volkskunst und Volksdichtung. Stuttgart 1968.

⁸⁾ Eberhard Freiherr von Künßberg, Rechtsbrauch (in: Handbuch der deutschen Volkskunde, hg. Wilhelm Pöfner, Bd. II, Potsdam 1938, S. 313, Abb. 293).

⁹⁾ Oskar Moser, Es steht auf sechzehn zierlich geschriebenen Herzen. Ein gereimter Liebesbrief aus der Zeit des Biedermeier (Festschrift für Gotbert Moro. Klagenfurt 1962. S. 266 ff.).

1. Nihms hin zu einem Pfand
in deiner Liebe treue Hand
und behalts bey dir,
bis (ich) kommen werd zu dir.
Dann ich warte mit verlangen
dich zu küssen deine Wangen
wann ich werde loß
und kommen in deine Schoß.
2. Dein die Liebe in Gedanken
macht oft treye Hertzen wangen (wanken)
aber bey uns bleibts dabey,
ein treye Lieb ohne Scheu.
Dann wann ich schon gleich weit
bin von dir
so bleibt doch mein Herz bey dir.
3. Solt ich aber unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein,
so wirst du auf mein Grabstein lesen,
liebster Schatz vergiß nicht mein.
und weil wir nicht mehr beysammen seyn,
So leb also recht frisch und fein.
4. Dein Herz hat mich gar nicht betribt,
So bleibt es auf ewig mein,
und wenn sich gleich die Berge spalten
Die Weld auch solt zu Grunde gehn,
Mein Herz wird Trey und Liebe halten,
du wirst es nicht verändert sehn.
5. So nimm Geliebte meiner Selle
mein Hand und Hertz zum geliebten Stand,
Dann du bist die ich mir (er)wälte,
Zum ewih getreyen geliebten Standt.
Bleibst gewiß auf ewig mein
und ich will dein Geliebter seyn.
6. Zwar viele Freunde wirst du haben
aber ich versichere dich
(daß) unter diesen vielen Freunden
bleibt dir kein treuerer als ich.
Ich müste ja von Herzen lachen,
wann die Leute Mühe machen
unser Freundschaft zu zerstören.
da sie niemals wird aufhören.
7. Und wenn ich einst kein Kraft mehr hab,
und sterbend mir mein Auge bricht,
auch dann blüht noch auf erden
für dich allein ()
Liebster Engel, liebstes Leben,
was soll ich dir noch anders geben.
8. Nimm hin mein Hertz
in deine Händ und sie(h)
wie es vor Liebe brennt
Ich kann dir nichts bessers schenken
als mein Hertz
Zum Angedenken.

(Inv. Nr. 29.068)

Die Formeln und Motive dieser Art von Liebespoesie wiederholen sich auch auf den Minnegaben, die in der gleichen Vitrine gezeigt werden. Es handelt sich vor allem um Spanschachteln, die zur Aufbewahrung von Hauben bestimmt waren, um Krösenbüchsen, jene gedrechselten und bemalten kleinen Behälter mit den deutlich angebrachten Liebessinnbildern, und um hölzerne Haubenstöcke, kleine geschnitzte und bemalte Ständer, die auch signiert und datiert sein können und ganz deutlich als Minnegaben gekennzeichnet erscheinen.

Man kann sich von hier aus nun den Vitrinen mit den Zeugnissen des Hochzeitsbrauches in seinen verschiedenen Formen zuwenden.

Zwischen den Vitrinen hängen alte Darstellungen des Hochzeitzuges, zum Teil mit dem „Fürziehen“, der rituellen Behinderung des Auszuges der Braut, vor allem aus Tirol¹⁰⁾. Die erste Vitrine hier ist den „Hochzeitsbittern und Kranzjungfern“ gewidmet, also den rechtlich und brauchmäßig wichtigen Vorbereitern und Begleitern des Brautpaares. Man sieht beispielsweise eine ganze Reihe von Hochzeitsbitterstöcken, die nicht, wie man infolge mancher obskurer Darbietungen glauben könnte, rustikale Stecken mit Büschen dran sind, sondern sehr manierliche biedermeierliche Stöcke mit schönen getriebenen mehr oder minder versilberten Messingknäufen, die beispielsweise das Adam- und Eva-Motiv aufweisen¹¹⁾. Nur die Stöcke aus Südtirol weisen, wie sich auch sonst beweisen läßt¹²⁾, eine hirtenmäßige Formgebung mit geschnitzten Tierköpfen auf. Alte Lithographien zeigen, wie beispielsweise im Salzburgischen die Brautjungfernkranzeln nicht nur ausgeschaut haben, sondern auch getragen wurden. Die alten Darstellungen erweisen übrigens deutlich, daß das klassizistische Brautkleid mit Schleier und Myrthenkranz erst sehr spät in den Volksbrauch Eingang gefunden hat. Gleich die nächste Vitrine läßt ersehen, was für die alte Brautausstattung viel wichtiger war: Einmal Brautkranz oder Brautkrone, in den verschiedensten Formen, immer bedeutungsvoll, weil diese Krone der Braut beim Gemeinschaftsmahl am Abend des Hochzeitstages ja rituell abgenommen werden mußte¹³⁾. Und dann der meist aus Metallgliedern bestehende Brautgürtel, der vielfach nicht Individual-, sondern Gemeinschaftseigentum war, und dementsprechend in den Sammlungen selten zu finden ist. Hier stehen drei charakteristische, aus Silber getriebene Brautgürtel aus Südtirol drei aus Messing

¹⁰⁾ Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Bd. II, Wien 1959. S. 43 f. — Ernst Burgstaller, über das „Verziehen“ und „Klausemachen“ im österreichischen Hochzeitsbrauchtum mit besonderer Berücksichtigung Tirols (Beiträge zur Volkskunde Tirols. Festschrift für Hermann Wopfner. II. Teil (= Schlernschriften, Bd. 53), Innsbruck 1948. S. 15 ff. — Dieter Dünninger, Wegsperre und Lösung. Formen und Motive eines dörflichen Hochzeitsbrauches. Ein Beitrag zur rechtlich-volkskundlichen Brauchtumsforschung (= Schriften zur Volksforschung, Bd. 2), Berlin 1967.

¹¹⁾ Josef M. Ritz, Stock und Stab (Jahrbuch 1937 des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz, S. 29 ff.).

¹²⁾ Eugen Fehrle, wie oben Anm. 4, Abb. 10.

¹³⁾ Otto Bramm, Deutsche Brautkränze und Brautkronen. Ein Beitrag zu ihrer Typologie und der Symbolik ihres Schmuckes (Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. III/IV, Berlin 1936, S. 163 ff.).

getriebenen und mit bunten Schmucksteinen besetzten aus dem ober-österreichischen Innviertel gegenüber¹⁴⁾).

Das Hochzeitsmöbel ist in der neuen Aufstellung nur durch ein, freilich sehr erfreuliches Beispiel vertreten, nämlich durch den neuerworbenen Ybbstaler Hochzeitskasten. Das niederösterreichische Ybbstal hat um und nach 1800 eine sehr eigenartige Möbelmalerei hervorgebracht¹⁵⁾. Die ornamentale Bemalung scheint von gediegenen Handwerkern durchgeführt, die vier Türfelder dagegen sind offenbar von der Hand eines liebenswürdigen Laien bemalt. Er hat in die zwei oberen Felder zwei Wallfahrtsstätten der Landschaft gesetzt, in das linke untere den Empfang des Brautpaares im Wirtshaus, und in das rechte untere den Beginn der Arbeit in der Werkstatt des jungen Paares. Es handelt sich um eine Schneiderwerkstatt, die junge Meisterin bringt den Gesellen gerade ihr Essen, und so wird der Kasten also zur Hochzeit eines heimischen Schneiderehepaares bemalt worden sein.

Altes Handwerk kommt auch zur Geltung, wenn wir weiter zur Vitrine „Liebe und Ehe auf Krügen der altösterreichischen Volksmajolika“ gehen. Vor allem die Gmundner Keramik um und nach 1800 hat die verschiedensten Motive dieses Gebietes behandelt¹⁶⁾. Die kostbaren Krügel sind offenbar zur Hochzeit geschenkt worden, manche sehr seriös, einige mit leicht erotischen Andeutungen, besonders die Traunseer Fischer- und Schifferkrüge¹⁷⁾.

Der Bild- und Spruchgehalt der Gmundner Majolika ist bisher noch durchaus nicht zureichend untersucht. Es finden sich jedenfalls mitunter Elemente verwendet, die beträchtlich älter als die jeweilige Keramik sind. Das gilt auch beispielsweise für den Krug Inv. Nr. 32.001, auf dessen Wandung eine Zille mit zwei Schiffleuten und drei Mädchen dargestellt ist, worunter der Reimspruch steht:

Wunder über Wunder,
hat das schiff so vill löcher
und gehet doch nicht unter.

Der Spruch nimmt ein Schwankmotiv auf, das schon im 17. Jahrhundert bezeugt erscheint. Der „nährische Rat“ des Dresdner Hofes, Friedrich Taubmann (1565—1613) benützte das Motiv zu einem seiner Streiche. Die „Taubmanniana“ (Frankfurt und Leipzig 1703. III. Teil, S. 139 f.) berichten darüber folgendermaßen: „Das Hoff-Frauenzimmer in Dresden satzte sich zur Sommers-Zeit in einen Kahn / und wollte ein wenig zu Wasser sich erlustigen. Da sie aber in Kahn getreten waren / fängt Taubmann an zu rufen: Ach ihr lieben Kinder! euer Kahn hat viel Löcher / Worauff alle Jungfern ins Wasser sprungen, meinende / als wenn der Kahn Wasser zöge / da doch nur in dem Kahn solche durchlöcherte Personen anzutreffen waren.“

Viele Krüge zeigen wie andere Volkskunstgegenstände die Motive des Sprosses, des Baumes, des Ehebaumes, in den verschiedensten Ausformungen. Diesem Motivkomplex ist die ganze nächste Vitrine ge-

¹⁴⁾ Arthur Haberlandt, Gürtel als Heiltum (Volkskundearbeit. Otto Lauffer zum sechzigsten Geburtstag. Berlin 1934. S. 83 ff.).

¹⁵⁾ Vgl. Helmut Nemeč, Alpenländische Bauernkunst. Eine Darstellung für Sammler und Liebhaber. Wien 1966. Farbtafel II.

¹⁶⁾ F. H. König, Alt-Gmundner Fayencen. Eine Handwerkskunst aus dem Salzkammergut (17.—19. Jahrhundert). Linz 1964.

¹⁷⁾ Ernst Neweklowsky, Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau. Bd. II, Linz 1954, S. 258 f. und Abb. 268, 269.

widmet, welche einen ganzen winzigen „Hochzeitsbaum“ im Glaskästchen zeigt¹⁸⁾, aber auch einen „Familienbaum“ in der Wasserfarbenmalerei anlässlich eines fünfzigsten Geburtstages, und viele ähnliche Objekte. Da kommt auch der große Komplex der „Minnegaben“ zur Geltung, denn verzierte Waschhölzer („Pleuel“), Mangelbretter („Rollbretter“) oder ähnliche Stücke sind hier und im gegenüberliegenden Wandhänger gezeigt, und sie alle weisen Sprosse als Zeichen des neuen werdenden Lebens auf, nicht zuletzt Herzsprosse, wie denn das Herzmotiv in dieser Liebes-Volkskunst nicht zu kurz kommt¹⁹⁾.

Die Porträts zwischen den Vitrinen zeigen bäuerliche Paare, die sich offenbar zur Hochzeit haben malen lassen, wichtige Zeugnisse für die Wohlhabigkeit auf dem Lande vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die gemalten Paare weisen auf das Paar-Motiv an sich hin, das sich durch die ganze Hochzeits-Volkskunst zieht. Dementsprechend zeigt die nächste Vitrine Paar-Stühle mit geschnitzten Porträtlehnen, Haubenschachteln oder auch Zinnteller mit Paardarstellungen, und schließlich auch den Hinweis auf das dem jungen Paar gewünschte Kind in der Form des „Hausmandls“. Figuren, wie die hier gezeigte, ein spätbarock geschnittener Knabe, wurden dem jungen Paar auf die Hochzeitstafel gestellt, offenbar ein Seitenast der im römischen Hochzeitsbrauch üblichen „Camillus“-Tradition, also dem lebenden Segenbringer in Knabenform, mit seinem weiten religionsgeschichtlichen Hintergrund²⁰⁾.

Das Paarmotiv tritt besonders stark bei den Paarbestecken zutage. Das Museum hat seit Jahrzehnten Zeugnisse des alten Besteckwesens gesammelt. Aus der Sammlung des Grafen Lamberg in Steyr wurden vorzügliche alte Bestecke mit figural gestalteten Griffen erworben. Unter all diesen Bestecken nun finden sich nicht wenige, die sich deutlich als Braut- und Hochzeitslöffel identifizieren lassen. In einer Hängevitrine sind die Hochzeitslöffel zusammengestellt, deren Griffe Paare, in einem Fall auch das Urelternpaar Adam und Eva zeigen, in einer zweiten die vielfach aus einem Stück geschnitzten Bestecke, bei denen Löffel und Messer an einer gleichfalls aus dem gleichen Stück Holz geschnitzten Kette zusammenhängen²¹⁾. Bemerkenswert hier der Gegensatz zu den Viechtauer Löffeln, die nie in solchen Formen auftreten, weil es sich um rasch gefertigte Hausiererware handelt, zum Unterschied von den mühsam geschnitzten Paarlöffeln, die zum Teil wohl Geduldarbeiten von Hirten und Sonderlingen sind. Die Löffel und Messer mit den figural geschnitzten Griffen gehören dagegen eindeutig dem Bereich des alten Handwerks an.

Auch bei diesen Hochzeitslöffeln gibt es wieder welche, die den Wunsch nach künftigem Familienzuwachs deutlich bekunden. So weist einer der zierlichen Holzlöffel, der vermutlich um 1700 entstanden sein dürfte, ein Griffende über dem schraubenförmig geschnitzten Stiel auf, das ein sehr genau gekennzeichnetes Wickelkind im Wickelpolster, mit Wickelbändern und Häubchen zeigt.

¹⁸⁾ Arthur Haberlandt, Zur Darstellung des Lebensbaumes in der deutschen Volkskunst (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XLIII, 1938, S. 33 ff., bes. S. 40 und Taf. I).

¹⁹⁾ Albert Walzer, Das Herz als Bildmotiv (in: Das Herz im Umkreis der Kunst. Biberach 1966, S. 137 ff.).

²⁰⁾ Vgl. Karl Kerényi, Hermes als Seelenführer. Zürich 1944. S. 95.

²¹⁾ Dazu wichtige Gegenstücke bei Edward H. Pinto, Treen and other wooden bygones. London 1969. Abb. 12, 67, 82 u. ö.

Der so deutlich dargetane Wunsch, das junge Paar möge fruchtbar sein, tut sich dann ganz deutlich auf den Hochzeitsstichtüchern kund, die vor den Fenstern aufgespannt sind. Es sind drei Stück aus Kärnten, zwei vermutlich protestantischer — beziehungsweise krypto-protestantischer — Tradition, in der Formgebung der Renaissance, und eines katholischer Herkunft. Die beiden ersteren weisen im Kreuzstich auf dem Leinen Sternmuster auf, neben denen bei näherer Betrachtung Figuren beziehungsweise Paare zu sehen sind. Und sowohl das vielleicht ältere, nur rot ausgestickte, wie das etwas jüngere, blau und braunrot gestickte Tischtuch zeigen bei den Paaren den Mann jeweils in der Tracht um 1600, mit plodernden Hosen und kurzen Jacken, und die Frauen mit Schürzen vor den langen Röcken. Und die einen Frauendarstellungen haben dann auf der Schürze immer einen deutlich erkennbaren Sproß aufgestickt, und die anderen ein Kind. Es läßt sich schwer sagen, ob die eine Darstellung die Frau noch als Braut und Jungfrau, die andere schon als Frau und Mutter oder als werdende Mutter meint, das heißt, ob das Kind nur allgemein angedeutet oder doch im Mutterleib dargestellt sein soll²²⁾. Jedenfalls haben sich diese sehr seltenen Stickereien offenbar im Lauf der Gegenreformation ganz verloren, an ihre Stelle sind Hochzeitsstichtücher, wie das hier gezeigte dritte, getreten, das in Rotstickerei Pflanzensprosse und in der Mitte das IHS des Namens Jesu zeigt²³⁾.

Diese betont katholischen Motive finden sich auch bei anderen Gegenständen der Hochzeitsvolkskunst aufgenommen. Bezeichnend sind die „Brautschaffeln“, denen eine ganze große Vitrine eingeräumt ist²⁴⁾. Diese „Schaffeln“ kommen in zwei verschiedenen Gestaltgruppen vor, nämlich in kleineren, aber höher gebauten, die ungefähr der Größe eines Säschaffes entsprechen, und größeren, aber niedrigeren, welche als Gegenstücke zu den almerischen „Brenten“ anzusprechen sind. Der Verzierung nach teilen sich die Brautschaffeln aber anders: Die einen, vor allem in Oberösterreich und Salzburg üblichen, sind Blankholzgebilde, die Brandverzierung aufweisen. Die schönen Stücke aus der Gegend westlich von Wels beispielsweise tragen auf dem Deckel eingebrennt die Darstellung eines bäuerlichen Paares²⁵⁾. Die bemalten Schaffeln stammen dagegen fast durchwegs aus dem Unterinntal und dem Zillertal sowie dem angrenzenden Oberbayern, also Zentren der alten Möbelmalerei, und sie sind auch in deren Sinn vor allem mit religiösen Motiven bemalt. In diesen Schaffeln wurde bei der Hochzeit ostentativ der Hauptteil des „Watsum“, der Ausstattung, mitgetragen²⁶⁾.

²²⁾ Erich Meyer-Heisig, Nadelwerk, Weberei und Zeugdruck. München 1955. Abb. 39. — Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich. Wien 1966. S. 151.

²³⁾ Zur Farbgebung des blau-rot bestickten Hochzeitstischtuches vgl. Adolf Mais, Kontakterscheinungen in der Farbgebung der Volkskunst (Actes du IV^e Congrès International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques. Vienne 1952 [erschieden 1956], Bd. III, S. 119 ff.).

²⁴⁾ Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Bd. II, Wien 1959. S. 28 f.

²⁵⁾ Franz Lipp, Figurale Brautschaffel aus Oberösterreich. Zu einer Neuerwerbung des Oberösterreichischen Landesmuseums (Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, III. Bd., Linz 1966, S. 343 ff.).

²⁶⁾ Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs (I. Bd.), Wien 1953. S. 68.

Einer anderen, bei weitem bürgerlicheren Welt gehören die Glasgefäße an, die mit Liebes- und Ehemotiven bemalt sind. Die Werkstätten im Bereich der alten Glashütten haben da vor allem größere und kleinere Schnapsflaschen geschaffen, aber auch Trinkgläser, die in starken Farben Liebesleute, Herz-, Sproß- und Vogel motive aufweisen²⁷). Von den späteren Gegenständen dazu, den geschliffenen Hochzeitsflaschen und -gläsern, sind nur einige Beispiele ausgestellt. Als Gegensatz zu diesen Erzeugnissen der alten Glashütten können die Objekte aus dem Bereich der „Viechtauer Ware“ gelten. Bei Ebensee, am Eingang des Salzkammergutes, hat eine fleißige Hausindustrie im 18. und frühen 19. Jahrhundert die köstlichen Holzschnitzereien geschaffen, die sich durch den schwarzen Grund und die sparsame rote und goldene Bemalung auszeichnen²⁸). Kleine Schüsseln, Mulden, Kochlöffel, Schöpfer und vor allem Löffel bezeugen, wie sehr auch diese verhältnismäßig billigen hausindustriellen Waren mit dem Hochzeitsgeschehen verbunden waren, wie viele derartige Stücke direkt zu der einen oder anderen Hochzeit hergestellt wurden, die Namen und Jahreszahlen noch unterstreichen.

Auch die Viechtauer Erzeugnisse weisen wie die Gmundener Majolikakrüge einiges an Spruchgut auf, das bisher kaum Beachtung gefunden hat. Bezeichnend dafür erscheint eine kleine hölzerne Mulde, schwarz grundiert und golden bemalt, am Ende des Spruches auf der Rückseite mit 1786 datiert. Die Innenseite weist einen großen Vasensproß auf, leider stark durch Hitze zerstört. Die Rückseite dagegen ist noch gut erkennbar. Und dort findet sich im Palmzweigkranz der Spruch:

Martha Fleiß,
 Maria Gut,
 schön wie Rachel,
 klug wie Ruth,
 ist der Frauenzimmer
 bestes Heyraths Gut.
 Ao. 1786.

(Inv. Nr. 29.015)

Es mag sein, daß hier wieder, unterstrichen durch die bedeutsame Heranziehung von Gestalten des Alten Testaments, eine evangelische Tradition vorliegt.

Von den Suppenlöffeln und Salznapfen der Viechtauer Erzeugung geht der Blick zu den verschiedenen Kuchenbackformen. Zunächst fallen die großen Schwarzhafnermodel für Kärntner Reinlinge auf. Dann aber erschließt die große Vitrine mit den Hochzeitskuchen-Backformen eine eigene Gestaltenwelt. Sowohl die hafnerkeramischen wie die kupferblechgetriebenen bildkräftigen Backmodel durften hier nicht fehlen. Die Schweine und Schinken einerseits, die Krebse andererseits und dann die vielen Einzelformen: Vollmond, Sichelmond, Doppeladler, Fische, Meerjungfrau, und dies alles nicht nur in großen, sondern

²⁷) Alfred Walcher Ritter von Molthein, Oberösterreichsches Hohlglas mit Emailfarbenbemalung (Werke der Volkskunst, Bd. II, Wien 1911, S. 51 ff.).

²⁸) Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch, wie oben Anm. 26, Bd. I, S. 76 f. — Gustav Brachmann, Österreichs Wettbewerb um die Berchtesgadener Ware. Ein Beitrag zur Geschichte des Holzspielzeuges (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1954, S. 49 ff.).

auch in kleinen, für die Hochzeitstortenverzierung bestimmten Formen²⁹⁾. Eine Reihe von hochzeitlichen Gugelhupfformen hängt auch noch in der nächsten Vitrine, welche das andere Leben der Hochzeitserinnerung im 19. Jahrhundert zeigt, nämlich in den gerahmten Brautkränzen, in den gemalten Egerländer Hochzeitszügen³⁰⁾ und ähnlichen, verhältnismäßig stark bürgerlich-städtisch gewordenen Formen.

Eine Zusammenstellung in einem Hängerahmen zeigt die geistliche Segnung der Hochzeit und die biblische Hochzeit zu Kana, das große Vorbild, in Hinterglasbild-Vorzeichnungen, Bienenstockstirnbrettern und verwandten Darstellungen. Das Gegenstück zu diesen ernsten Hinweisen stellen die Gruppen „Heiratsscherz und Ehespott“ dar. Um das hochzeitliche Geschehen war immer schon der mehr oder minder anspielungsfreudige Scherz angesiedelt. Die Zeit der Bilderbogen, die Vorbildhaftigkeit der Stiche von Callot, haben so manche volkskünstlerische Darstellung angeregt³¹⁾. Das gilt vor allem für die Darstellungen der „Altweibermühle“ auf einer Zinnschraubflasche wie auf einem Bienenstockstirnbrettchen³²⁾. Das gilt aber besonders für den Kupferblechteller mit der Darstellung des „Eierlegers“, der um 1700 gravierten Scherzscene des verspotteten Mannes durch die kräftige, selbstbewußte Ehefrau³³⁾. Ein besonders wertvolles kleinplastisches Zeugnis dieser Art stellt die kleine Gmundener Figuralplastik des „Ehekreuzes“ dar, bei der das Eheweib fidel auf dem Kreuz sitzt, das der Ehemann schwer genug trägt³⁴⁾. Ganz auffällig der Brettstuhl mit der geschnitzten Lehne, welche ein zankendes, wüstes Paar zeigt, wobei das kropfige Weib ihrem Mann die „Neidfeige“ mit der Faust zeigt³⁵⁾. Aber die Männer wußten

²⁹⁾ Max Höfler, Gebildbrote zur Hochzeit (= Supplement-Heft VII zum Jg. XVII der Zeitschrift für österreichische Volkskunde), Wien 1911. — Karl von Spieß, Grundlinien einer Formen- und Gestaltkunde der Gebildbrote (Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. III/IV, Berlin 1934, S. 391 ff.).

³⁰⁾ Vgl. Sebastian Grüner, Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer. 1825 für J. W. von Goethe niedergeschrieben. Hg. Alois John (= Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Bd. IV/1), Prag 1901.

³¹⁾ Vgl. Wolfgang Brückner, Populäre Druckgraphik Europas: Deutschland. Vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. München 1969.

³²⁾ Leopold Schmidt, Le Théâtre Populaire Européen. En collaboration avec Gianfranco D'Aronco, Georgios Megas, Hans Moser, Georges-Henri Rivière, Achmed Tecer et Hans Trümper. Übersetzung Klaus Beitzl (= Folklore Européen, Bd. 3), Paris 1965. S. 71 ff. und Taf. III.

³³⁾ Michael Haberlandt, Der Eierleger (Werke der Volkskunst, Bd. II, Wien 1911, S. 80 ff.).

³⁴⁾ Dafür graphische Vorlagen, beispielsweise Kupferstiche in Wien, um 1830. Vgl. Katalog der Ausstellung Populäre Graphik des 19. Jahrhunderts. Sammlung Günter Böhmner, München. Berlin, Akademie der Künste, 1970. S. 50, Nr. 118.

³⁵⁾ Vgl. Lenz Rettenbeck, Feige. Wort — Gebärde — Amulett. Ein volkskundlicher Beitrag zur Amulettforschung (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 36a), München-Pasing 1955.

um ihre Situation und organisierten sich, und das alte Österreich hat diese Scherzorganisation gut gekannt. „Simandl-Bruderschaft“ hat sie sich genannt, und in Krems ist ihr sogar ein Denkmal gesetzt worden. Hier hängen Original-Simandl-Bruderschaftsbriefe, die beweisen, wie das alte Urkundenwesen mit Brief und Siegel auch in die Sphäre des Spottes, nicht zuletzt eben des Ehespottes, hineinreichen konnte³⁶⁾. Es würde dem Gesamtbild des alten Liebesbrauches, der alten Hochzeitsvolkskunst, ein bezeichnender Zug fehlen, wenn das Museum nicht auch diese Gruppe zur Darstellung gebracht hätte.

10. Niederösterreichische Volkskundetagung 1970

Drei Tage lang, vom 18. bis zum 20. September 1970, war das kleine Ysper im Yspertal, im südwestlichsten Waldviertel, von den Teilnehmern der 10. Tagung für Volkskunde und Heimatforschung des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes vollständig erfüllt, beinahe überfüllt. Aber die Zusammenkunft in dem schönen kleinen Ort mit der wundervollen Umgebung lohnte sich sehr. Die Exkursion am 18. hatte die Teilnehmer von Ybbs hinauf nach Maria Taferl geführt und von dort über Weitenegg nach Maria Laach und zurück nach Pöggstall, wo das Heimatmuseum ebenso wie die Annakirche besichtigt wurden, und erst dann ging es nach Ysper, das sich bei schönem Wetter überaus freundlich darbot. Wer die Landschaft nicht kannte, und es waren mehrere landeskundige Gäste anwesend, freute sich darüber und gewann durch ein Stück niederösterreichischer Landeskunde gleich auch einen Zugang zur Volkskunde. Zur Unterstreichung so mancher in den nächsten Tagen getaner Ausführungen begrüßte ein „Yspertaler Heimatabend“ die Gäste.

Am Samstag, dem 19. September, hatte der Referent mit einem Lichtbildervortrag, „Die niederösterreichische Volkskultur in der modernen Malerei“, in die volkskundliche Thematik und Problematik einzuleiten. Es folgte der dieser Landschaft gewidmete Vortrag von Dr. Emil Schneeweis über „Schalensteine, Viehheilige und den Palmeselumzug“ mit zahlreichen vorzüglichen Lichtbildern. Daran konnte nachmittags Othmar K. M. Zaubek mit seinem inhaltsreichen Vortrag über „Wallfahrtsheiligtümer des südwestlichen Waldviertels“ anschließen. Dann referierte Kustos Dr. Hermann Steininger über die „Strafrechtsaltertümer Niederösterreichs“ und Ing. Franz Maresch versammelte wie in jedem Jahr die Vertreter der Heimatmuseen des Landes zu einer fachlichen Aussprache. Am nächsten Tag führte Prof. Dr. Ernst Burgstaller weiter in die Welt der Schalensteine und verwandten Erscheinungen ein, indem er ausführlich über den „Eibenstein bei Summerau und seine Probleme“ berichtete, also ein sagenumwobenes Denkmal des benachbarten Mühlviertels. Adalbert Klaar, der hochangesehene Haus- und Siedlungsforscher, berichtete auch dieses Jahr wieder über die entsprechenden Probleme in der Tagungslandschaft, nämlich über „Die Siedlungslandschaft des südlichen Waldviertels und des Greinerwaldes“.

Die sehr geglückte, thematisch festgeschlossene, gesellschaftlich erfreulich aufgeschlossene Tagung stand wieder unter der Patronanz des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes, dessen Leiter,

³⁶⁾ Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich. Bd. I, Horn 1966. S. 112 ff.

Regierungsrat Hans Gruber, auch persönlich die Begrüßung vorgenommen hatte. Er konnte auch den Dank aller Referenten und Teilnehmer an die Leiterin dieser und aller vorhergehender niederösterreichischer Tagungen, Frau Dr. Helene Grün n, zum Ausdruck bringen, die wie immer für den sachgerechten und persönlich beschwingten Ablauf der Tagung gesorgt hatte.

Leopold Schmidt

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Der Herr Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 18. August 1970 dem Hochschuldozenten für Volkskunde an der sozial-, wirtschafts- und rechtswissenschaftlichen Fakultät der Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in Linz Dr. phil. Ernst Burgstaller den Titel außerordentlicher Hochschulprofessor verliehen.

(Wiener Zeitung Nr. 222 vom 25. Sept. 1970)



Der Herr Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 28. Jänner 1971 den Vertragslehrer Walter Deutsch in Wien zum außerordentlichen Hochschulprofessor an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien ernannt.

(Wiener Zeitung Nr. 51 vom 3. März 1971)

Hans Commenda †

Das Korrespondierende Mitglied unseres Vereines, Hofrat Direktor Dr. Hans Commenda, Leiter des Volksliedarchives für Oberösterreich, ist am 27. Jänner 1971 kurz vor Vollendung seines 82. Lebensjahres in Linz gestorben. Die Zeitschrift wird in einem der nächsten Hefte einen ausführlichen Nachruf auf den verdienstvollen Volksliedforscher bringen.

Literatur der Volkskunde

Karl Lechner, **Donauländer und Burgenland** (= Handbuch der historischen Stätten. Österreich. Bd. I) 909 Seiten. Stuttgart 1970, Alfred Kröner Verlag. S 176,—.

Hermann Hesse hat einmal — im „Glasperlenspiel“ — gemeint, unser Zeitalter sei ein feuilletonistisches. Nun, was damals vielleicht gegolten haben mag, heute erscheint die Feststellung überholt. Unser Zeitalter, unsere derzeit laufenden Jahrzehnte, stellen eindeutig ein „lexikalisches Zeitalter“ dar. Seit dem Ende des zweiten Weltkrieges werden mehr Lexika und verwandte Nachschlagewerke gemacht als in vielen Jahrzehnten vorher. Von dieser Tendenz profitieren auch wir, es sind Wörterbücher der Volkskunde erschienen, und vor allem wörterbuchähnliche Nachschlagewerke in bequemen, handlichen Formen, welche nahestehende Disziplinen so erschließen, daß man sich ihrer wirklich bedienen kann.

Den Anfang hat schon sehr früh die Kunstwissenschaft gemacht, die ihre Kunsttopographien in die handliche „Dehio“-Form umzusetzen begann. Es hat eigentlich lang gedauert, bis sich andere Disziplinen entschließen konnten, eine derartige nützliche Einrichtung nachzumachen. Für die Kunst wurden Dehio-ähnliche Veröffentlichungen noch mehrmals versucht. Die „Reclam“-Kunststätten-Bände sind sogar sehr gute, lesbare und doch kleinformatige Nachschlagewerke geworden. Während aber die Dehio-Bände versuchen, alle Orte zu erfassen, bieten die Reclam-Kunststätten-Bände nur eine, wenn auch große und gut bedachte Auswahl. Dieses Prinzip ist auch bei dem Gegenstück dazu den Handbüchern „der historischen Stätten“ eingehalten worden: Es erscheint unmöglich, alle Orte in historisch-topographischer Form in diesem Format zu behandeln und so läßt man die Fachleute eben eine Auswahl treffen.

Auch für Österreich hat der Kröner-Verlag entsprechende Fachleute angeworben und zuerst den II. Band „Alpenländer und Südtirol“ von Franz Huter herausgeben lassen, was verhältnismäßig rasch gegangen ist. Bis zum Erscheinen des I. Bandes, der nun hier vorliegt, ist inzwischen ein halbes Jahrzehnt vergangen. Aber der Herausgeber, Karl Lechner, hat sich eines großen Bearbeiterstabes für Oberösterreich, Niederösterreich und das Burgenland versichert, und die Literatur, auch die volkscundliche, offenbar wenigstens in das Literaturverzeichnis bis zuletzt eingearbeitet, so daß ein sehr brauchbarer Band erstellt werden konnte. Für Außenstehende wird vor allem der Teil Niederösterreich (mit Wien zusammen mehr als 500 Seiten!) eine Überraschung darstellen: Was hier geboten wird, steht nämlich in dieser gedrängten Fülle eigentlich sonst nirgends. Die niemals fertiggestellte „Topographie von Niederösterreich“ wird dadurch weitgehend ersetzt.

Die kleinen Ortskapitel mit den gedrängten Literaturangaben sind selbstverständlich in erster Linie historisch-topographisch gemeint. Aber

sie bieten für alle anderen ähnlich gerichteten Betrachtungsweisen, also auch für die volkskundliche, eine willkommene Grundlage. Man wird gewiß auch weiterhin daneben den „Dehio“ für die kunstgeschichtlichen Fragen und besonders den „Gugitz“ für die religiös-volkskundlichen Belange heranziehen müssen. Aber diese drei Bände nebeneinander, ob auf dem Schreibtisch oder in der Auto-Seitentasche, ergeben dann doch eine Information, wie man sie bisher in solcher Form nicht hatte, und für die man also auch von der Seite unseres Faches her nur dankbar sein kann.

Leopold Schmidt

Der Bezirk Urfahr-Umgebung. Ein Heimatbuch. Zusammenstellung und Bildauswahl von Rudolf Walter Litschel und Hans Sperl. 136 Seiten, 56 Bildseiten. Linz 1970, Oberösterreichischer Landesverlag. S 128,—.

Der Bezirk nördlich von Linz, also das Mühlviertel, das direkt von der oberösterreichischen Landeshauptstadt her erschlossen wird, hat hier ein schlichtes Heimatbuch bekommen. Es ist mit seinen Beiträgen von Wolfgang Dobesberger, Georg Grüll, Rudolf Walter Litschel, Alois Rögner, Erich Schwarz, Hans Sperl und Wolfgang Sperner wohl in erster Linie für die Menschen des Bezirkes selbst bestimmt. Dementsprechend nehmen die Kapitel über die einzelnen Orte, jeweils vom Bürgermeister verfaßt, der auch immer dabei abgebildet erscheint, den Hauptteil des Buches ein. Vorher stehen die Abschnitte über die Geschichte des Bezirkes, über die Kunstgeschichte der Landschaft, mit von Bildern unterstützten „Hinweisen auf Bau- und Kunstdenkmäler im Bezirk“. Der Abschnitt „Mensch und Volkstum“ erörtert nur die „Kulturarbeit“ im Bezirk. Dagegen greift der Abschnitt über „Die landwirtschaftliche Struktur und Produktion im Bezirk“ weiter aus.

Alle diese Kapitel mit den dazugehörigen Abbildungen ergeben also eine Landschaftskunde, in der sich auch für uns manches Bemerkenswerte findet, vom Steinkreuz bis zum spätgotischen Flügelaltar. Besonders wichtig ist für uns selbstverständlich die Abhandlung von Georg Grüll „Kulturgut und Freilichtmuseum“, die sich mit der „Vergangenheit des Mittermayrgutes zu Pelmberg“ beschäftigt. Der Hof ist inzwischen als Freilichtmuseum ausgestaltet worden, was hier noch nicht voll berücksichtigt werden konnte. So ist der volkskundliche Aspekt des Buches nicht ganz so bedeutend, wie man eigentlich hätte annehmen können. Angesichts der reichen Mühlviertler Literatur auf unserem Gebiet wird man dies aber vielleicht verschmerzen können, oder auf eine diesbezüglich ergänzte Neuauflage warten.

Leopold Schmidt

Norbert Grabherr, Burgen und Schlösser in Oberösterreich. Ein Leitfaden für Burgenwanderer und Heimatfreunde. 2. Aufl. 410 Seiten, 58 Bildseiten. Linz 1970, Oberösterreichischer Landesverlag. S 125,—.

Das vorliegende Buch ist 1963 in erster Auflage erschienen, mußte bald durch einen zweiten Band ergänzt werden. Die vorliegende 2. Auflage umfaßt alles bisher Gesagte, berichtet über zusammen 339 Burgen und Schlösser, und kann daher jetzt schon als guter Behelf angesehen werden. Die Burgenliteratur ist in den Jahrzehnten nach dem Krieg enorm angeschwollen, eigene Burgenvereine usw. beschäftigen sich

damit, die Burgenbücher erfreuen sich offenbar eines noch immer steigenden Absatzes.

Wenn wir einen Band wie diesen aufschlagen, fragen wir uns selbstverständlich, ob es auch volkskundliche Beobachtungen an Burgen gibt, ob man sich mit den damit verbundenen Sagen, Liedern, Redensarten usw. beschäftigt hat. Und siehe da: Es geschieht fast nie. Auch in dem vorliegenden Buch werden sogar die Archivistücke des Landesarchives zitiert, in denen die betreffende Burg vorkommt, im Gegensatz zu Dehio usw. sind die Literaturangaben bei jeder Burg vorhanden und sehr zu begrüßen. Aber es fehlt jeder Hinweis auf das Vorkommen der Burgsagen bei Süß und bei Depiny usw., obwohl das nur mehr jeweils eine halbe Zeile mehr ausgemacht hätte. Kein Überblick über die Sagen usw. — Motive, die an oberösterreichischen Burgen haften. Die rein positivistische Burgenforschung geht den gleichen Irrweg, den ja verschiedene andere Disziplinen auch gehen, und schauen an der wahrlich nicht geringen volkskundlichen Literatur einfach vorüber. Ernsthafter Vorschlag: Der Verlag nehme sich doch zur Bearbeitung solcher Handbücher, wenn es die Autoren selbst vielleicht nicht tun wollen oder können, eine volkskundlich geschulte Kraft und lasse sich entsprechende Kurztexte und Literaturhinweise erarbeiten. Man wird staunen, was dabei alles herauskommen wird.

Leopold Schmidt

Stadtbuch Kitzbühel. Schriftleitung Eduard Widmoser. Bd. III: Baugeschichte, Kunstgeschichte, Theatergeschichte, Schlösser. 580 Seiten, zahlreiche Abb. im Text und auf Tafeln. Eigenverlag der Stadtgemeinde Kitzbühel, 1970. S 150,—.

Kitzbühel, die bayernnahe Stadt in Nordtirol, hat im Lauf der letzten Jahre eine Heimatkunde bekommen, wie sie sonst kaum eine andere österreichische Gemeinde dieser Größenordnung aufweisen kann. Die drei wichtigen Bände, ausgezeichnet gedruckt, vorzüglich und reich illustriert, bieten bei weitem mehr, als man sich für gewöhnlich unter einem Stadtbuch vorstellt. Dieser III. Band umfaßt die Kapitel: Johanna Felmayer, Die profane Baugeschichte der Stadt Kitzbühel; Erich Egg, Die Kunst in Kitzbühel; Klaus Kogler, Die Kitzbüheler Edelsitze; Erich Egg, Die Kupferschmid-Stiftung; Norbert Hölzl, Theater in Kitzbühel. Alle Darstellungen sind quellenmäßig gestützt, topographisch gegliedert, bis in Einzelheiten hinein bildmäßig unterstützt. Eine „Profane Baugeschichte“, wie die vorliegende, von Johanna Felmayer für Kitzbühel erarbeitete, wird man kaum anderswo schon gesehen haben. Der Reichtum des Gebotenen, von den Grund- und Aufzissen bis zu den Bildern der Türen, Tore, Kasten, Truhen, Besitzerbildnissen, Schlössern, Hauszeichen ist ganz erstaunlich. Auch das Herausarbeiten einer eigenen „Kitzbüheler Kunst“ in der Zeit von 1600 bis 1800 durch Erich Egg wird man mit großem Interesse begrüßen, und für das bildliche Darbieten von so vielen religiösen Bildwerken der Barockzeit dankbar sein. Der besondere Beitrag von Erich Egg über die Kupferschmid-Stiftung erschließt ein in Form eines Flügelaltares gearbeitetes Epitaph von 1520, mit Ausgriffen zu anderen Werken des Meisters Hans Frosch, unter anderem dem sogenannten „Roland“ am Haller Rathaus, von 1522. Klaus Kogler schildert die schönen Edelsitze rund um Kitzbühel nicht nur mit betontem Eingehen auf ihr malerisches Äußere, sondern auch mit Bildhinweisen auf ihre Decken, Türen, Möbel usw.

Von besonderer Bedeutung für uns ist selbstverständlich der große Beitrag von Norbert Hölzl über das Schauspiel in Kitzbühel. Seit Konrad Fischnaler, Wolfgang Haberlandt und Anton Dörner ist über das alte Aufzugs- und Schauspielwesen in der Bergstadt einiges bekannt, doch waren die Auszüge aus dem reich vorhandenen Aktenmaterial noch spärlich und wurden wenig interpretiert. Hölzl, heute der Hauptvertreter der Volksschauspielforschung in Tirol, hat das brachliegende Material mit großem Griff zusammengefaßt und breitet alles aus, was es an Rechnungsbelegen und verwandten Zeugnissen gibt. Es ist erstaunlich viel; nur die zugehörigen Texte fehlen so gut wie zur Gänze. Dafür versteht es Hölzl, auch die schauspielnahe Kunst heranzuziehen, die Geräte (Thronsessel, Prozessionsstangen), die von der Rosenkranzbruderschaft bei ihren Prozessionen verwendet wurden, die „Ferggelefiguren“ der Passionsprozessionen, Ölberggruppen, alte Bilder des „Komödiendienstes“ usw. Die quellenmäßig reiche Darstellung reicht von der ersten Spielnachricht vom Jahr 1518 bis zur Gegenwart.

Das so stoffreiche und durch seine vorzüglichen Abbildungen auch schaumäßig befriedigende Buch stellt eine wirkliche Bereicherung der landschaftlichen Literatur Österreichs dar. Leopold Schmidt

Marie Grass-Cornet, Aus der Geschichte der Nordtiroler Bürgerkultur. Dargestellt an der sechshundertjährigen Geschichte der Familie Fuchs unter Mitberücksichtigung versippter Geschlechter. Mit Beiträgen von Nikolaus Grass. 360 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Farbtafeln. Innsbruck 1970, Universitätsverlag Wagner.

Bei Veröffentlichungen von Mitgliedern der Familie Grass ist man gewohnt, daß unter den verschiedensten Titeln auch Beiträge zur Volkskunde enthalten sein können. So ist es auch in diesem zunächst doch rein familiengeschichtlich anmutenden Buch, dessen Untertitel „Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Wirtschaft, besonders der Gaststättenkultur, der Haller Stadtköche, des Orgelbaues und der Malerei in Tirol“ freilich schon darauf hinweist, daß man hier während des angeregten Lesens auf immer weitere Beziehungen noch stoßen kann.

Dementsprechend liest man den Abschnitt „Die Fuchs in Amras“ schon mit Interesse für die Verkehrsverhältnisse auf der Brenner- und Ellbögnersstraße, aber auch mit besonderer Aufmerksamkeit wegen der Ausführungen über die Wallfahrt zum Anderl vom Rinn auf dem Judenstein. Ähnlich interessiert wird man die Kapitel über die Waffeleisen und Waffelgebäcke in Hall zur Kenntnis nehmen, oder über „Das Bürgerhaus, der Krippenhof der Städte“. Manche dieser Kapitel sind schon früher einzeln erschienen und hier nun zusammengefaßt.

Man darf ja nicht übersehen, daß es sich um das letzte Werk einer hochbetagten Frau handelt, die Verfasserin ist erst vor kurzem im 88. Lebensjahr gestorben, und ihr Sohn, der volkskundlich so sehr interessierte Innsbrucker Rechtshistoriker Nikolaus Grass, hat das Werk nicht nur pietätvoll zum Druck gebracht, sondern es auch reich mit Anmerkungen und Exkursen versehen, die wieder von seiner profunden vielseitigen Kenntnis auch auf dem Gebiet der Tiroler Volkskunde Zeugnis ablegen. Ein Tiroler Heimatbuch ganz eigener Art, das auch für die heute so vielfach geführten Diskussionen um das „Bürgertum“ von Bedeutung erscheint. Leopold Schmidt

Hedwig Kenner, **Das Phänomen der verkehrten Welt in der griechisch-römischen Antike** (= Aus Forschung und Kunst, hrsg. v. Geschichtsverein für Kärnten, geleitet v. Gotbert Moro, Bd. 8). Klagenfurt 1970. Geschichtsverein für Kärnten. In Kommission bei R. Habelt-Vlg. Bonn. 195 Seiten, 48 z. T. ganzseitige Abbildungen auf Kunstdruckpapier.

Hedwig Kenner, Archäologin an der Universität Wien, hat auch unserer Volkskunde wie der Kulturgeschichte des antiken und des frühmittelalterlichen Mehrsprachenraumes der Ostalpen und Donauländer schon eine Reihe wertvoller Studien mit weiterführend interpretierten Materialien beigebracht. Man denke an die römerzeitlichen Masken von Mautern an der Donau (Jahreshefte d. Österr. Archäolog. Institutes in Wien, Bd. XXXVIII, 1950) oder an den schwer deutbaren Dreikopfstein vor (und seit Herbst 1970 in) der Kirche auf dem Magdalensberg in Kärnten (Carinthia I, 144. Jgg., Klagenfurt 1954, S. 11 ff.). Nunmehr geht es in einem reizvoll dargebotenen und vom Geschichtsverein für Kärnten bibliophil ausgestatteten Band um das weit verbreitete Bild- und Erzählthema der „verkehrten Welt“, des mundus inversus, le monde bestorné, renversé, um „Il mondo a rovescio“ wie ein Buch von Giuseppe Cocchiara, Torino 1963, sich betitelt (bei H. Kenner nachzutragen wie Oloph Odenius, *Mundus inversus* (ARV X, Uppsala 1954, S. 142–170), the world upside down, wofür die antiken Griechen den Begriff „das Unterste zuoberst“ (ta hypértera vétera) nach der „Lysistrata“, Vers 772 sagten. Das Thema ist schwer abzugrenzen. Das zeigt schon der Ausgangspunkt, ein Gipsabdruck nach einem (indessen verlorenen) Tonmodell der spätrepublikanischen oder frühkaiserzeitlichen Epoche auf dem Magdalensberg, bei dem in Gegenwart eines bewaffneten Tierkämpfers (bestiarius) ein Esel oder ein (männlich betontes!) Maultier einen Löwen wirft, ihm anscheinend sogar mit „Kuß“ und Umarmung Gewalt antut. (Erstpublikation Car. I, 1966, S. 422 ff.; hier Abb. 1, S. 9.) Dazu stellen sich nun ziemlich viele, besonders das „Verkehrte“ der Bezwingung des mächtigen Tieres durch das notorisch schwache, und dies in der Erotik, betonende Parallelen, darunter eine Tabernenwandmalerei zu Pompeji usw. Von hier weg reiht nun Frau Kenner die Erscheinungsbereiche des mundus inversus an in der klassischen Antike (römische Tonlampe mit Relief einer scherzhaften „Seelenwägung“ zwischen der angeblich schweren Maus und dem nach oben schnellenden „leichten“ Elefanten; in London: Tonbecher mit Gegnern Löwe und Igel, in Wien; das Epitaph von Empoli (Abb. 7) mit Lebensbaum und darunter die Szenen von Fuchs und Kranich würde man lieber der Fabel als der „verkehrten Welt“ zuordnen. Es ist wohl eher eine Darstellung von Schlaueheit und List und Rache. Die antiken und mittelalterlichen Belege bei H. Kenner, S. 25; vgl. dazu auch das spätmittelalterliche Chorwandfresko zu Rhäzüns bei Chur in Graubünden. Dazu treten die Tiersymbolikdarstellungen der „Paradieseswelt“ als einer „heilen“ Welt gegenüber der irdisch-realen Welt, die uns umgibt. Bereits hier, wo die einander entgegengesetzten bekannten Tiernaturen friedlich nebeneinander stehen oder aber völlig „ungleichwertige“ Tiere ihre Kräfte im Bild des mundus inversus messen, setzen die materialreichen Exkurse in weite Kulturlandschaften und Zeiträume ein. Die Vielzahl der gegeneinander kämpfenden Katzen und Mäuse, der einer thronenden Maus dienenden Krokodile, Löwen, Antilopen, der miteinander brettspielenden Löwen und Gazellen usw., das

alles weist auf die „verkehrte Welt“ in den Tierbildszenen der alt-ägyptischen Scherben (Ostraka) und Papyri (z. B. Turiner und Londoner „Märchenpapyrus“ u. dgl.). Von hier weg der Schritt zu den überaus vielen tanzenden oder gar selber ein Saiten- oder Blasinstrument spielenden Tieren, zumal des Esels mit dem Saitenspiel, der auf der als Harfenintarsie verwendeten reichverzierten Muschelplatte von Ur in Mesopotamien im 3. Jahrtausend v. Chr. ebenso begegnet wie er sozusagen zeitlos bleibt als Bild der „Verkehrten Welt“ etwa in den Carmina burana des 13. Jahrhunderts (... brunelli chordas incitant / boves in aula salitant: „der Esel schlägt die Laute an / der Ochs im Saale tanzen kann“; H. Kenner, S. 170). Da wäre nun gleich das Säulenflachrelief im romanischen Kreuzgang von Berchtesgaden anzureihen. Fabel, Sprichwort, auch die Hochdichtung der Antike sind voll von solchen Szenen. Wie ein Thema daraus Rätselfragen über Rätselfragen häuft, das zeigt ja gerade auch das bei H. Kenner sehr ausführlich mit herangezogene Beispiel der Katomyomachia, des Krieges der Katzen (in der Antike der Wiesel!) und der Mäuse. Das berühmte romanische Fresko auf der Pürgg in der Steiermark (Johanneskapelle, rechte Seitenwand; vgl. Abb. 47 auf S. 169 bei H. Kenner; vermutlich 2. Viertel des 12. Jhs.) steht gewiß im Traditionsbereich des Bildes der „Verkehrten Welt“ zwischen den altägyptischen Papyri und Ostraka und den romanischen Fabelszenen, die fortgeführt (aber wie Herbert Hunger, Wien, gezeigt hatte, nicht mit einem zeitgenössischen byzantinischen Roman eines gewissen Theodoros Prodromos zusammengestellt werden können) erscheinen noch in den viel späteren, zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert anzusetzenden Holzschnitten, Kupferstichen u. dgl. Bilderzählungen, über die kürzlich (gleichzeitig mit dem Buche von H. Kenner) J. Weiler in der Zeitschrift des Histor. Vereins für Steiermark, Jgg. LXI, Graz 1970, S. 71 ff. mit Abbildungen gehandelt hat. Entgegen Weiler, der die „Deutungsfrage“ offen läßt, bietet H. Kenner eine mir sehr einleuchtende Erklärung des romanischen (im Sakralraum befindlichen!) Freskobildes auf der Pürgg an: es ist die „verkehrte Welt“, in der die Schwachen, die kleinen, kraftlosen Mäuse, als die Sinnbilder der christlichen Seelen im Bilde der (auch sonst geläufigen) „Himmelsburg“ den Glauben gegen die Angriffe des mächtigen „Bösen“, hier der Katzen, zu verteidigen aufgerufen sind (H. Kenner, S. 168 f.). Viel Anregendes an Neuerkenntnissen, die neben völlig andersartige, bisher schon von der Religionswissenschaft, der Heortologie, der Masken- und Glaubensforschung vorgetragene Theorien treten, enthalten im vorliegenden Werk die weit ausgreifenden Kapitel über das Schlaraffenland, über „Die verkehrte Welt und das große Fest“, über das „Verkehren des Geschlechtes“ (Kleidertausch zwischen Männern und Frauen im antiken Brauchtum), in den Feiern im dionysischen Kreis (Dionysos thelymorphos), Herakles, Achilleus, Theseus; der Kleidertausch bei Priestern mit den Beispielen des Herakles-Kultus auf Kos und einem im Athenakultus von Siris bei Tarent. Doch hier wird sich gewiß die Altertumskunde und die Religionswissenschaft auf Grund der sicherlich bestehenden Mehrdeutbarkeit der überlieferten Brauchbeschreibungen zu Worte melden. Die Volkskunde, die in letzter Zeit wiederholt auf das Bilderzählthema der „Verkehrten Welt“ hingewiesen hatte (vgl. die Deutung als Sozialsatire bei H. Zschellentschky im Deutschen Jahrbuch f. Volkskunde VII/Berlin 1961, S. 46 ff.; M. Lejskova-Matjasova, Österr. Zs. f. Volkskunde XIII/1959, S. 211 ff. zum „Hasenhaus“ in der Kärntner Straße zu Wien, 1749; indessen demoliert;

F. Sieber, Volk und volkstümliche Motive im Festwerk des Barocks, dargestellt an Dresdner Quellen, Berlin 1960, S. 83 ff. et passim), wird für das Buch von Hedwig Kenner und für den Kärntner Geschichtsverein besonderen Dank wissen.

Leopold Kretzenbacher, München

Katalog „Kärntner Kunst des Mittelalters aus dem Diözesanmuseum Klagenfurt“, zur 65. Wechsellausstellung der Österreichischen Galerie im Oberen Belvedere zu Wien 1970/71, gestaltet von Elfriede Baum, Dora Heinz, Franz Windisch-Graetz, mit Beiträgen von Max Ebernick, Otto Demus und Leopold Schmidt. Im Selbstverlag der Österreichischen Galerie, Wien, Brosch., 142 Seiten, 32 Abbildungen im Kunstdruckteil, S 40,—.

Allzu lange hatten erlesene Kunstschatze Österreichs von der breiten Öffentlichkeit fast unbeachtet im Diözesanmuseum zu Klagenfurt wie im Dornröschenschlaf gelegen. Nun sind sie zu Wien im Oberen Belvedere und bis zur Jahresmitte 1971 in der Kärntner Landesgalerie zu Klagenfurt zu bewundern, ehe sie in ihre frühere Bleibe zurückkehren, dann hoffentlich mehr gewürdigt als bisher. Nur 54 Exponate, aber fast ausnahmslos von besonderer Schönheit und Aussagekraft, bezeichnend für eine geistige Epoche der Südostalpen im Bereich jener Ländermutter Carantanien, zu der so viele Kulturwege und Traditionslinien aus weitem Umkreis führen, gebend und nehmend. Denn Kärnten ist besonders an erhaltenem „Mittelalter“ dichter als jede andere Kulturlandschaft der Ostalpen gesegnet mit Zeugnissen des Kunstschaffens aus fester Funktion und mit hoher Gestaltungskraft. Wem aber diese Schau zu bleibendem Gewinn werden soll, dem ist hier ein vorzüglicher Behelf geboten mit fachlichen Einzelbeiträgen, mit ausführlichen Beschreibungen der Einzelstücke und Beigabe der auf sie bezogenen Literatur, mit einem ansehnlichen Bildteil und einem Index der Künstlernamen, der Herkunftsorte, der Sach- und Motivstichworte. Das läßt den Katalog zu einem kleinen wissenschaftlichen Handbuch werden.

Max Ebernick beschreibt „das Gurker Diözesanmuseum in Klagenfurt“, 1917 als das älteste seiner Art in Österreich gegründet (7—10). Otto Demus kennzeichnet knapp, aber einprägsam, die besondere Art der „mittelalterlichen Kunst Kärntens“ (10—28) zwischen dem 12. und dem 16. Jahrhundert, ihr Eingebettetsein in den Raum alpinen Kunstschaffens, auch wenn hier frühe und hohe Gotik auffallend spärlich vertreten sind. Die Zentren mit den beiden Polen St. Veit a. d. Glan und Villach werden sichtbar, die Verbindungslinien über die Alpen nordwärts und nach dem deutschen Ost- und Südtirol, ins romanische Friaul und früh schon nach der Lombardei. — Was bei Demus (mit Literaturhinweisen S. 28) in seiner kunstgeschichtlichen Entfaltung in Umrissen aufgezeigt ist, das erfährt durch den umfangreichen Beitrag von Leopold Schmidt über „Kunstwerke aus Kärnten als Zeugnisse mittelalterlicher Volksfrömmigkeit“ (29—92) eine Vertiefung in jener Richtung, die Geist und Leben einer Epoche in ihrem aussagetiefsten Bereich, in dem des Hochkultes, der Devotion und zumal der Volksfrömmigkeit zum Sprechen bringt. Denn nicht primär um der Schönheit und ihres ästhetischen Genusses willen, sondern aus dem Anruf zum Gotteslob in möglichst hoher Menschenkunst, aus der Funktion in Kult und Seelenführung, sind solche Kunstwerke entstanden. Von da aus lebten sie und bestanden, solange das Bedürfnis nach solcher und gerade solcher liturgie- und kultverbundener Aussage, „Schau“-

barkeit zur Mit-Erlebnisvertiefung der immerwährenden re-praesentatio des Heilsgeschehens vorhanden war. Das gilt für Auftraggeber, Künstler und Beschauer, auch wenn die beiden Erstgenannten für noch längere Zeit für uns im Dunkel bleiben als die dritte Gruppe, die Pilger, die Bettler und die Votanten vielerlei Stände und Anliegen. L. Schmidt geht (S. 33) von der in der Kunstwissenschaft unterbewerteten, jedoch wesensaufzeigenden Feststellung aus: „Volksfrömmigkeit des Mittelalters heißt vor allem Heiligenverehrung im Gefüge der gesellschaftlichen Ordnung der Zeit“. Patroziniumskirchen, Festkalender, Zinsreichung, Opfergang an bestimmten Tagen, ja Wallfahrtstermine und -wege richten sich danach. Das spiegelt sich beispielhaft in der mittelalterlichen Kultur- und Kunstlandschaft Kärntens: die Salzburger Einflüsse von der Metropole her: die heiligen Kirchen- und Altarpatrone Petrus, Rupert (Ruprecht), Thomas von Canterbury; das Bamberg-Erbe mit Kaiser Heinrich II. und Kunigunde (zusamt ihren Kontrafakturen auf Landeskultebene in Hemma und — nur vom „Volke“ kanonisiert — Graf Wilhelm) und Otto; die altfreisingischen Bindungen an Korbinian und Nonosus. Dann wieder Bischof Romanus I. von Gurk, nicht als „Volksheiliger“, vielmehr als Ausprägung diözesanen Machtbewußtseins in politisch erregter Barbarossa-Zeit. In rasch aufeinanderfolgenden Devotion-(Kirchen-, Ordens-, Altar Gründungs-)Wellen folgen die zeitkennzeichnenden Adelsheiligen als Reiter oder als Kämpfer zu Fuß: Georg (mit dem Pendant der Margareten-Legende), die (im Kulte hier kurzlebigen) Burgunder Sigmund und Gangolf, der lokale Kultgründungsversuch um St. Domitian zu Millstatt. In ganz besonders dichter Fülle begegnen in Alt-Kärnten die Kultdenkmäler als Zentren, Blickpunkte und Brauchtumsanlässe innerhalb der zyklischen Kirchenfeste, zumal der Passion zwischen Palmsonntagsgeschehen und Auferstehung oder Himmelfahrt (42 ff.): die vielgliedrige Kreuzverehrung, das „heilige Blut“, die Kreuznägel, die festen Bildprägungen mit weitreichenden und symboltiefen Sinnbezügigen von Vesperbild, Schmerzensmann, Feiertags-Christus, der Grablege-Christus mit den beweglichen Armen, zur depositio crucis heute noch im Dom zu Klagenfurt verwendet. Dazu die Bilderwand der Heilsgeschichte „Schau“ in den für Kärnten wie für Westfalen so besonders typischen Fasten-(Hunger-)Tüchern. Es ist nur zu verständlich, daß vor allem im Spätmittelalter der Marienkult seine die Gläubigen lieblich und hoffnunggebend ansprechenden oder zum Mit-Leiden erhebenden Denkmale erstehen ließ: Maria als Gottesmutter, als Sicherheit gebende mit dem Schutzmantel, als Herrin des Himmels, bei deren Titel man sich ernsthaft überlegte, ob man in ihr mehr die Machtfülle einer „Kaiserin“ oder die Güte einer „Königin“ anrufen sollte (S. 52 f.). Ihre Himmelfahrt, ihre Krönung dort, die Christgeburt hier, ihr Blick voll seligen Ermattetseins vom Bette her oder (nach den revelationes einer Birgitta von Schweden) ihr sofort nach der Geburt demütiges Knien vor ihrem Erlöserkinde, indes rundum Chöre von Engeln mit den zeitentsprechenden Musikinstrumenten aufspielen, all das ist feinsinnig und mit überragender Kenntnis der theologischen, der kunsthistorischen wie der kulturgeschichtlichen Literatur gesehen. Bis hin zu Verfahrensfragen in der Objektrestaurierung, wenn entschieden werden muß, ob später hinzugekommene Sinnerfüllung mit Neuem, etwa der Aufmalung von Ahren auf dem Marienschnitzwerk beseitigt, als „nicht ursprünglich“ purgiert werden müsse oder (wie geschehen: wenigstens in Spuren) als Zeugnis wieder einer besonderen Kultwelle (Ahrenkleid-Madonnen) erhalten bleiben solle (51). Überhaupt weiten

sich die Beobachtungen von L. Schmidt an solchen Spezialfällen der Bestimmung des historischen wie des geistigen Ortes von Einzeldenkmälern in Kärnten (Briccius-Legende; Danielsaltar aus Flitschl im alt-kärntischen Kanaltal; die Fugger-Bezüge nach Augsburg, Friaul, Oberungarn-Slowakei) vor allem im Zusammenhang mit Kärnten als dem heutigen Bergbauern, dem mittelalterlichen Bergwerkslande, zu kleinen Sonderuntersuchungen. Gerade die Vielzahl der Bergwerke und ihrer Sonderpatrone [St. Anna, St. Helena, die ja in Jerusalem „nach dem Schatz“ d. h. nach dem wahren Kreuze Christi gegraben hatte; die beiden Träger des Daniel-Namens (als alttestamentlicher Prophet und als furlanischer Lokalheiliger Daniel Levita), St. Briccius von Heiligenblut, St. Chrysanth mit dem „Gold“ in seinem Namen] zeigen die Schwierigkeiten des Aufnehmens der Verbindungsfäden zwischen Auftraggebern und Künstlern, zwischen der sakralbetonten Ständerepräsentanz fuggerischer Faktoreien und dem religiösen Bedürfnis nach Schutzpatronen im gefahrenreichen Bergbau einer früh und lange von Wirtschaftskrisen und Türkennot bedrängten Zeit am Grenzsaum Mitteleuropas. „Terminpatrone, Lebens- und Todesgeleiter“, Wallfahrten in die Nähe und in die Ferne, sie lassen in dieser Darstellung räumliche Besonderung und gerade auch den Weitbezug der Teilhabe an geistig-geistlichem Leben einer gewaltigen Epoche vor uns aufsteigen, deren letzte Denkmäler aus einer für uns heute kaum mehr faßbaren Fülle und Wirkkraft so eindringlich zur Aussage an uns gebeten und beschworen werden. Leopold Kretzenbacher, München

Otto Swoboda, **Lebendiges Brauchtum**. Mit einer Einführung von Friederike Prodingler. 144 Seiten, 52 Farbbilder. Salzburg 1970, Resdienz Verlag. S 178,—.

Ein schöner schlanker Band, den man seiner ausgezeichneten Farbaufnahmen von lebendigen Schaubräuchen willen gerne lobend anzeigen würde. Die Bilder vom Sternsingen, vom Glöcklerlaufen, vom Pechtrajagen in Kärnten, von der Schnabelpercht in der Rauris, von den Pongauer Schönperchtenzügen, und wie die den Photographen anziehenden Themen eben alle heißen, sind vorzüglich, man wird für sie dankbar sein. Daß weniger bekannte Bräuche aufgenommen wurden, wie das Kirchleintragen in Eisenkappel, das Blochziehen im Burgenland, das Faschingverbrennen in der Umgebung von Wien, die Widerprozession vom Virgental nach Lavant in Osttirol, das Neckenmarkter Fahnen-schwingen, die Piratenschlacht auf der Salzach, das alles wird man gutheißen. Daß auch städtische Bräuche wie die Firmung bei St. Stephan in Wien vertreten sind, ist ausgesprochen lobenswert.

Aber all das kann darüber nicht hinwegtrösten, daß das Buch sachlich-fachlich seine Mängel hat. Das beginnt schon beim Titel, da der Verlag offenbar nicht den Mut hatte „Lebendiges Brauchtum in Österreich“ zu schreiben. Denn es sind nur österreichische Schaubräuche abgebildet, und daran ändert auch die Tatsache nichts, daß Friederike Prodingler in ihrer Einleitung mehrfach auf schweizerische und andere Gegenstücke zu den österreichischen Bräuchen hinweist. Diese Einleitung ist der gutgemeinte Versuch einer knappen Übersicht, welche die von Swoboda dann jeweils bei den Bildern im einzelnen geschilderten und gedeuteten Bräuche zusammenfassen soll. Sowohl bei der Einleitung wie vor allem bei den Einzelkapiteln aber muß man feststellen, daß hier der Stand der Brauchforschung von heute nicht erreicht wird, daß man in der Terminologie, in der Lust an der „Deutung“ vielfach in gestrigen

und vorgestrigen Redensarten steckengeblieben ist. Der Fachmann, der das Buch kritisch liest, wird selbst bei völliger Unvoreingenommenheit und bei Ablehnung der heute modern werdenden Brauch-Abwertung wohl auf jeder Seite mindestens zwei Fragezeichen machen. Neben guten oder doch gut ausgeschrieben Beschreibungen stehen sofort Versuche von Deutungen, die man schon vor zwanzig Jahren bei Gugitz nicht mehr lesen konnte. Aber Gugitz stand im hohen Alter und kam aus einer anderen Zeit, da ging die Kritik fehl, wenn sie ihn für die Fehldeutungen seiner um eine Generation älteren Gewährsmänner verantwortlich machte. Heute sieht vieles ganz anders aus, und wenn man lesen muß, wie solche veraltete Deutungen heute noch oder wieder auf Brauchauführungen angewendet werden, die sich als Wiedereinführung der letzten Jahrzehnte oder gar Jahre entpuppen, dann sieht man sich zum Protest gezwungen: Gute Photographen sollen photographieren, aber das Textschreiben den Fachleuten überlassen. Leopold Schmidt

Diétrich W. H. Schwarz, Sachgüter und Lebensformen. Einführung in die materielle Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 11) 244 Seiten und 7 Bildtafeln. Berlin 1970, Erich Schmidt Verlag, DM 14,80.

In dem einst von Wolfgang Stämmeler gegründeten „Aufriß der deutschen Philologie“ hat Schwarz (vom Schweizerischen Landesmuseum in Zürich) die „Sachgüter“ dargestellt. Was er damals auf das Format eines Handbuch-Artikels zusammenpressen mußte, legt er nun hier in ungefähr gleicher Gliederung und mit gleicher Abgrenzung des Sachgebietes in Buchform vor. Es handelt sich im wesentlichen um den Stoff, der früher von der „Deutschen Kulturgeschichte“ betreut wurde, also jenem Fach im Sinn von Georg Steinhausen, Georg Grupp, Friedrich Zöpfel (der hier und anderwärts leider nie genannt wird), das es nie zu akademischer Geltung gebracht hat, das aber vor allem für die museale Sammlung und Aufbereitung des älteren Kulturgutes unentbehrlich ist.

Das Gebiet „Kulturgeschichte“ läßt sich, rein stofflich gesehen, sehr schwer von der Sachvolkskunde abgrenzen. Schwarz weist auf Seite 7 auch darauf hin: „— einerseits wird von der heutigen Volkskunde die geschichtliche Dimension immer mehr vernachlässigt, und andererseits beschäftigt sie sich doch nur mit der Volks-, nicht mit der Hochkultur, mit dem Kollektiven, nicht dem Individuellen, —.“ Der erste Teil des Satzes stimmt freilich nicht, der zweite umschreibt die Anliegen der Volkskunde nur sehr einseitig. Aber Schwarz meint im weiteren begütigend, es sei ja kein Unglück, wenn sich auch die Volkskunde mit diesen Dingen beschäftigte, „denn einen Gegenstand von verschiedenen Standorten aus anzugehen und zu erhellen zu versuchen, ist bereichernd.“ Dem kann man ohne weiteres zustimmen, und wird sich also bei Kapiteln über das Haus etwa (S. 22 ff.) oder über die Möbel (S. 44 ff.) immerhin denken dürfen, daß die Kulturgeschichte von der Volkskunde schon manches gelernt hat. Bei der Erörterung der Landwirtschaft und ihren Geräten (S. 158 ff.) merkt man vielleicht noch weniger davon. Bei manchen Abschnitten, beispielsweise bei der Fischerei (S. 145) oder beim Bergbau (S. 167) wird man sich schon wundern, daß sie gar so kurz weggekommen sind. Da wäre doch auch kulturgeschichtlich bedeutend mehr herauszuholen gewesen. Und bei diesen wie bei vielen anderen Kapiteln nimmt man wohl die angegebene Literatur gern zur Kenntnis, könnte sich aber eine beträchtliche Vergrößerung des Umfanges dieser

Literaturangaben gerade aus den jüngeren volkskundlichen Arbeiten heraus gut vorstellen.

Nun ist nicht zu vergessen, daß dieser Band in einer Reihe erscheint, die eigentlich den Studenten der Germanistik zgedacht ist. Sie sollen sich hier eine erste Einführung anlesen. Und um die Texte vor allem der frühen Neuzeit zu verstehen, ist eine kulturgeschichtliche Einführung von stoffgesättigter Sachlichkeit auf jeden Fall nützlich, und gerade diese bietet das Buch von Schwarz zweifellos. Es handelt sich um etwas, das wir im akademischen Unterricht als Ergänzung des Maturawissens bezeichnen und uns wünschen. Studenten, die eine solche allgemeine Übersicht aufmerksam gelesen haben, werden zweifellos die Lehrmittel der Volkskunde, nicht zuletzt die musealen Sammlungen, besser als bisher benützen können.

Leopold Schmidt

Walter Borchers, Volkskunst in Westfalen (= Der Raum Westfalen, Bd. IV, Wesenzüge seiner Kultur, Vierter Teil) Großformat, 229 Seiten, dazu 14 vierfarbige und 502 schwarzweiße Abbildungen auf Tafeln. Münster in Westfalen 1970, Verlag Aschendorff. DM 67,50.

Wie schon mehrfach zu betonen war, hebt sich Westfalen in den letzten Jahren mehr und mehr als ein Hort konservativer deutscher Volkskunde ab. Was Martha Bringmeier mit ihrem Archiv, was Bruno Schier mit seinem Seminar hier geleistet haben, das hat schöne Früchte getragen. Die Museen des Landes haben in steigendem Ausmaß ihr Teil dazu beigetragen. Die religiöse Volkskunst ist in einem Ausmaß erforscht worden, wie es sonst kaum erreicht werden konnte. Das ist also der fruchtbare Nährboden für das Zustandekommen dieses überaus stattlichen Bandes, den man mit Freude nunmehr anzeigen kann.

Walter Borchers aus Pommern, der einst mit der „Volkskunst im Weizacker“ eine bahnbrechende Leistung gesetzt hat, ist nach der Vertreibung aus Stettin in Osnabrück sesshaft geworden und hat das dortige Museum viele Jahre hindurch geleitet. Ein Museumsmann guter alter Schule, hat er in der neuen Heimat gesammelt und geforscht, die vielen kleinen Sammlungen aufgesucht, den Gang der Forschung in Münster mitvollzogen und die Ergebnisse in die ihm bekannten allgemeineren Rahmenforschungen auf dem Gebiet der deutschen Volkskunst integriert. Daher ist nun ein Werk entstanden, das wirklich den einstmals so verdienstvollen Band „Westfalen“ in der Redslob-Serie der Deutschen Volkskunst, den 1927 Rudolf Uebe vorlegen konnte, abzulösen vermag. Das ganze traditionelle Gebiet der prämaschinellen Volkskunst wird abgeschrieben, von Haus und Hof, von den Torsäulen, über Holz, Metall, Keramik, Textil, Tracht und Schmuck und der Religiösen Volkskunst bis zum handgeformten Brauchgebäck. Die sehr umfangreiche Bestandaufnahme, eine Leistung für sich, wird durchwegs von umfangreichen Literaturangaben und kleinen kritischen Hinweisen unterstützt. Es ist kein Schaubuch, wie heute mehr und mehr üblich, trotz seiner vielen schönen Bilder, sondern ein Buch der fachlichen Sammlung und der kritischen Forschung. Gerade deshalb wird man sich vielleicht auch mit gewissen Einzelfeststellungen auseinanderzusetzen haben, beispielsweise auf dem Gebiet der Möbelmalerei. Man wird aber mit Dank zur Kenntnis nehmen, daß ein Forscher, der das Gebiet in großen und kleinen Bezügen durchgearbeitet hat, auch eine „summa“, eine Zusammenstellung von Ergebnissen vornimmt, die allgemein bedeutsam erscheinen. Die bedachte Feststellung, daß nicht die politischen Grenzen, wohl aber die Konfessionsgrenzen hier von Bedeutung waren und

wohl noch sind, ist beispielsweise grundlegend, eine Bestätigung gleicher Ergebnisse in anderen Landschaften. Die allgemeine räumliche Zuordnung an den Hellweg, also eine große, sehr alte Landverbindung zwischen Weser und Rhein scheint bedeutsam. Die west- und nord-europäische Bestimmtheit der westfälischen Volkskunst wird deutlich herausgearbeitet. Freilich ist dabei vor allem an die frühe Neuzeit gedacht, denn für das Mittelalter wäre wohl auch die überaus starke Verbindung mit dem deutschen Nordosten und seinen Außenstellen zu bedenken. Aber „Volkskunst“ bedeutet selbstverständlich auch im „Raum Westfalen“ zunächst einmal „Volkskunst der ersten Jahrhunderte der Neuzeit“. Borchers betont gewiß die geschichtliche Komponente im Volkskunstschaffen immer wieder, aber doch eher für kleinere Zeitabschnitte. Das mag nicht zuletzt daher kommen, weil er sich selbst erst von jenen früheren Forschungen absetzen mußte, die so gern „Überzeitliches“ in der Volkskunst sahen, ohne dies doch eigentlich erfassen oder gar definieren zu können. Aber das sind anderseits nicht die Aufgaben einer landschaftlichen Darstellung, die vielmehr durch die zielbewußte Bewältigung der Materialfülle allein schon genug beschäftigt erscheint.

Nochmals: Ein wichtiges Buch, wohl auch die Krönung eines Lebenswerkes eines bedeutenden Vertreters der deutschen Volkskunstforschung, und daher doppelt willkommen geheißen.

Leopold Schmidt

Konrad Strauß, Die Geschichte der Töpferzunft vom Mittelalter bis zur Neuzeit und die Kunsttöpfereien in Alt-Livland (Estland und Lettland). 272 Seiten, mit 2 Textabb. und 148 Schwarzweiß-Tafeln. Basel 1969, Verlag P. H. Heitz.

Der bedeutende deutsche Keramikspezialist, dem wir auch wichtige Arbeiten über österreichische Hafnerarbeiten zu verdanken haben, hat hier ein Vierteljahrhundert nach der Erarbeitung eines Themas die Ergebnisse vorgelegt. Strauß war während des Krieges im Baltikum und konnte die Zeit in Riga, Dorpat und Reval wie in Narwa ausnützen, um sich eingehend mit dem erhaltenen Material sowie mit den dazugehörigen Archivalien zu beschäftigen. Auf diese Weise ist dieses gewichtige Buch entstanden, das ganz deutlich zeigt, in welchem hohem Ausmaß diese Länder und vor allem ihre Kulturmittelpunkte auch auf dem Gebiet der Keramik von den deutschen Handwerkern abhängig waren. Das beginnt mit der mittelalterlichen Keramik in Alt-Livland, wobei die rheinische und mainfränkische Einfuhrware von ihren Nachahmungen im Baltikum unterschieden werden kann. Es fehlt nicht ein Kapitel über die Entwicklung der Irdenware bis zum 19. Jahrhundert.

Ganz erstaunlich sind die genauen Einzelangaben über die Töpfer in den Einzelgebieten in Kurland (Mitau, Goldingen, Libau, Bauske, Doblen, Tuckum), in Estland (Pernau, Fellin), in Livland (Kalzenau, Trikatzen, Wolmar, Wenden) und in Riga, wobei sich die Geschichte der Töpferzunft, die Geschichte der Kachelherstellung und die Geschichte der Geschirrtöpferei in der großen Stadt Riga eigens behandelt finden, mit den Namen der Meister und Gesellen vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Auch für Reval findet sich ein Gegenstück dazu erarbeitet, wobei auch vergessene oder doch wenig bekannte Dinge wie die Keramikfunde aus der Klostersruine St. Brigitten bei Reval aufgenommen erscheinen. Ähnlich genau sind die Bestände für Dorpat und Narwa

erarbeitet, wobei über die Grabungen von 1942 in Narwa mitberichtet wird.

Ein besonderes Kapitel ist den archivalischen Studien des Verfassers in Reval gewidmet, ein Anhang dazu berichtet über die Zunftgegenstände der Revaler Töpfer, die sich damals — und vielleicht auch heute noch — im Städtischen Museum von Reval befanden. Man braucht kaum zu betonen, daß es sich nach den Namen der Meister und Gesellen auf den Zunftgegenständen durchwegs um Deutsche handelt, bis ins 19. Jahrhundert hinein.

Das ungemein reichhaltige Buch, mit seinen genauen Angaben und seiner umfangreichen Bibliographie enthält auch sehr viele Abbildungen auf den Schwarzweiß-Tafeln. Das ist heute besonders wichtig, schließlich ist der Besuch der Museen in den ehemaligen baltischen Staaten heute doch eher schwierig, und auch vergleichende Keramikforscher werden an das hier gebotene Material nicht leicht herankommen. Konrad Strauß hat also der Forschung mit diesem umfangreichen Werk einen großen Dienst geleistet.

Leopold Schmidt

Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. 50. Jahresband 1970. 496 Seiten, mit zahlreichen Abb. Offenbourg in Baden 1970, Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden.

Seit vielen Jahren stehen wir mit diesem gediegenen Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelbaden im Schriftentausch. Die „Ortenau“ hat immer wieder auch volkskundliche Beiträge gebracht, was wir gern bibliographisch zur Kenntnis genommen haben. Diesen vorliegenden Jubiläumsband, den 50. seiner Reihe, wollen wir aber doch gesondert hervorheben. Er enthält nämlich nicht nur gediegene historische und topographische Abhandlungen über die Städte, Burgen und Schlösser der Ortenau, sondern auch ein eigenes vielgliedriges Kapitel über „Die Schätze der Ortenauer Heimatmuseen“. Eine solche Übersicht ist immer dankenswert, aber in diesem Fall soll besonders darauf hingewiesen werden, weil nicht wenige Orte, die dort Heimatmuseen besitzen, ja einst zu Vorderösterreich gehörten und dementsprechend gar nicht wenige Zeugnisse der Sachkultur wie der Volkskunst aufweisen, die deutlich mit Österreich verbunden erscheinen.

Es können hier nur die Museen genannt werden und höchstens hie und da ein Hinweis auf die durch viele Abbildungen belegten Bestände. Es handelt sich also um das Heimatmuseum in Wolfach (von Josef Krausbeck), mit altem Flößergerät; um das Schwarzwälder Freilichtmuseum, den Vogtsbauernhof (von Hermann Schilli), mit Innenansichten, auch von Mühle, Säge und Hanfreibe; um das Heimatmuseum von Triberg (von Günter Krusche) mit Schwarzwälder Uhrträgern, Schnitzern und Strohflechterinnen; um das Haslacher Hansjakob- und Heimatmuseum (von Maria Schaattgen) mit seinen stattlichen bürgerlichen Beständen und Bildnissen; um das Heimatmuseum von Zell am Harmsbach (von Thomas Kopp), um das Ritterhausmuseum der Stadt Offenbourg (von Otto Kähni), das auch eine reiche heimatgeschichtliche Sammlung enthält; um das Hanauer Museum in Kehl (von Klaus Hornung), unter anderem mit Darstellung der Geräte der Hanfbearbeitung, mit Trachten und Trachtenbildern, mit Fachwerk-Hausmodellen und einem Freigelände, in dem sich auch ein Grenzstein findet, der auf der einen Seite das straßburgische, auf der anderen das österreichische Wappen trägt. Da finden sich also die alten Beziehungen

buchstäblich noch einmal unterstrichen. Dann ist noch das Renchtal-Heimatmuseum in Oppenau dargestellt (von Erwin Schopferer), wieder mit reichen Gerät zur Flachs- und Hanfbearbeitung, Möbeln und Trachten. Es handelt sich jedesmal nur um kurze Übersichten, nicht etwa um Kataloge, aber diese bebilderten Überblicke zeigen doch schon recht gut, wieviel an altem Gebrauchsgut hier gesammelt ist, das volkskundlich beachtet und womöglich weiter bearbeitet werden sollte.

Leopold Schmidt

Das Königreich Bayern in seinen altertümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten. In 180 Stahlstichen von Johann Poppel, G. Seeberger, Louis Hofmeister und anderen aus der Zeit von 1840 bis 1854. Neu herausgegeben von Hans Bleibrunner. 291 Seiten. München 1970, Süddeutscher Verlag. DM 32,—.

Von den großen Bildwerken, die das 19. Jahrhundert über so manche Länder und Landschaften herausbrachte, ist dieses einstmals in 60 Einzelheften erschienene Werk über Bayern nicht sehr bekannt geworden. Sein Herausgeber Maximilian Benno Peter von Chlingensperg ist vor der Vollendung des Werkes gestorben, der Verlag Georg Franz hat es in jahrelangem Bemühen fertiggestellt. Seine sehr schönen Stahlstiche rechtfertigen jedenfalls den bibliophilen Neudruck, der nicht nur Bavarica-Sammler freuen wird.

Wie immer in solchen Fällen hat die Volkskunde manchen Gewinn von der Neuausgabe. Man kann sich die Ortsansichten nach altvolkstümlichen Bauten anschauen (beispielsweise Loisahthal, Tegernsee, Hohenwarth, Steffling, Aufseß), man kann alte Ansichten der Wallfahrtsstätten finden (Altötting, Andechs, Pipping, Gügel bei Giech, Vierzehnheiligen usw.), und man kann nicht zuletzt Trachtendarstellungen in Form von Staffagefiguren auf ihre örtliche Echtheit zu mustern versuchen (so bei Schliersee, Kellberg, bei Passau, Bodenwöhr, Regensburg, Friedberg, Harburg, Pommersfelden). Man wird aber auch dankbar die erläuternden Texte im Anhang lesen, wo die Originalbilderklärungen mit Angaben des Herausgebers gekoppelt sind. In den Originaltexten stecken nicht wenige Angaben über Volksfeste, Sagen, Bräuche usw., manches davon ist nicht sehr literaturbekannt. Das schöne Bildwerk wird auf diese Weise geradezu auch zu einer Quelle der bayerischen Volkskunde.

Leopold Schmidt

Unterfränkische Trachten. 12 Tafeln nach Aquarellen von Peter Geist 1852 im Mainfränkischen Museum. Einführung von Josef Dünninger. Großformat, Mappe mit Einführung (2 Seiten) und 12 Farbtafeln. Würzburg 1969, Stürtz Verlag.

Wenn man von bayerischen Trachtenbildern aus dem Biedermeier spricht, denkt man zunächst immer an die „Sammlung bayerischer Nationalkostüme“ von Felix Joseph Lipowsky, München 1830. Für Franken hat es schon früher ähnliche Versuche der künstlerischen Trachtenerfassung gegeben, besonders die „Costumes im Würzburgischen“ von Margaretha Geiger, 1809 in Wien erschienen, und dann eben diese Hefte „Unterfranken“ und „Mittelfranken“ einer Serie „Bayerische Trachten“ aus den Jahren 1856—1858. Die zwölf unterfränkischen Blätter von dem Volkacher Maler Peter Geist sind nun hier ausgezeichnet reproduziert wieder der Öffentlichkeit zugänglich. Der Würzburger Ver-

treter der Volkskunde Josef Dünninger hat die Mappe kenntnisreich eingeleitet, und wir besitzen somit einen bildmäßigen Trachten-Querschnitt, der sich ungefähr mit den Gerasch-Blättern aus Österreich-Ungarn vergleichen läßt und dessen Einzelblätter wohl auf Parallelen und Divergenzen dazu auch betrachtet und untersucht werden sollten. Eine schöne Bereicherung unseres Anschauungsmaterials.

Leopold Schmidt

Fritz Markmiller, **Kapelle und Wallfahrt zum Heimlichen Leiden.** Dingolfing 1970. 33 Seiten, 9 Abb., eine farbig.

Die „Heimlichen“ oder „Unbekannten Leiden“ Christi, gelegentlich als Erbe spätmittelalterlicher und barocker Mystiker(innen)-Schau bis zu 15 Einzelszenen aufgegliedert, haben früh die Erforschung religiöser Volkskunde auf sich gezogen. Vgl. Rudolf Kriss, Volkskundliches aus altbayerischen Gnadenstätten, Augsburg 1931, 102 f.; Friedrich Zoepfl (Volk und Volkstum, Jb. f. Volkskunde II, München 1937, 317 ff.); Leopold Schmidt (ebenda III, 1938, 370 f.). Eines davon, bei dem Christus zu besonderer Qual an Hals, Händen und Füßen gefesselt zwischen Schrägwand und Marterblock auf einem (oft mit Nägeln bespickten) Dreieckskeil sitzen muß (vgl. Leopold Kretzenbacher, Christus auf dem Dreikant [Carinthia I, 148. Jgg., Klagenfurt 1958, 680 ff.]), bildet das Gnadenbild einer kleinen Wallfahrtskapelle zu Teisbach bei Dingolfing in Niederbayern. Seiner Geschichte und seiner heute noch blühenden Verehrung in der 1837 ex voto zu Teisbach, Pfarre Loiching, errichteten Kapelle geht hier der dortige Kreisheimatpfleger Markmiller in dem mit guten Abbildungen versehenen Büchlein nach. Er bringt Reproduktionen aus einem Kreuzwegbüchlein von Dingolfing 1843, von illustrierten Gebetszetteln, gedruckt zu Burghausen um 1780 usw., dazu das farbiges Gnadenbild jener Kapelle, zu dem er, ebenfalls als Neufund, ein Ölbild aus der Filiale St. Elisabeth zu Göttersdorf in der gleichen Pfarre beibringen kann. Vgl. F. Markmiller, Neue Belege zur Bild-darstellung von „Christus auf dem Dreikant“. (Der Storchenturm. Geschichtsblätter für Stadt und Landkreis Dingolfing, 1970, H. 9, S. 71 f.) Damit und mit einem gestanzten Spitzenbild der 2. H. des 19. Jh. (Verlag Regnault, Paris) vermehrt sich die für Bayern, Schwaben und Österreich so sehr kennzeichnende Visionsdarstellung, zu der das Museum für Volkskunde in Wien und die Sammlung R. Kriss im Bayerischen Nationalmuseum zu München viele Parallelen bieten. Vgl. Lenz Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1963, S. 195 (Abb.). Leopold Kretzenbacher, München

Gertrud Benker, **Heimat Oberpfalz.** 366 Seiten, zahlreiche Abb. im Text und auf Tafeln. Regensburg 1970, Verlag Friedrich Pustet. DM 22,—.

Es gibt keine zweite deutsche Landschaft, die für die historisch-volkskundliche Erschließung der Volkskultur der österreichischen Landesviertel nördlich der Donau wichtiger wäre als die Oberpfalz. Seit Jahren verfolgen wir daher die sich allmählich steigernde Zahl von Büchern, Ausstellungskatalogen usw. aus diesem Gebiet, und haben auch die Entstehung des Oberpfälzer Bauernmuseums in Perschen mit Interesse zur Kenntnis genommen.

Daher ist auch die vorliegende Heimatkunde der Oberpfalz für uns von Interesse. Es handelt sich um ein volkstümliches Werk, das aber mit

viel Kenntnis und unter Beiziehung von wirklichen Fachleuten für alle Teilgebiete geschrieben wurde. Dabei hat sich ergeben, daß der Volkskunde mehr als ein Drittel des ganzen Buches gewidmet werden mußte. Die Abschnitte „Siedlungsbild“ und „Oberpfälzisches Volkstum“ geben einen vorzüglichen Querschnitt durch das bisher Erarbeitete, von der Bauernhausforschung bis zum Wallfahrtswesen, aber auch bis zum Volkslied und dem Jahres- und Lebensbrauchtum. Die sehr zahlreichen Bildbeigaben — von alten Kupferstichen bis zu modernen Photos — gestatten die unmittelbare Nachprüfung vieler textlich dargestellter Erscheinungen. Ob Bauernhausformen, Totenbretter, oder auch Further Drachenstich, sie sind alle berücksichtigt.

Das Buch ist sicherlich in erster Linie für die Oberpfälzer Schulen und Familien bestimmt. Es wird aber auch jeder Fachmann, der das Gebiet nicht selbst persönlich kennt, sich daraus einen ersten gediegenen Überblick verschaffen können. Weiterführende Literatur ist im Anhang angegeben.

Leopold Schmidt

Paul Ernst Rattelmüller, **Dirndl, Janker, Lederhosen, Künstler** entdecken die oberbayerischen Trachten. Zeichnungen und Aquarelle, Lithographien und Photographien, Berichte und Schilderungen, herausgegeben von P. E. R. 144 Seiten (Querformat) mit über 100 Schwarzweiß-Bildern und 6 Farbtafeln im Kunstdruck. München 1970, Verlag Gräfe und Unzer. DM 34,—.

Seit dem Erscheinen der grundlegenden Abhandlung über die bayerischen Trachten von Hans Karlinger ist ein halbes Jahrhundert vergangen. Die Bilder, die Karlinger damals (in den „Bayerischen Heften für Volkskunde“, Bd. V, 1918) seiner Abhandlung beigegeben konnte, waren zeitbedingt mäßig reproduziert. Es war längst Zeit zu einer neuen Darstellung geworden.

Das vorliegende äußerst schmuck ausgestattete Buch von dem bekannten Schriftsteller und Künstler Rattelmüller ist kein Ersatz für Karlingers Abhandlung. Aber es bringt eine gediegene, wenn auch „leicht“ geschriebene Einleitung über die Geschichte der Entdeckung der oberbayerischen Trachten und ihre verschiedenen „folkloristischen“ Auswirkungen, und druckt dann im wesentlichen die Berichte der wirklichen schriftstellerischen Entdecker ab: Von Westenrieder, Schrank, von Hazzi, von Rheinwald, von Lipowski, und ganz besonders Felix Dahn, dessen Verdienst an der Erstellung der volkskundlichen Kapitel der „Bavaria“ ja immer wieder besonders betont werden muß. Was vom Anfang bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet und geschildert wurde, das ergänzt sich durch die im Untertitel des Buches so besonders herausgestellten Darstellungen bildender Künstler. Von Johann Martin Will über Lorenz Quaglio, Johann Adam Klein bis Carl Spitzweg fehlt da keiner der bedeutenden Münchner Maler, und die von Rattelmüller aus den Beständen der Staatlichen Graphischen Sammlung München ausgehobenen Zeichnungen unterstreichen die in den ausgeführten Gemälden sichtbar gewordenen und geliebten Motive noch beträchtlich. Die Wandermusikanten von Quaglio (Abb. 102), der Alphornbläser von Peter von Heß (Abb. 92), das sind schon besondere Gustostückerln. Auch die Ergänzung des Bildbestandes durch alte Photographien, nicht zuletzt von Persönlichkeiten aus dem Haus Wittelsbach, wird man richtig finden.

Es gehört zum Stil einer solchen Publikation, vielleicht auch zum Stil von Rattelmüller, daß er sich in einem Anhang noch über „Trachten-

pflege — Trachtenerneuerung — Trachtenmode“ äußert. Schließlich war ja Oberbayern das klassische Land der „Gebirgstrachtenerhaltungsvereine“. Über diese ganze Welle eines eigenen „Folklorismus“ an der Schwelle des großstädtischen Zeitalters wäre vermutlich in einem anderen Zusammenhang weit mehr zu sagen.

Daß die weniger noblen Züge dieses „Folklorismus“, beziehungsweise der Folklore-Spekulation, auch in diesen Bereich hereinlangen, bezeugt der Obertitel des Buches. Ohne diesen Obertitel würde man dieses Buch zweifellos viel lieber anzeigen, und es mag durchaus sein, daß sich andere Fachzeitschriften dadurch direkt abgestoßen fühlen. Aber wenn man sich überwindet, und sich über diese Titel-Spekulation hinwegsetzt, findet man doch ein wertvolles Buch vor, das schon mangels eines anderen, vielleicht fachlicheren Trachtenbuches quellenmäßig wird herangezogen werden müssen.

Leopold Schmidt

Josef Dünninger und Bernhard Schemmel, Bildstöcke und Martern in Franken. 216 Seiten, 80 Abb. auf Tafeln. Würzburg 1970, Stürtz Verlag.

Die alten Bildstöcke, fast durchwegs Steinmetzarbeiten, sind für Franken so bezeichnend, bestimmen so weitgehend das herkömmliche Landschaftsbild, daß die immer wieder aufgenommene Beschäftigung damit sehr verständlich erscheint. Josef Dünninger, der hochverdiente Würzburger Altgermanist, der die Volkskunde dort so fruchtbar mitbetreut, hat sich schon mehrfach zu den Bildstöcken seiner Heimat geäußert. 1960 hat er mit Karl Treutwein zusammen ein eigenes schönes Buch „Bildstöcke in Franken“ herausgebracht.

Das vorliegende, umfassendere Werk, wird von ihm im Vorwort als eine Gemeinschaftsleistung seines Volkskundlichen Seminars angesprochen. Außer seinem Assistenten Bernhard Schemmel haben also Jürgen Gottschalk, Herbert Hopf, Heinrich Mehl und Werner Zapotetzky daran mitgearbeitet. Seminararbeiten und Dissertationen der genannten Mitarbeiter haben das schöne Gebiet sehr genau erschlossen, man merkt die Intensität der Beschäftigung vor allem an den genauen „Beschreibungen“, die sich auf die Abbildungen beziehen, die zum Teil aus der Spezialsammlung Eduard Popp in Würzburg stammen. Daß die Aufnahmen nicht immer gut sind, daß es sich dabei fast durchwegs um Laienaufnahmen handelt, die Wind und Wetter, Licht und Schatten zu sehr haben mitwirken lassen, muß nebenbei bemerkt werden. Gewiß, es handelt sich um keine kunstwissenschaftliche Dokumentation, und der Stimmungsgehalt mancher Aufnahmen ist bedeutend. Aber er dürfte nicht die Deutlichkeit der Erkennbarkeit der Bilddarstellungen gefährden. Auf manchen Aufnahmen sieht man die Reliefs, auf die es ikonographisch immerhin doch am meisten ankommt, schlecht oder gar nicht.

Diese Einwände sollen nichts gegen die fachliche Brauchbarkeit des Buches sagen, die durch Genauigkeit der Beschreibungen, Lesung der Inschriften und nicht zuletzt durch die Kommentierung im Sinn des Abschnittes „Wallfahrt und Bildstock“ gewährleistet erscheint. Da gibt es viel Neues, und wir verzeichnen beispielsweise einen Bildstock in Neustadt an der Saale mit Hinweisen auf Mariataferl und Sonntagsberg, 1763 (S. 39). Bemerkenswert auch ein Bildstock mit der Darstellung von Adam und Eva, den sich ein Adam Pfister 1604 in Vasbühl hat setzen lassen. Die vorzüglichen Register erlauben jeden Einblick in das schöne Material auf kurzem Weg.

Das reichhaltige Literaturverzeichnis ist gleichfalls sehr zu loben. Da auch die Steinkreuze erwähnt werden, mag hier der Hinweis stehen, daß sich die an sich schon so reiche Steinkreuzliteratur in letzter Zeit wieder vermehrt hat. Es ist eine genaue Arbeit von Wilhelm Niemeyer und Friedrich Karl Azzola (unterstützt von mehreren Mitarbeitern) über „Die alten Steinkreuze und Kreuzsteine im Stadt- und Landkreis Marburg“ (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 80, 1969, S. 37—74, mit 29 Abb.) erschienen. Bernhard Schemmel, der Mitherausgeber des vorliegenden Bandes, hat aber auch schon wieder spezieller weitergearbeitet, und vor kurzem die Studie „Das heilich stöcklein gegen Franckenbron betreffend. Zum Verhältnis von Bildstock und Kapelle“ (Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter, Bd. 32, Würzburg 1970, S. 171—180) vorgelegt. Man sieht, das wichtige Thema läßt sich bei so gründlicher, man könnte auch sagen: liebevoller Betreuung wirklich noch gut weiterverfolgen.

Leopold Schmidt

Ludwig Moser, **Badisches Glas. Seine Hütten und Werkstätten** (= Veröffentlichungen zur Geschichte des Glases und der Glashütten in Deutschland [Historische Topographie] Bd. I) 52 Seiten, 72 Abb. auf Tafeln. Wiesbaden 1969, Franz Steiner Verlag GmbH.

Bei der Aufstellung der neuen Abteilung „Liebe, Hochzeit, Ehe in der österreichische Volkskunst“ in unserem Museum hat es sich ergeben, daß auch die auf solche Themen bezüglichen Gläser und Flaschen der kleinen Glassammlung des Hauses zur Geltung gebracht werden konnten. Zu den bemalten wie zu den geätzten Darstellungen von Herzen, Tauben, Liebespaaren usw. darauf ergeben sich viele Parallelen. Besonders ergiebig zeigt sich das badische Material, das nunmehr in der schönen Arbeit des vor kurzem verstorbenen Spezialisten Moser vorgelegt erscheint. Es waren an die neunzig Hütten, die im Schwarzwald arbeiteten, und die „Glasträger“, denen ein eigener Exkurs gewidmet ist, haben die schönen Gläser sowohl ins Elsaß wie nach Württemberg und sonst noch weiter herum verhandelt.

Das geht also aus dem nützlichen Buch sehr deutlich hervor, das auch genau die archivalischen Quellen dafür angibt. Der Herausgeber der neuen Reihe, Eberhard Freiherr Schenk zu Schweinsberg hat das Abbildungsmaterial zusammengestellt und durch ein gutes Verzeichnis aufgeschlüsselt. Da gibt es wie bei uns Liebes- und Ehegläser, Zunftgläser, Bürgerwehrgläser, kurz, die verschiedensten Gläser, die für uns von der Seite der Volkskunst wie der Volksgesellschaft heranzuziehen sind. Das Buch gehört also zu jenen Arbeiten, die man von uns aus als hilfswissenschaftliche Beiträge besonders begrüßen wird, und das mit seinen guten Abbildungen für die Museen und Sammlungen ja auch geradezu als Bestimmungsbuch wird dienen können.

Leopold Schmidt

Gebhard Spahr, **Der heilige Magnus. Leben — Legende — Verehrung.** 192 Seiten (davon 121—168 Abb. auf Tafeln). Kempten im Allgäu 1970. Verlag für Heimatpflege. DM 28,50.

Monographien über volksverehrte Heilige sind für uns immer nützlich. Sie werden zwar meist, wie dies auch bei dem vorliegenden schönen Band der Fall ist, von Historikern und Kunsthistorikern geschrieben, enthalten aber doch, wie dies auch wieder hier bemerkt werden kann, Hinweise auf die Volksverehrung, auf Wallfahrten, Legenden, daraus abgeleitete Sagen usw.

Der gelehrte Weingartner Benediktiner Gebhard Spahr, dem schon manche wichtige Arbeiten aus dem Bereich der Kunst im Bodenseegebiet zu danken sind, hat eine schöne, im Geist der Legendenkritik gearbeitete Monographie vorgelegt, die versucht, den Heiligen, von dem man biographisch nicht viel weiß, in seine Zeit, also in die Karolingerzeit, zu stellen. Die Wiederchristianisierung des Allgäus ist mit seinen Klostergründungen verbunden, im Zeichen seiner Abtschaft, also im Zeichen des „Magnusstabes“, ist hier jahrhundertlang sowohl gesiedelt wie gewallfahrtet worden. Das hat bedeutende Kunstwerke in Füßen und in vielen anderen Kirchen der Landschaft ergeben, aber auch Bildstöcke, Kapellen, Votivbilder, wie hier besonders die Aufnahmen aus Buchenberg und Altusried bezeugen, die der hochverdiente Allgäuer Heimatpfleger Alfred Weitnauer beigesteuert hat. Eine Besonderheit des Buches stellt die Beigabe der Übersetzung der Magnus-Vita von Otloh von St. Emmeram dar, mit der Abbildung der Miniaturen. In die Kapitel des Hauptabschnittes „Die Verehrung des heiligen Magnus“ sind die Angaben über Wallfahrten und Sagen eingearbeitet, einschließlich der Verehrungsstätten in Österreich. Hier ist übrigens S. 71 zu berichtigen, daß der dritte Tiroler Ort neben Berwang und Namlos Ranggen und nicht Rauggen heißt. Das hat Sartori einstmals (im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. V, Sp. 1481 ff.) aus Zingerle richtig übernommen. Spahr kennt leider weder diesen Artikel, noch verwendet er andere einschlägige volkskundliche Literatur, also etwa Georg Schreiber, Deutsche Bauernfrömmigkeit (Düsseldorf 1937), S. 35 f., oder das Wallfahrts-Handbuch von Gugitz. Dementsprechend zieht er auch keine Folgerungen in der Richtung einer modernen wallfahrtsvolkskundlichen Forschung und gibt beispielsweise keine Karte der Verehrungsstätten, die doch sehr nützlich gewesen wäre. Vielleicht hätte sich durch die Heranziehung volkskundlicher Methoden auch das wichtige Thema des Hirtenheiligen und seiner Motive herausarbeiten lassen, das ja über die bildende Kunst hinaus in den verschiedensten Volksüberlieferungen von Bedeutung war.

Wie immer in ähnlichen Fällen ergeben sich also von unserer Seite her Fragen, die eventuell die Forschung auch weitertreiben können. Zunächst einmal soll aber das Werk von Spahr selbst dankbar aufgenommen werden, das auch dem rührigen Verlag für Heimatpflege in Kempten Ehre macht.

Leopold Schmidt

Anne-Marie Dubler, Armen- und Bettlerwesen in der Gemeinen Herrschaft „Freie Ämter“ (16. bis 18. Jahrhundert) (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 50). 110 Seiten, 7 Abb. Basel 1970, Verlag G. Krebs AG. sFr. 24,—.

Da es keine „Kulturgeschichte“ als Fach gibt, und auch „Sozialgeschichte“ nicht überall betrieben wird, landen Arbeiten, wie diese, die am Rande der Rechtsgeschichte entstehen, mitunter bei der Volkskunde. Die quellenmäßig vorzügliche Arbeit aus der Schule von Karl Siegfried Bader, gibt einen genauen Einblick in das Bettlerwesen im Bereich einer innerschweizerischen Landschaft zwischen Luzern im Süden und der Grafschaft Baden im Norden. Im Dreißigjährigen Krieg konnten hier die spanischen Hilfstruppen von Mailand in das Reichsgebiet durchziehen, eine Tatsache, die wohl mit der Häufigkeit von Landfahrern usw. hier etwas zu tun hat. Polizeiordnungen und Protokolle der Jagden auf solche Bettler, der „Bettlerjäginen“, stellen die aktenmäßige Grundlage dar.

So weit, so gut. Und nun müßte die volkskundliche Auswertung kommen: Mitteilungen über die Tracht, über den Schmuck, die Amulette dieser Bettler, über Bettlerlieder, Bettlerspiele, Schwänke, Sagen usw., — man kennt Verwandtes aus benachbarten Landschaften, beispielsweise aus Tirol, doch sehr gut. Aber es kommt nichts dergleichen. Und so weiß ich nicht, warum die rein historische Arbeit in die Schriften unserer Schweizer Schwestervereinigung aufgenommen wurde. Unsere Publikationen sind doch eigentlich nicht für Arbeiten aus Randgebieten anderer Disziplinen da, mögen sie an sich noch so gut und exakt gemacht sein.

Leopold Schmidt

Annemarie Zogg und Robert Hirt, **Zürcher Gebäckmodel** (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 148/149). 72 Seiten mit 51 Abb. Bern 1970, Verlag Paul Haupt.

Soviele Freunde des Zürcher „Tirggels“ es auch gibt, es ist nicht anzunehmen, daß sie alle das meisterhaft gestaltete Buch von Gotthard Schu h, „Tirggel. Ein altes Weihnachtsgebäck“, mit der kulturhistorischen Einführung von Edwin Arnet (Zürich und Leipzig 1941), besitzen. So gute Bilder von so vielen Lebkuchen oder doch lebkuchenartigen Gebäcken werden eben nicht oft veröffentlicht. Daher ist es gut, daß das vorliegende hübsche Heft einen einigermaßen tauglichen, buchhändlerisch greifbaren Ersatz dafür schafft. Die Verfasser haben einen Streifzug durch die ganze Geschichte der Honigkuchen unternommen, sind der Geschichte der Gebäckmodel nachgegangen und haben sich schließlich über das Tirggelbild, über die vielen Motive dieser Lebzelterkunst verbreitert. Nebenformen wie Anismodel und Marzipanleckerli sind mitbehandelt, und ein eigenes Kapitel „Der Tirggel im Brauchtum des Zürcher Jahres“ ist recht aufschlußreich. Die weiteren Angaben beschränken sich nicht auf die Stadt Zürich, sondern greifen auch auf den Kanton und auf die Nachbarkartone aus. Die beigegebenen Bilder sind vorzüglich.

Von der angeführten Literatur wird man leider nicht das gleiche sagen können, das Verzeichnis ist sehr kurz und die Angaben sind bibliographisch dürftig. Wenn man sich über das Gebiet genauer orientieren will, muß man zu dem ausgezeichneten Literaturverzeichnis in dem schönen Buch von Albert Hauser, „Vom Essen und Trinken im alten Zürich“ (Zürich 1962), greifen (S. 220—240), das sich als ganz stichfest erweist.

Leopold Schmidt

Le Musée Alsacien de Strasbourg. Das Elsässische Museum in Straßburg. The Alsatian Museum at Strasbourg. En hommage à M. Adolphe Riff, conservateur honoraire du Musée Alsacien et du Musée Historique de Strasbourg à l'Occasion de son 80^e anniversaire. Textes de Georges Klein. (Straßburg, Elsässisches Museum) 1970. 48 Seiten, 24 Tafeln, davon 4 farbig, 1 farbiges Umschlagbild.

Georges Klein, dem nach dem Abgang von Roger Henninger kürzlich die Leitung des bekannten Elsässischen Museums in Straßburg übertragen worden ist, legt als erstes Zeichen seiner neuen Tätigkeit ein gefällig gestaltetes Bildbändchen über das elsässische Volkskunde- und Volkskunstmuseum vor. Auf 24 Tafeln sind eine Reihe von thematisch geschlossenen Gegenstandsgruppen dargestellt (Museumsinnenhof, elsässische Täfelstube und Alkoven, Keramik und anderes Geschirr, Minnegaben und kleiner Hausrat, Volkskunst der Rekruten und des

Winzers, Handwerks- und Zunftgerät, Tracht und Textilien, religiöse Volkskunst und Kultgerät der elsässischen Judengemeinden usw.) und auch kurz in einem fortlaufend erzählenden Text erläutert. Die Beschreibungen sind alle dreisprachig, womit den örtlichen Erfordernissen der Stadt Straßburg als Sitz des Europarates entsprochen wird. Das schmale Büchlein ist zugleich als Dankesgeste gegenüber dem früheren Museumsdirektor Adolphe Riff gedacht, dessen Verdienste um die Sammlung und Erforschung der Volkskunst in Elsaß allseits anerkannt sind.

Klaus Beitz

Národopisný věstník československý. (Bulletin d'ethnographie tchécoslovaque.) III-IV (XXXVI-XXXVII), Brno — Praha, Národopisná společnost československá při CSAV, 1969.

Zwei Spezialisten der Geräteforschung, Wolfgang Jacobeit und Jaroslav Kramářík, zeichnen als Herausgeber dieses Bandes, in dem unter dem Gesamttitel „Rinderanschirrung (18.—20. Jh.)“ zwölf Aufsätze aus verschiedenen Ländern vereinigt sind: Großbritannien, Portugal, Israel, Schweden, Baltikum, Jugoslawien, Bulgarien, Ungarn, der Tschechoslowakei. In dem Artikel über Osteuropa sind sowjetrussische Gebiete behandelt worden. Obwohl also eine Reihe europäischer Länder fehlt¹⁾, gibt der Band einen beachtlichen Überblick über die europäischen Formen, ihre Anschirrweise und ihre Verbreitung. Erfreulich ist, daß dabei auf eine einheitliche Nomenklatur hingearbeitet wurde, die in der volkskundlichen Literatur, namentlich älteren Datums, aber noch heute, trotz mancher Bemühungen — etwa von seiten Jacobeits — vermißt werden muß. Das gab und gibt zu Mißverständnissen Anlaß genug, zumal dort, wo entsprechende Abbildungen fehlen. Dem einleitenden Kapitel ist, von klaren Zeichnungen unterstützt, ein Abschnitt über die Typologie der Joche eingefügt, der unklare oder falsche Zuordnungen und Bezeichnungen in Zukunft eigentlich verhindern müßte. So wird die Publikation zu einem allgemein gültigen und grundlegenden Band für alle künftigen einschlägigen Untersuchungen.

Den Einzelaufsätzen, durchwegs gut fundierte, genaue Erhebungen, Übersichten, Zusammenfassungen, sind Illustrationen in Form von vielen klaren Zeichnungen und wenigen Fotografien beigegeben, Verbreitungskarten der Jochtypen fehlen nicht. Die Aufsätze sind vor allem in deutscher, aber auch in englischer und französischer Sprache abgedruckt, tschechische Zusammenfassungen sind ein selbstverständliches Entgegenkommen an das Erscheinungsland des Bandes. Bei einigen Artikeln vermißt man Bilder von der tatsächlichen Anspannung; die beigegebenen Zeichnungen genügen wohl dem ausgesprochenen Fachmann, aber nicht dem, der sich eben auch einmal mit der Materie beschäftigen will.

Maria Kundegrabner

¹⁾ Als Ergänzung zu diesem Sammelband ist die selbständig erschienene Arbeit von M. Jean-Brunhes Delamarre zu werten: *Geographie et ethnologie de l'attelage au joug en France du XVII^e siècle à nos jours*. Uherské Hradiště, 1969. (= Kultura a tradice, řada B, sv. 1.)

Anzeigen / Einlauf 1969—1970

Österreichische Landes- und Ortskunden von volkskundlicher Bedeutung

Lore Benger, Der Bregenzerwald. Ein Bildbuch. Texte von Benedikt Bilgeri, Walter Lingenhöle, Wolfgang Rusch. 28 Seiten, zahlreiche Bildtafeln, Farbbilder. Bregenz 1969. 20.921

Gustav Holzmann, Dürnkrot. Die Entwicklung einer Marktgemeinde. Archivalische Vorarbeiten: Franz Rauscher. 568 Seiten, zahlreiche Abbildungen im Text, 3 Pläne. Dürnkrot, N.-Ö., 1968. 20.533

Josef Rittsteuer, Kirche im Grenzraum. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte der Diözese Eisenstadt. 382 Seiten, Bildtafeln. Eisenstadt 1968. 20.797

Elmar Vonbank u. a., 750 Jahre Stadt Feldkirch. 1218—1968. Katalog der Ausstellung. 84 Seiten, Abb. im Text. Feldkirch, Vbg., 1968. 21.243 FM-Ö

Georg Franz Koller, Floridsdorf und Donaustadt (= Wien XXI und XXII). Eine heimatkundliche Wanderung in Bildern. 80 Seiten Abb. Wien 1970. 21.410

Otto Schilder (Hg.), Der politische Bezirk Gänserndorf in Wort und Bild. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. 872 Seiten, Karten, Skizzen und zahlr. Abb. im Text. Gänserndorf, N.-Ö., 1970. 21.514

Franz Fux, Gföhleramt. Geschichte und Entwicklung. 107 Seiten, Abb. und 4 Karten im Text. Gföhleramt, N.-Ö., 1968. 20.936

Maria Schaffler (Hg.), Festschrift: Stadtmuseum Graz am Landesmuseum Joanneum. 40 Jahre Stadtmuseum Graz 1928—1968 (= Historisches Jahrbuch der Stadt Graz, Bd. 1). 158 Seiten, 21 Abb. im Text und auf Tafeln. Graz 1968. 20.848

Franz Höpflinger (Hg.), Rund um den Grimming. Die Landschaft des mittleren Ennstales und des steirischen Salzkammergutes in ihrer Vielfalt. 254 Seiten, Abb. im Text und auf Tafeln. Graz — Wien 1967. 21.423

Johannes Neuhardt, Großmain (= Christliche Kunststätten Österreichs, Nr. 63). 16 Seiten, mit Abb. Salzburg 1967. 20.917 W

Johann Baumgartner, Heimatbuch Großweikersdorf. 56 Seiten, Abb. im Text. Großweikersdorf, N.-Ö., 1968. 20.937

Hans Hochenegg, Alte Ansichten von Hall. In der Galerie St. Barbara, Solbad Hall, Juli bis September 1969. 24 Seiten, Abb. im Text. Solbad Hall, Tirol, 1969. 20.899 FM-Ö

- Rudolf Walter Litschel, Zwischen Hausruck und Enns. 68 Seiten, 108 Abb. auf Tafeln, IV Farbtafeln. Linz 1970. 21.448
- Gotbert Moro (Hg.), Hermagor. Geschichte — Natur — Gegenwart. 376 Seiten, 231 Abb. und 1 Farbtafel, Baualtersplan im Anhang. Klagenfurt 1969. 21.299
- P. Stephan Gruber, P. Anton Gots, P. Robert Svoboda. Hilariberg. 50 Jahre Kamillianerkloster 1913—1963. Unpag., mit Abb. Wien 1968. 20.980
- Hans Haider, Franz Unger, Alois Wegleitner, Haider-Kroiss, Hans Tschida, Ulrich Sattler, Bartholomäus Tschida, Josef Tschida, Konrad Egermann, Gisela Wollner, Festschrift 750 Jahre Illmitz. 1217—1967. 52 Seiten, Abb. Illmitz, Bgld., 1967. 20.986
- Wolfried Filek-Wittinghausen (Hg.), 1000 Jahre Leibnitz 970—1970. Festschrift zum Gedenkjahr. 266 Seiten, Bildtafeln mit 60 Abb., Baualtersplan. Leibnitz 1970. 21.375
- Gertrude Höss, Linz im Bild seit 1945. Katalog zur Ausstellung des Stadtmuseum Linz in der Wiener Secession 1969. Redaktion Georg Wacha. Unpag., Abb. im Text. Linz 1969. 20.894 FM-Ö
- Harald Prickler, Festschrift 750 Jahre Weinbaugemeinde Lutzmannsburg. Ein Beitrag zur mittelburgenländischen Weinbaugeschichte. 78 Seiten, Abb. im Text, 5 Karten im Text. Lutzmannsburg, Bgld., 1968. 20.855
- Josef Weichselbaum, Maria Taferl. Wallfahrtskirche zur schmerzhaften Muttergottes. Mit Aufnahmen von Johannes Steiner. (= Großer Kunstführer, Bd. 33) 48 Seiten, Abb., München — Zürich 1960. 20.970 W
- Matthias Maierbrugger, Das tausendjährige Mauterndorf. Ein Heimatbuch. 222 Seiten, 37 Abb. auf Tafeln. 3 Pläne (lose), Mauterndorf, Sizbg., 1967. 21.250
- Franz Metzler und Elmar Vonbank, Walser Museum Gemeinde Mittelberg, Kleines Walsertal. Führer durch die Schausammlung (= Führer durch Vorarlberger Heimatmuseen 3). 133 Seiten, Abb. im Text. Riezlern, Vbg., 1969. 21.244 FM-Ö
- P. Hermann Watzl, Mönchhof 1217—1967. 43 Seiten, Abb., Mönchhof, Bgld., 1967. 20.985
- Hertha und Friedrich Schober, Wanderungen im Mühlviertel. 232 Seiten, mit 54 Abb. und 12 Kartenskizzen. Linz 1970. 21.376
- Lotte Frauendienst (Hg.), Das Buch von Niederösterreich. 272 Seiten, 31 Bildtafeln, Zeichnungen im Text. Wien 1970. 21.497
- (Anonym), 1100 Jahre Pitten. Herausgegeben von der Marktgemeinde Pitten. 222 Seiten, XXIV Seiten Bildteil, Abb. im Text. Pitten, N.-Ö., 1970. 21.374
- Alois Lechthaler, Heimatkundliches aus dem Pitztal. 120 Seiten, 20 Abb. Innsbruck 1970. 21.450

Josef Rittsteuer, 1217—1967. 750 Jahre Podersdorf am See.
76 Seiten, Abb., 1 Farbtafel. Podersdorf, Bgd., 1967. 20.935

Inge Lindt (Hg.), Das Buch vom Salzburger Land. Eingeleitet
von Karl Heinrich Waggerl. 264 Seiten, mit Textillustr. und Bildtafeln.
Wien 1969. 21.046

Kristian Sotriffer, Das Salzkammergut. Mit Beiträgen von Franz
Carl Lipp und Karl Lukan. 172 Seiten, Abb. und Farbbilder. Linz 1969.
21.059

Johann Nebenführ, Heimatbüchlein der Pfarre Sonnberg. 77 Sei-
ten (rotaprint), Abb. im Text. Hollabrunn, N.-Ö., 1970. 21.298

Josef Rittsteuer, Stotzing. Pfarrkirche St. Johannes der Täufer
und Wallfahrtskirche zu Unserer Lieben Frau von Stotzing (= Christ-
liche Kunststätten Österreichs, Nr. 68). 8 Seiten, Abb. Salzburg 1968.
20.818 W

Johannes Baur, Beiträge zur Heimatkunde von Taisten. Ein Süd-
tiroler Heimatbuch. Mit je einem Beitrag von Hubert und Anton
Schwingshackl. IV und 327 Seiten, VIII Bildtafeln, Abb. im Text, 1 Karte.
Innsbruck 1969. 20.833

Adolf Heller und Heinrich Hohenegger, Landeskunde
Tirols. 216 Seiten, 24 Kunstdrucktafeln, 6 Planausschnitte und 15 Text-
skizzen. Innsbruck 1970. 21.478

Karl Krabicka, Was Heimat ist und Vaterland: Vösendorf.
370 Seiten, zahlr. Abb., 1 Faltplan. Vösendorf, N.-Ö., 1970 21.449

Johann List (Hg.), Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Gemeinde
Wolfsberg im Schwarzautal. 103 Seiten, 8 Abb. auf Tafeln. Graz (o.J.).
21.451

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1971

zu II g, Landwirtschaftliche Geräte

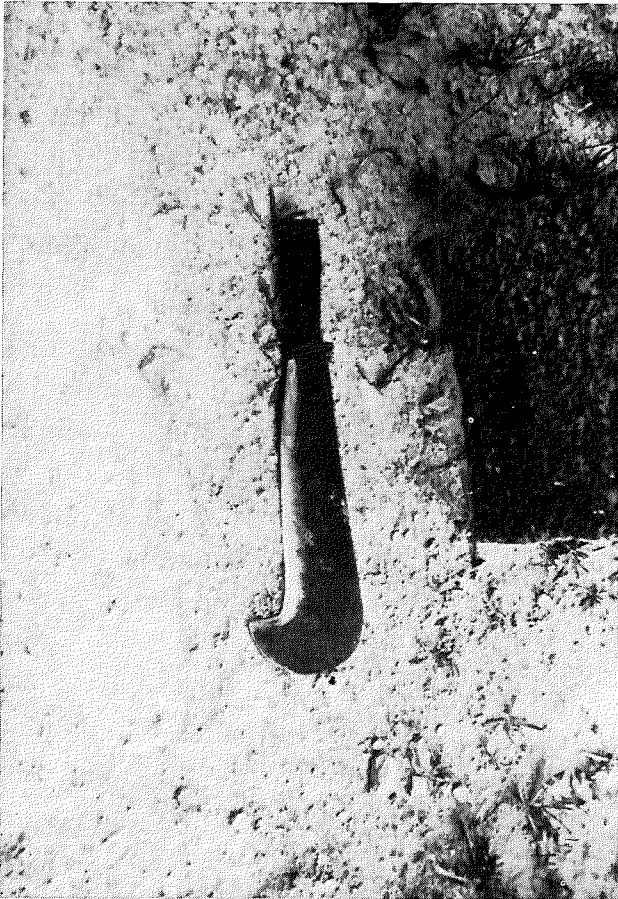


Abb. 2. „foice“, Haumesser

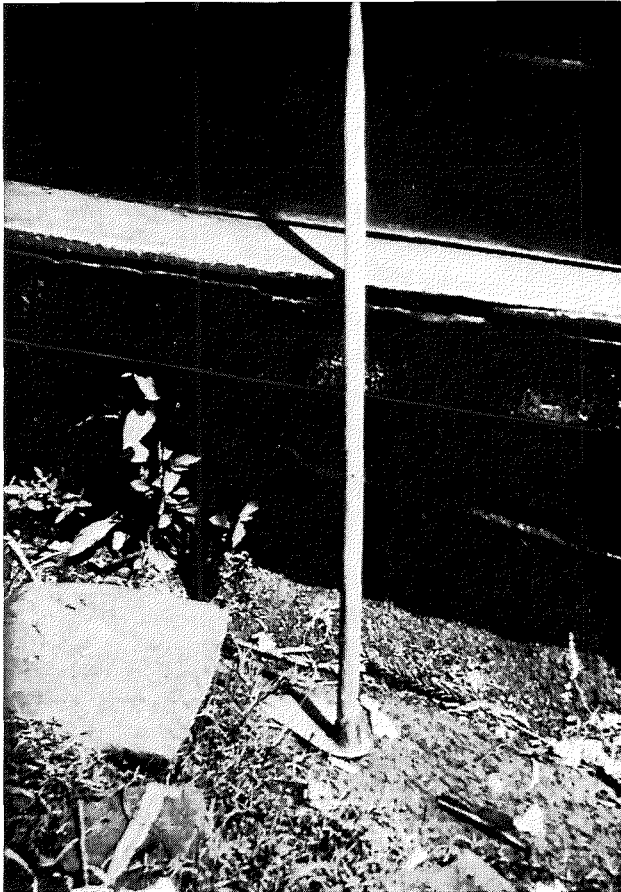


Abb. 3. Haue mit breitem Blatt

zu 11 g, Landwirtschaftliche Geräte



Abb. 4. Handgeräte zur Bodenbestellung

zu 11g, Landwirtschaftliche Geräte

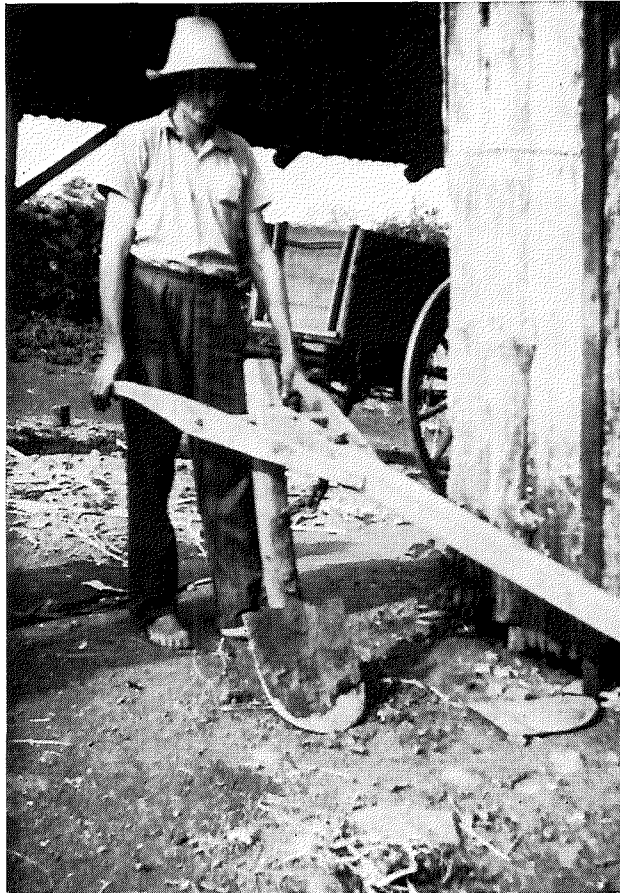


Abb. 5. Pflug mit Spatenblatt

zu II g, Landwirtschaftliche Geräte

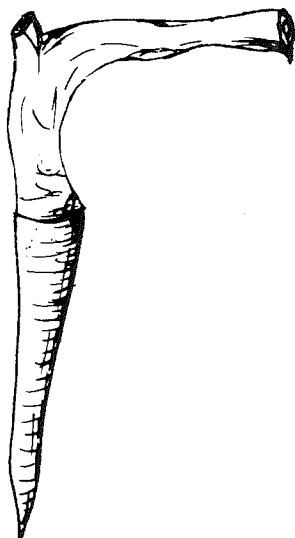


Abb. 6. Setzholz

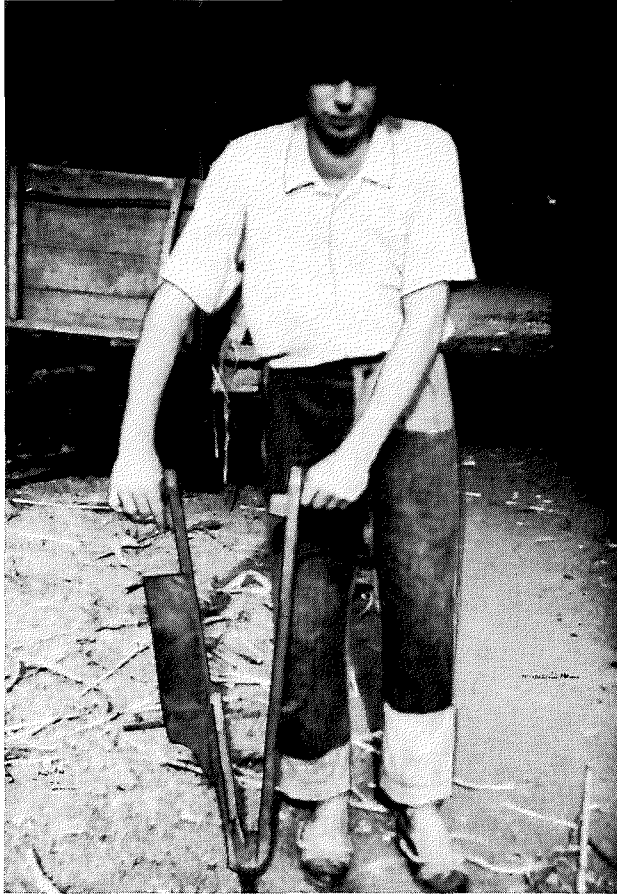


Abb. 7. Milchmaschine

Alle Abbildungen vom Verfasser.

ÖSTERREICHISCHES MUSEUM FÜR VOLKSKUNDE

AUSSTELLUNG

VOLK UND SCHRIFT

Geschriebene Gebet- und Gesangbücher
und andere ABC-Volkskunst
vom 17. bis zum 19. Jahrhundert

KATALOG

von

Leopold Schmidt

WIEN 1971

Vorwort

Adam und Eva haben die Schrift noch nicht gekannt, und dennoch findet sich ihr Bild einigemal in dieser Ausstellung: Im kleinen Andachtsbild wie im Hinterglasbild, als Hinweis auf die in der gleichen Vitrine ausgestellten Volksschauspiel-Handschriften, die unter anderem auch Paradeisspiele, also Schauspiele um Adam und Eva enthalten. Diese Volksschauspiel-Handschriften stellen ebenso wie die sonst nie gezeigten und auch bisher kaum ausgewerteten Liedhandschriften, die geschriebenen Gesangbücher einen Teil der Schrift-Bestände des Museums dar, die für gewöhnlich nicht gezeigt werden.

Von der Schrift aus gesehen bedeuten sie eines der Ergebnisse des Schreibenlernens von gar nicht kleinen Teilen des „Volkes“. Unser Volk ist seit langem kein analphabetisches, schon seit dem Spätmittelalter ist die Kunst des Schreibens und Lesens verhältnismäßig verbreitet. Von größter Bedeutung für die Heranführung des Volkes an Schrift und Buch ist jederzeit das Christentum gewesen. Als ausgesprochene Schrift-Religion hat es nicht nur den Begriff der „Heiligen Schrift“ vertraut gemacht, sondern in ihren künstlerischen Zeugnissen auch immer den schauenden Gläubigen nahegebracht. Die gleichen Menschen, die geschriebene und späterhin gedruckte Bücher in liturgischer Verwendung sahen, konnten sie auch als Attribute von sehr vielen Heiligen auf plastischen und gemalten Kunstwerken wiederfinden. Und vom Buch des liturgischen und monastischen Gebrauches führte der Weg direkt zum Andachtsbuch, zum Gebetbuch, und zwar immer auch zum geschriebenen Buch. Vier Jahrhunderte hindurch hat das handgeschriebene Gebetbuch neben dem gedruckten sein Eigenleben geführt.

Der Bestand dieser besonders im Volksbarock mit viel Liebe ausgestatteten geschriebenen, gemalten und mit eingeklebten oder eingelekten Andachtsbildern versehenen Gebetbücher läßt sich kaum überblicken. Sie sind auch an unserem Museum nur immer gerade mitgesammelt worden, so daß sich in 75 Jahren nicht viel

mehr als ein halbes Hundert davon angesammelt haben. Das genügt gerade nur zu einem Querschnitt, der aber immerhin so ziemlich alle österreichischen Länder und einige ehemals deutschsprachige Nachbarlandschaften umfaßt. Einen solchen Querschnitt scheint es sonst bisher kaum zu geben. Nur für Franken hat der bedeutende Beobachter Konrad Kupfer 1954 Resultate seiner diesbezüglichen Sammlung vorgelegt. Seine Ergebnisse entsprechen den an den Stücken unseres Museums abgelesenen sehr weitgehend. Das heißt vermutlich, daß es zumindest im süddeutsch-österreichischen Raum im 17., 18. und frühen 19. Jahrhundert eine schlichte Volkskunst des geschriebenen Gebetbuches gegeben hat, die nur bisher eben kaum beobachtet worden ist.

Diese Hauptgruppe der „Schrift-Volkskunst“ läßt sich von einigen anderen sinnvoll rahmen. Man kann dabei vom Erlernen des Alphabetes durch die Kinder ausgehen, denen wohl die Lebzelten zugedacht waren, die mit den ABC-Modellen geprägt wurden. Das Alphabet war dem Volk freilich nicht nur in dieser schulgemäßen Form bekannt, sondern auch in anderen, beispielsweise in religiösen und in magischen Zusammenhängen. Die ganze Gruppe der hier anschließenden Buchstabensegen usw. wurde jedoch diesmal nicht einbezogen. Nur die große Alphabet-Schlüssel von 1691 mag eventuell in diese Richtung verweisen. Daß die Mädchen sich mit dem Alphabet vertraut machen mußten, um künftighin die Wäsche mit Namen merken zu können, beweisen die verschiedenen Mustertüchlein, von denen eine aus dem ganzen 19. Jahrhundert stammende Auswahl gezeigt wird.

Wenn die mit Alphabeten bestickten Mustertücher an dem einen Rand des Gebietes zu liegen scheinen, so markieren die buchförmigen Volkskunstobjekte den anderen. Es hat geschnitzte Behälter gegeben, die sich ganz deutlich der Buchform bedienen, ohne doch Buchhüllen zu sein. Aber es hat auch wirklich geschnitzte Buchhüllen gegeben, auch dafür hat sich ein schönes Beispiel in der Sammlung feststellen lassen, noch mit dem einstmals darin verwahrten Buch in sich. Die ebenfalls buchförmigen Wachsstöcke dagegen haben nie Bücher in sich enthalten. Das wächserne Gebetbuch, das gleichzeitig ein Wachsstock ist, den man freilich nie als solchen verwendet hat, das ist der andere Tribut, den die Lebzelter und Wachszieher an das Gebiet von Schrift und Buch entrichtet haben. Die oft vorzüglich bemalten oder mit Wachsreliefs versehenen Gebetbuch-Wachsstöcke sind Zeugnisse einer „Volkskunst in Wachs“, die erst in den letzten Jahren etwas mehr Beachtung gefunden hat.

Die kaum hundert Objekte dieser Wechselausstellung bieten also einen Querschnitt durch mehrere Gebiete volkstümlichen Kunsthandwerkes, häuslichen oder klösterlichen Fleißes, volkskünstlerischer Geschicklichkeit. Sie stellen Proben dar, sind gewissermaßen Stellvertreter für die hunderte und tausende von verwandten Stücken, die das Museum nicht erfassen kann, die aber erst zusammen, das heißt, wenn man begreift, daß sie so viele waren, den wirklichen Eindruck eines „Volksgutes“ machen würden. Sie sind aber auch als Proben ein Beweis dafür, daß es sich bei uns nie um ein „Volk ohne Buch“ gehandelt hat, wie ein vorwitziger Buchtitel vor kurzem ausdrücken wollte. Ganz im Gegenteil, das Schrift- und Buchwesen ist mit allen anderen Lebenserscheinungen der Volkswelt eng verbunden. Man muß es nur wie diese auch zur Kenntnis nehmen und zur Kenntnis bringen.

Leopold Schmidt

I. Pultvitrine

ALPHABET IN KERAMIK UND LEBZELTEN

1. **Alphabetschüssel.** Zwiebelschüssel, tiefe Form. Fonds hellbraun, Grund der steilen Wandung dunkelbraun, drauf drei große hellbraune Tulpenblüten. Dazwischen je ein hellgrünes Blatt. Auf dem schmalen oberen Rand Alphabet mit 30 Zeichen, dazwischen oben datiert „1691“. Kräftig aufgebörtelter Rand.
ob. dm = 42 cm.

Oberösterreich, 1691.

Inv. Nr. 36.033

Lit.: Schmidt, Volkskunst in Österreich. Wien 1966. Farbabb. bei S. 97.

2. **Lebzeltenmodel mit ABC.** Einseitig beschnitztes Hartholztäfelchen (wohl früher größer, jetzt zersägt). A: rechts Alphabettäfelchen mit fünfzeiligem ABC, von einem Engel (Halbfigur) gehalten. Links Papageno mit dem Vogelkäfig auf dem Rücken (Vogelfängerfigur aus Schikaneder-Mozarts Oper „Zauberflöte“ von 1791). (Dazu Abguß)
b = 12, h = 12,5, t = 2,2 cm.

Vermutlich Wien, um 1791.

Inv. Nr. 50.728

3. **Lebzeltenmodel mit ABC.** Einseitig beschnitztes Hartholztäfelchen. A: Alphabettäfelchen mit vierzeiligem ABC. Darüber im Rahmen Cherubskopf, darunter Schulsenen: Lehrer mit großer Rute sitzt rechts, Mann und Frau sitzen als Schüler in der Bank links. Davor auf Block sign. „HM“. (Dazu Abguß)
b = 9,5, h = 17, t = 3 cm.

Österreichisch, um 1780.

Inv. Nr. 40.805

4. **Lebzeltenmodel mit ABC.** Doppelseitig beschnitztes Hartholztäfelchen. A: Drei heilige Jungfrauen (Katharina, Barbara, Maria) eng aneinandergerückt, stehend. R: ABC-Täfelchen mit fünfzeiligem ABC, Tafelform mit Rand und Aufhänger oben.
b = 10, h = 15,8, t = 2,8 cm.

Vielleicht Niederösterreich, frühes 18. Jahrhundert.

Inv. Nr. 1374

5. **Le b z e l t e n m o d e l m i t A B C.** Einseitig beschnittes Hart-
holztäfelchen, mit 4 Szenen: 1. Alphabettäfelchen mit Rahmen,
oben Cherubskopf, 2. Christi Geburt im Stall, 3. Kutsche mit
1 Insassen, 4. Wiege mit darinliegendem Wickelkind. Die ein-
zelnen Szenen je ca. 8,5 cm hoch.

$b = 11,5, h = 22,5, t = 3 \text{ cm.}$

Oberösterreich, 18. Jahrhundert.

Inv. Nr. 35.373 a

Lit.: Vgl. Albert Walzer, Liebeskutsche, Reitersmann, Nikolaus und
Kinderbringer. Konstanz-Stuttgart 1963.

6. **Le b z e l t e n m o d e l m i t A B C.** Zweiseitig beschnittener Hart-
holzblock. A: Alphabettäfelchen mit vierzeiligem ABC, darüber
Cherubskopf, darunter Osterlamm mit Kreuzfahne und INRI.
Vielleicht als Brixener Wappenlamm gemeint.

R: Fisch.

$b = 7,7, h = 17, t = 4,5 \text{ cm.}$

Vermutlich Tirol, 18. Jahrhundert.

Inv. Nr. 22.641

7. **Le b z e l t e n m o d e l m i t A B C.** Zweiseitig beschnittenes Hart-
holztäfelchen. A: Alphabettäfelchen mit sechszeiligem ABC, oben
von Engel (Halbfigur) gehalten. R: Mann in Langhosenkleidung
mit Zylinder, unten kleine Wirbelrosette zwischen den Füßen.

$b = 8, h = 20,8, t = 3 \text{ cm.}$

Vielleicht Wien. Frühes 19. Jahrhundert.

Inv. Nr. 45.295

Lit.: Oswald A. Erich und Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen
Volkskunde. 2. Aufl. Neu bearbeitet von Richard Beitzl. Stuttgart 1955.
S. 14.

II. Hängevitrienen

BESTICKTE MUSTERTÜCHER

8. **Mustertuch.** Grobes Leinen mit bunten Garnen bestickt. Oben 3 Alphabete, 1 Zahlenreihe, im Hauptfeld verschiedene kleine Bildmotive: Trauerweide, Kantharos mit Sproß, Blumenschale, Tauben neben Herzsproß, Leiter, Kreuz, Brunnen usw. Mitte unten in blaugelbem Rahmen „F. Ü. 1823“. Beschädigt.
Vermutlich Niederösterreich. Inv. Nr. 23.320
9. **Mustertuch.** Auf grobmaschigem Grund verschiedenfarbig bestickt. Oben 2 Alphabete und mehrere Buchstabengruppen, darunter Bildmotive: Schreitende Männer, stehende Frauen, Vasen, Kränze, Sproße. Vögel, Krebs. In einem gelben Rahmen rot die Jahrzahl (ungeschickt abgeteilt) „1/840“. Unten abgerissen.
Umgebung von Hainburg, N.-Ö. Inv. Nr. 22.901
10. **Mustertuch.** Auf grobmaschigem Grund bunt bestickt. Sieben Alphabete, 1 Zahlenreihe. Ganze Fläche mit Ranken gerahmt. Kleine Flächenmuster sowie einige Füllfiguren. Oben rechts datiert „1838“.
Gastein, Salzburg. Inv. Nr. 40.629
11. **Mustertuch.** Auf Stramingrund gestickt. Oben Alphabet in Kleinbuchstaben, dann in Großbuchstaben, dann geometrisches Muster, dann Ranken. Links unten bezeichnet „Caroline Hofer 1839“.
Hall in Tirol. Inv. Nr. 33.611
12. **Mustertuch.** Grobes Leinen, mit Organdin unterlegt, bunt bestickt. Sieben verschiedene Alphabete in verschiedenen Farben. Im letzten Drittel kleine Bildmotive: Hund, Ziege, Kranz mit IHS, Blumenkörbchen, Pappel, schnäbelnde Tauben. Bezeichnet „J J 1865“. Beschädigt.
Vielleicht Burgenland. Inv. Nr. 44.636

13. **Mustertuch.** Auf grobmaschigem Grund bestickt: 6 verschiedene Alphabete, 1 Zahlenreihe. Unten in zwei kleinen Rechtecken Freundschaftsaltäre unter Bäumen, in der Mitte dazwischen Blumenvase, bezeichnet mit „F D“ und „1834“. Darunter der Name „Maria Deschmann“. Das Tuch gesäumt und mit blauen Maschen an den Ecken versehen.

Vielleicht Niederösterreich.

Inv. Nr. 41.819

14. **Mustertuch.** Straminstreifen, mit bunter Wolle im obersten Fünftel bestickt. Angeblich Kremser Klosterschülerinnenarbeit. 6 Alphabete, 2 Zahlenreihen. Eine letzte große Zahlenreihe in gelber, brauner und roter Wolle unvollendet. Gesamtfläche mit dünnem schwarzen Mäander umrandet. Datiert 1865.

Krems, Niederösterreich.

Inv. Nr. 41.786

15. **Mustertuch.** Auf Stramingrund mit grüner Wolle bestickt. 7 Alphabete und eine Zahlenreihe. Mehrfach kleine Kronen als Zeilenabschluß. Unten bezeichnet „Victoria Päuer 1855/1866“.

Vielleicht Niederösterreich.

Inv. Nr. 41.820

16. **Mustertüchlein.** Auf grobem Grund mit rotem Garn in Kreuzstich bestickt. 4 verschiedene Alphabete, 1 römische Zahlenreihe. Dazwischen Ornamentzeilen, Mäander usw. Mit Zackenband eingerahmt. Bezeichnet „Peyde Rosa, 1866“.

Perchtoldsdorf, N.-Ö.

Inv. Nr. 48.077

17. **Mustertüchlein.** Stramingrund in Kreuzstich mit roter Wolle ausgestickt. Mit zwei Alphabeten. Rand rot umhäkelt. Bezeichnet „Emma Trappel MCM“.

Wien.

Inv. Nr. 50.391

Lit.: Erich Meyer-Heisig, *Weberei, Nadelwerk, Zeugdruck. Zur deutschen volkstümlichen Textilkunst*, München 1956.

A. Wassenbergh, *Van getijdenboek tot merklap*. (Antiek. Tijdschrift voor liefhebbers en kenners van oude kunst en kunstnijverheid. Bd. 4, Nr. 7, Februar 1970, S. 353 ff.)

III. Standvitrine

GESCHRIEBENE GEBETBÜCHER 1

18. „Tägliches Gebeth-Büchlein Worinen Uiberaus schöne Morgen-, Meß-, Vesper-Gebetter usw. Beschrieben im Jahr Christi 1726.“ Handschrift, 286 pag. Seiten, einheitliche Schrift, mit rot-grünen Titeln, mehrere Innentitel, seitengroß. Vignetten mit Blumen und verschiedenen Vögeln. Schwarzer Ledereinband sekundär.

b = 11,5, h = 17, d = 2,5 cm.

Grulich, Nordböhmen.

Inv. Nr. 6043

19. Holzstatuette: Hl. Hieronymus. Kleine Weichholzplastik auf Sockel mit passender Profilierung und Relieferung. Geschnitzt und mit Gold- und Silberfarbe gefaßt. Der Heilige als Kardinal, Buch (Vulgata) in der Hand, Stab angelehnt (ergänzt). Linke Hand fehlt. Aus einer Kirchenvätergruppe. 18. Jahrhundert.

h = 21 cm.

Nordtirol.

Inv. Nr. 39.174

20. Gebetbuch, Titelblatt fehlt. Handschrift, 108 pag. Seiten. Gebetstitel zum Teil mit Blütenmustern verziert. Enthält unter anderem:

S. 63: Litaney zum H. Sacrament

S. 75: Begrüßung aller Glieder Christi

S. 81: Zum Leyden Christi / Zur Schulterwunde

S. 89: Zur Mutter Gottes um ein seeliges End

S. 101: Gebett für Deine verstorbene Aeltern

S. 103: Für deine verstorbene Freunde.

Brauner Lederband, gepreßte Randverzierung ehemals vergoldet.

Vor 1800.

b = 10, h = 16,5, d = 1,5 cm.

Kitzbüchel, Tirol.

Inv. Nr. 24.756

21. Holzstatuette: Hl. Gregor. Kleine Weichholzplastik auf Sockel, mit passender Profilierung und Reliefierung. Geschnitzt und mit Gold- und Silberfarbe gefaßt. Der Heilige als Papst mit

Tiara, Heiligengeisttaube auf seiner Schulter, Stab abgebrochen, Buch. Aus einer Kirchenvätergruppe. 18. Jh.

h = 22 cm.

Nordtirol.

Inv. Nr. 39.173

22. „Ein geschriebenes Bettbüchl zu den aus Liebe gegen uns brinnenden Herzen Jesu und Maria, eingerichtet, darinnen schöne Morgen-, Abend-, Meß- usw. Gebetter.“ Handschrift, 232 Seiten und 3 Notizblätter mit „Geschrieben worden im Jahr 1799 von H. P.“ Zierschriften durchwegs in rot-grün, Titelbildchen „S. Maria Absam und die Kirch“. Auf S. 181 halbseitig: Kruzifix in Strahlenkranz. Bemerkenswert: S. 168: „Gebettlein zu den Wunderthätigen Gnadenbild Maria auf dem Eys zu Brugg.“ (Brugg = Bruck-Fusch im Pinzgau, Land Salzburg.) Auf der letzten Notizseite unter den Versen

„Die Zierde der Jugend
ist Unschuld und Tugend“

der Name „Georg Embacher“.

Das Gebet auf S. 168 und der Name Embacher weisen auf die Herkunft aus dem Pinzgau hin, auch wenn das Titelbild die weitausstrahlende Wallfahrt Maria Absam im Tiroler mittleren Inntal bezeugt.

Brauner Lederband.

b = 10, h = 15, d = 2,2 cm.

Wohl Bruck-Fusch, Salzburg.

Inv. Nr. 46.315

23. Holzstatuette: hl. Evangelist. Kleine Weichholzplastik. Geschnitzt, ungefaßt, braun gebeizt. Bewegte Gestalt eines bärtigen Mannes mit Buch, vermutlich Evangelist aus entsprechender Vierergruppe. Um 1730.

h = 25 cm.

Vermutlich Gröden, aufgefunden in Wien-Sievering.

Inv. Nr. 39.243

24. „Christkatholisch Gebet Büchlein, darinnen Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Gebetter zu finden. Anno 1805.“ Handschrift, 236 Seiten, einheitliche Schrift, gemaltes Titelblatt. Titelbild Kruzifix. Viele Innentitel.

Brauner Lederband, geprägt, mit Raute auf Vorderseite, darin IHS-Monogramm.

b = 11, h = 18, d = 3 cm.

Dobern bei Böhmisches-Leipa.

Inv. Nr. 11.178

25. Gebetbuch, Titelblatt fehlt. Text beginnt mit „Morgen-
gebetter“. Handschrift, 234 Seiten, einheitliche Schrift, rote oder
grüne Titel. Auf dem Vorsatz Diebswarnung:

„Dieses Büchlein ist mir lieb,
wers mir stiehlt, der ist ein Tib (!),
wers mir wieder bringt, den hab ich von Herzen lieb,
Reich oder arm, er komt doch an Galing (!)

Ich Wolfgang Zipperer zu Flegen (= Flecken) wohnhaft mit der Hülf
und Beistand Gottes wohnhaft zu werden einer hochlöblichen
Stadionischen Herrschaft Gaut Pfarrei Rotenbaum im Jahr 1802.“

Der nur locker sitzende Ledereinband ist von einem älteren Buch
übernommen und weist die Prägung „W. Z. 1783“ auf, wobei
„W. Z.“ aber mit dem in der Diebswarnung genannten „Wolfgang
Zipperer“ identisch sein könnte.

b = 9, h = 14,8, d = 2,2 cm.

Flecken bei Rotenbaum, Böhmerwald.

Inv. Nr. 11.397

Lit.: Zur Diebswarnung vgl. H. Draheim, Deutsche Reime, Inschriften
des 15. Jahrhunderts und der folgenden. Berlin 1883. S. 166, Nr. 412
(Schwaben).

26. „Katholisches Gebeth Buch Darinen Morgen-, Abend-,
Meß-, Beicht- und Communion Geb(e)ther samt dem Kreuz
Weeg.“ Handschrift, unpaginiert, Titel rot-grün. Auf dem Vor-
titel „Dieses Gebeth Buch gehört einer Ehr- und tugendsamen
Anna Maria Raybergerin, in Stübelhäusern Pfarr Wägscheid,
Einer Bauers-Tochter“. Textbilder: 1. Christus in der Rast,
2. Christus am Kreuz, 3. Beichte der Königin vor dem hl. Johan-
nes Nepomuk, 4. Leeres Kreuz mit Leidenswerkzeugen.

Brauner Lederband mit einst vergoldeter Prägung, in der Mitte
jeweils IHS. Vielleicht sekundär verwendet.

h = 17,5, b = 10,5, d = 1,5 cm.

Stübelhäuser bei Wegscheid, Gem. Thalberg, Niederbayern.

Inv. Nr. 65.789

Lit.: Die Christus-in-der-Rast-Darstellung bezieht sich offenbar auf
das Gnadenbild von Herrgottsruh bei Friedberg, der bedeutenden
Barockwallfahrt vor Augsburg. Vgl. Lore Großmann, Herrgottsruh
bei Friedberg (Wallfahrtskirchen und Gnadenstätten, hg. Alois Fink
= Unbekanntes Bayern, Bd. 4, München 1959. S. 188 ff.).

27. Holzstatuette: Hl. Paulus. Kleine Weichholzplastik, farbig
gefaßt, stark beschädigt. Stehender Heiliger mit Schwert (Hand
und Griff fehlen) und Buch (Briefe). Füße und Sockel erneuert.
Vielleicht 17. Jh.

Südtirol.

Inv. Nr. 18.069

28. „Auswahl mehrerer Gebete zum Gebrauche frommer Christen. 1812.“ Handschrift, 192 Seiten, paginiert, einheitliche Schrift. Als Titelbild eingeklebtes kleines Andachtsbild: Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes. Kupferstich, sign. G. Borowsky — I. S. Klauber (Augsburg). Auf dem Vorsatz Besitzereintragung: „Dieses Gebetbuch habe ich von meiner Dante (!) Magdalena Seeber erhalten. Johann Seeber.“ Dazu ein Lederschuber mit Monogramm „C. H.“ (nicht ausgestellt).
b = 9, h = 14, d = 1,8 cm.
Wien. Inv. Nr. 44.857 a
29. „Herz bey Gott oder wahre Andacht eines frommen Christen.“ Handschrift, 188 Seiten mit unpag. Register. 23 Kupferstiche eingeklebt, zum Teil koloriert, meist Wiener oder Augsburger Stiche. Darunter:
bei S. 99: B. Angela, Stifterin der Gesellschaft der H. Ursula.
bei S. 123: (Maria) „Heyl der Kranken“. Halbfigur, gekrönt, mit Buch.
bei S. 136: „S. Joannes Nepomucenus P. S. I.“. Kst. J. E. Mansfeld.
bei S. 142: „S. Aloysius Gonzaga S. I.“. Kst. J. E. Mansfeld.
bei S. 146: „S. Vincentius Ferrerius Ordinis Predicatorum Hispaniarum Apostolus“. Kst. unsign.
bei S. 148: „S. Stanislaus Kostka S. J.“. Kst. unsign.
bei S. 162: „S. Ignatius de Loyola Soc. Jesu Fund.“. Kst. J. E. Mansfeld.
Lederbändchen mit Rautenschild auf der Vorderseite. Eintragung auf dem Vorsatz „den 12ten Februarij haben wir unseren Erentag gehabt 1832. / Den 14. Dezember 1832 ist der Pepi im Zeichen der Jungfrau geboren“.
Bemerkenswert: S. 92: Ein Gebet von Alexander von Hohenlohe.
b = 9,5, h = 14,2, d = 2,2 cm.
Wien Inv. Nr. 331
Lit.: Zu dem Gebet auf S. 92: Es handelt sich um Bischof Alexander Fürst zu Hohenlohe-Waldburg-Schillingsfürst (1794—1849), der durch eine Gebetsheilung 1821 in den Ruf eines Wundertäters kam, viel verehrt, aber von den Behörden in seine Schranken verwiesen wurde. Vgl. Österreichisches Biographisches Lexikon 1815—1950. Bd. II, Wien 1959. S. 395.
30. „Andachts Büchlein für Christen. Ollmütz (!) im Juny 1822“. Handschrift, 126 Seiten, einheitliche Schrift. Braunes Lederbändchen, auf liegendem Rautenschildchen, vorn Besitzername „Ludmilla Hack“. Original-Kartonhülle (nicht ausgestellt).
b = 9, h = 13,5, d = 1,5 cm.
Erworben in Kirchberg am Wagram, N.-Ö. Inv. Nr. 2653
Lit.: Joh. Chrysostomus Schulte, P. Martin von Cochem. 1634—1712. Sein Leben und seine Schriften. Freiburg im Breisgau 1910.
Konrad Kupfer, Geschriebene Gebetbücher des 18. und 19. Jahrhunderts (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1954, S. 137 ff.).

IV. Standvitrine 2

GESCHRIEBENE GEBETBÜCHER 2

31. „Geistliches Handbiechlein worinen auch schene Morgen, Abend, Beicht und Communion, und auch Meß-Gebetter. Mit sambt den Tagzeiten von unser lieben Frauen und Litaney begriffen.“ Am Schluß (S. 134) dat. 1758. Handschrift, 134 pag. und 20 unpag. Seiten sowie 7 unpag. Seiten Anhang. Vorn einheitliche ältere, Anhang jüngere Schrift. Nach S. 134: „Gebett zur Schulter Wunden“. (S. 16) „Ein schönes Gebeth von dem wunderthätigen Miracul Bild zu Maria Dädlbach (= Dettelbach) in Franken nächst Würzburg.“ Anhang S. 1: „Kräftiges Gebett in allen Anliegen vor dem Trost- und Gnadenreichen Maria Bild zu Zyrkhing.“ Mehrere Eintragungen von Mitgliedern einer Familie Fuchs. Lederband mit Goldprägung, mit Initialen „T. I. F.“ (wohl auch aus der Familie Fuchs) und Jahreszahl 1760.

b = 10, h = 15,7, d = 1,7 cm.

Franken, Bereich von Würzburg.

Inv. Nr. 65.788

Lit.: Zu der bedeutenden fränkischen Wallfahrt Maria Dettelbach, vgl. Josef Dünninger, Die Marianischen Wallfahrten der Diözese Würzburg. Würzburg 1960. S. 25 ff.

32. „Geistliches Vergißmeinnit, darinnen Morgens-, Meß-, Beicht-, Communion- und Ablass-Gebett wie auch zu allen Heiligen Gottes, 1771.“ Handschrift, 66 Seiten. Angebunden „Ein schöner und wohl approbirter H. Seegen zu Wasser und Land wider alle seine Feindte so ihm begegnen auf allen seinen Wegen und Stegen.“ 59 Seiten von der gleichen Hand. Bemerkenswert S. 56: „Unser lieben Frauen Traum“. Brauner Lederband.

b = 9,5, h = 15,2, d = 2 cm.

Vielleicht Niederösterreich.

Inv. Nr. 8918

Lit.: Adolf Spamer, Romanusbüchlein. Historisch-philologischer Kommentar zu einem deutschen Zauberbuch. Aus einem Nachlaß, bearbeitet von Johanna Nickel (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 17), Berlin 1958.
Adolf Jacoby, Art. Mariens Traum (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. V, Sp. 1686 f.).

33. Holzstatuette: Hl. Evangelist Markus. Farbige gefaßte kleine Weichholzplastik. Der stehende Heilige in braunem Leibgewand und rotem Mantel, zu Füßen der Löwe. Auf der linken Hand aufgeschlagenes Buch (Evangelium). Vorgestreckte rechte Hand ohne Attribut. Vielleicht noch 17. Jahrhundert.

h = 29,5 cm.

Gastein, Land Salzburg.

Inv. Nr. 40.614

34. „Seelen-Opffer. Das ist vollständiges Gebett Buch, Worinnen überaus kräftige und anmuthige Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Communion-Gebetter, wie auch zu Gott der Hochheiligsten Dreyfaltigkeit, zu Christo Jesu, dessen Allerbittersten Leyden und Sterben, zu Maria der Mutter Gottes, und andern Heiligen. Geschrieben Mahrburg (= Marburg an der Drau) 1769.“ Gegenüber dem Titelblatt Name der ersten Besitzerin in Blattkranz „Anna Maria Ulrichin. Gebohrne Philippitschin.“ Handschrift 365 Seiten pag. und 7 Seiten Register. Ungemein sorgfältige Handschrift.

Mit 14 eingeklebten kleinen Andachtsbildern, darunter bei S. 21: S. Andreas Avelinus; bei S. 75: S. Aloysius bei den Jesuiten in Marburg verehrt. Kst. Weinmann, Graz; bei S. 176: Crucifixus Ferdinandi II.; bei S. 219: Rech-Kogl (= Maria Rehkogel) in Mörtzähl (!); bei S. 285: S. Franciscus Xaverius, Indiarum Apost.; bei S. 303: S. Johann von Nepomuck, Coll. S. I. zu Wien. Kst. Fr. Schaur, V.; Bei S. 352: Fegefeuer mit Halbfigur einer armen Seele „Misereмини mei“. Kst. Herrmann, Graz.

Aus dem Inhalt: S. 131: „Das Prinz Eugeni Gebett“; S. 179: „Gebett zu der Schulter-Wund Christi“; S. 190: „Gebett zu den H. Haupt Christi“; S. 237: „Die sieben Freuden des H. Josephs, in den neun Tügen andächtig zu sprechen“; S. 240: „Die sieben Schmerzen des H. Josephs“; S. 274: „Die drey Fußfäll des Heil. Antoni von Padua“; S. 298: „Andacht zu dem Heil. Johannes von Nepomuck“.

Türkis-grüner Lederband mit Goldprägung. Dazu Schuber aus braunem Leder mit Prägeverzierung (nicht ausgestellt).

b = 11, h = 17, d = 2 cm.

Marburg an der Drau, Untersteiermark.

Inv. Nr. 65.566

35. Holzstatuette: Hl. Evangelist. Kleine Weichholzplastik, geschnitzt und farbig gefaßt, auf altem profilierten Sockel. Fassung stark beschädigt. Buch als Attribut, zweites Attribut fehlt. Nach den Farben (grüner Rock, goldener Mantel mit roter Verbräunung) eventuell hl. Johannes Ev. 18. Jahrhundert.

h = 34 cm.

St. Ulrich in Gröden, Südtirol.

Inv. Nr. 13.901

36. „Gebet-Büchl darinn Morgen, Abend, Meß, Beicht und Kommunion (!) Gebether. Abgeschrieben durch den Andon (!) Walkshofer Im Jahr Christi 1817.“ Auf der Titelfrückseite Besitzname „Franz Wolkerstorfer 1817“. Naive Wasserfarbenbilder: Gegenüber dem Titel Christus an der Geißelsäule (Christus in der Wies-Gnadenbild); S. 22 Dreifaltigkeit auf dem Sonntagberg; S. 42 Kruzifix. Mehrere kleine Vignetten.
Brauner Lederband mit gepreßter Randleiste, ehemals vergoldet.
b = 9, h = 15, d = 1 cm.
Erworben in Haslach, Oberösterreich. Inv. Nr. 29.263
37. Holzstatuette: Hl. Evangelist. Kleine geschnitzte und gefaßte Weichholzplastik. Stehender Heiliger in braunem Gewand mit gelbem Mantel, mit einem aufgeschlagenen Buch. Attribut in der linken Hand fehlt. 18. Jahrhundert.
h = 25,5 cm.
St. Ulrich in Gröden, Südtirol. Inv. Nr. 13.900
38. „Gebetbuch und Kern aller Gebeter. Darinn Morgen, Abend, Mess, Beicht, Kommunion, Nebst Tagzeiten von der göttlichen Vorsichtigkeit, und verschiedenen Gebeteren und Litaneyen befindlich. S. R.“ Handschrift 130 Seiten einheitliche Schrift, Titel jeweils rot.
Wien. Aus Familie Melzer, Nachkommen des Bürgermeisters Neumaier, 19. Jahrhundert.
b = 11,5, h = 17,8, d = 2 cm.
Auf S. 118 „Tagzeiten zu der göttlichen Vorsichtigkeit.“
Brauner Lederband, zerfressen. Inv. Nr. 65.787
39. „Gott ist die reinste Liebe. V. Joseph Hofer.“ Handschrift 176 Seiten, und Inhaltsverzeichnis. Einheitliche Schrift, Titelblatt gezeichnet, Titel in Kreisornament. Eingeklebt 2 kleine Andachtsbilder, beide Kupferstiche von Schauff in „Posonii“ (= Preßburg). Bei S. 129 Thronende Madonna über ungarischem Wappen „Patrona Regni Hungariae“. Auf der zweiten Titelseite Besitzereintragung von 1823. Der schwarze Lederband trägt den Goldaufdruck „E. H. 1795“.
b = 11,5, h = 19, d = 2 cm.
Preßburg. Inv. Nr. 8920
40. „Gebeth Buch worin andächtige Morgen, Abend, Meß, Beicht und Communion wie auch andere Gebetter enthalten (!) sind.“ Handschrift, 188 pag. Seiten, gleichmäßige Schrift mit

roten Titeln. Auf der letzten Seite gemalt in rot großer Vasenproß und Vermerk „1805 Maria Leibetsederin“. Brauner, schwarz gefleckter Lederband.

b = 10, h = 16,5, d = 1,8 cm.

Haslach, O.-Ö.

Inv. Nr. 24.472

41. Holzstatuette: Hl. Petrus. Geschnitzte und farbig gefaßte kleine Weichholzplastik. Der Heilige mit Schlüssel und Buch, Stehfigur auf schwarz marmoriertem Sockel. Blauer Rock, weißer, rot ausgeschlagener Mantel. 18. Jahrhundert.

h = 25,5 cm.

St. Ulrich in Gröden, Südtirol.

Inv. Nr. 13.904

42. „Geistliches Hand-Büchlein, darinn schöne Christliche Morgen und Abend, Meß, Beicht und Kommunion Gebetter, Anno 1828.“ Handschrift 149 pag. Seiten, einheitlich geschrieben, Haupttitel und einige Innentitel rot. Einige naiv gemalte Wasserfarbenbildchen: Titelbild Christus an der Geißelsäule (Gnadenbild Christus in der Wies). 2. Kruzifix. 3. Kegelmadonna von 2 Engeln verehrt. 4. Schlußvignette IHS von 2 Engeln verehrt. Brauner Lederband, beschädigt.

b = 8, h = 17, d = 1,5 cm.

Haslach, O.-Ö.

Inv. Nr. 35.429

43. „Kleines Bettbüchlein. Darinn überaus kräftige Gebett und anmüthige erübung usw. Sambt der Litaneyen begriffen. Gebett zu S. S. Jones (!) von Nepomuck, zu S. Barbara. P. von Martinum Cochem. 1.7.3.6.“ Handschrift 95 pag. Seiten in älterer Schrift, Rest zwei jüngere Schriften im unpaginierten Anhang von 19 Seiten.

Braunes Ganzlederbandchen.

b = 10,5, h = 16, d = 1,8 cm.

Langenlois, N.-Ö.

Inv. Nr. 7120

Lit.: Das „Bettbüchlein“ stammt nicht, wie der Titel besagt, von P. Martin von Cochem, schon der eingefügten Johannes-Nepomuk-Gebete wegen, die erst nach der Seligsprechung von 1726 möglich waren, wogegen Martin von Cochem, der Verfasser vieler anderer Gebetbücher, schon 1712 starb. Das Büchlein ist jedoch in seinem Geist gehalten, da er besonders Litaneien sehr schätzte.

44. „Geistlicher Soldaten Schilt auff alle Tag zu sprechen.“ Handschrift 160 pag. Seiten, gleichmäßige Schrift. Linkes

Titelblatt (vermutlich Bild) herausgerissen. Mehrere kleine Andachtsbilder eingeklebt:

bei S. 28: Altarsakrament über Mannaregen, Kupferstich von Jacob Schmutzer, Wien.

bei S. 112: S. Hilarius Abt, mit deutschem und ungarischem Text. Kupferstich.

bei S. 120: Das Miraculose Gnadenbild Maria Bründl bey denen P. P. Capuciniern zwischen Crembs u. Stein. Kupferstich von F. Landerer, Wien.

bei S. 136: Hl. Johannes Nepomuk, Halbfigur über Textkartusche in Rocailenrahmen. Kupferstich von M. Weinmann, Wien.

Auf Vorsatzblättern eingetragen: „Der Babst Biuß (= Pius VI.) ist in 1782 in Wien gewesen den 22. Martzi.“ und „Leopold Hammerbacher ist gebohren den 8. Februar 1882 Mittag um 12 Uhr, in Schrattenberg bei Feldsberg, Nied. Österr.“

Brauner Lederband mit einst vergoldeter Randleiste.

b = 9, h = 13,5, d = 1,8 cm.

Schrattenberg, N.-Ö.

Inv. Nr. 17.224

Lit.: Das Gebetbuch muß vor 1782 geschrieben worden sein, da der historische Besuch von Papst Pius VI. bei Kaiser Joseph II. bereits eingetragen erscheint. Der Papst traf am 22. März 1782 in Wien ein. Vgl. Emil Karl Blümml und Gustav Gugitz, Von Leuten und Zeiten im alten Wien. Wien 1922. S. 51.

V. Standvitrine 3

VOLKSSCHAUSPIELHANDSCHRIFTEN AUS STEIERMARK

45. Holzstatuette: Hl. Nikolaus. Kleine geschnitzte und farbig gefaßte Weichholzplastik. Der Heilige als Bischof mit Buch, die anderen Attribute abgefallen. Rechter Arm fehlt. 18. Jahrhundert. h = 25 cm.
Gröden, Südtirol. Inv. Nr. 32.159
46. Volksschauspielhandschrift. Quarthandschrift, aus mehreren Teilen verschiedener Handschrift bestehend. Enthält ein Paradeis- und Schäferspiel (Spiel vom Guten Hirten). Geschrieben von Franz Seebacher, 1836, in St. Martin bei Gröbming, Obersteiermark. 48, 60 und 10 Seiten. Das im dritten Teil enthaltene Sommer- und Winter-Spiel vielleicht auch von der Hand des Franz Seebacher.
b = 18, h = 22 cm.
Donnersbach, Obersteiermark. Inv. Nr. H 178
Lit.: Johann R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark. Stuttgart 1915. S. 45 ff.
47. Geschriebenes Gebetbuch „Himmlicher Blumengärten, gezirt mit außerleßensten und wohlriechenten Gebettern, geschriben Anno 1743.“ Handschrift, 228 pag. Seiten und Register. An Handzeichnungen im Text: Bei S. 5 Adam und Eva unter dem Paradiesesbaum; bei S. 50 IHS-Blüte. Dazu 12 eingeklebte kleine Andachtsbildchen, darunter:
bei S. 3: Knieende Beterin, darüber Engel, dahinter Teufel. Kupferstich.
bei S. 8: Christus im Kerker. Kupferstich.
bei S. 62: Jesus, Maria, Joseph-Gnadenbild bei den Barmherzigen Brüdern in Wien-Leopoldstadt. Kupferstich.
bei S. 94: Magnificat. Maria mit dem IHS auf dem graviden Leib. Kupferstich.
bei S. 115: Gnadenbild „Maria Loreta in Hungarn“ (Loretto im heutigen Burgenland). Kupferstich.
Brauner Lederband, in brauner Lederhülle (nicht ausgestellt).
b = 11, h = 16,5, d = 2,8 cm.
Kollerschlag, Oberösterreich. Inv. Nr. 8359
Lit.: Der Titel „Geistliches Blumengärtlein“ findet sich bei P. Martin von Cochem, doch ist das vorliegende Gebetbuch keine Abschrift eines seiner Werke (Schulte, S. 94).

48. **Geschriebenes Liederheft.** Defektes Heftchen in schmutzigem Papierumschlag. Nur 20 unpag. Seiten erhalten. Notenlinien vorgezeichnet, Noten ursprünglich nicht eingesetzt. Neun Lieder, beginnend mit „Und wanns amahl schön appa wird“, 14 Str. Als Nr. 11 das Nachspiel Schuster-Schneider-Dialog „Ich vegetier als Meister Schneider“. Ein sekundärer Besitzernamen „Susane Loidold“ eingetragen.

b = 18, h = 23 cm.

Donnersbach, Obersteiermark.

Inv. Nr. 89 M / H 31

Lit.: Leopold Schmidt, Der Oberuferer Spielkreis (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 7, Prag 1934, S. 145 ff.).

49. **Geschriebenes Liederbuch.** Handschrift 109 Seiten, Nachtrag und Register. Sammlung von geistlichen Liedern, wie sie auch in steirischen Volksschauspielen gesungen werden. Handschrift des Johann Petschar, beim Stögmüller in Irdning, um 1830.

b = 25, h = 30 cm.

Irdning, Obersteiermark.

Inv. Nr. H 60

50. **Volksschauspielhandschrift und Zensurprotokoll.** Foliohandschrift, unpaginiert, auf blauem amtlichen Kanzleipapier des Vormärz. Erster Teil: Paradeisspiel aus Oberzeiring, der Behörde, Propstei Zeiring, zur Zensur vorgelegt.

In gleichem Format, auf gleichem Papier das Protokoll der Verhandlung gegen die Paradeisspieler, vom 28. Jänner 1845. Als Anführer der Spieler galt der Hammerschmiedegeselle Johann Klausner aus Möderbruck, als Abschreiber des Textes der Schneidergeselle Johann Kurz.

b = 18, h = 38 cm.

Oberzeiring, Obersteiermark.

Inv. Nr. 13/17

Lit.: Johann R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark. Stuttgart 1915. S. 9 ff.

51. **Hinterglasbild:** Adam und Eva unter dem Paradiesesbaum. Szene oval gerahmt, dumpfe blaue und rote Farben. Darunter unorthographischer Titel „Adam u Efa“ Vermutlich schlesische Werkstatt. 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

b = 20, h = 28 cm (mit Rahmen).

Erworben in Jablunkau, Ostschlesien.

Inv. Nr. 5021

Lit.: Vgl. Josef Vydra, Die Hinterglasmalerei. Volkskunst aus tschechoslowakischen Sammlungen. Prag 1957. Abb. 29.

VI. Standvitrine 4

VOLKSLIEDHANDSCHRIFTEN AUS KÄRNTEN UND TIROL

52. Mesner - Aufzeichnungen. Handschrift, Quartband mit verschiedenfarbigen Papierlagen. Unpag., 162 Seiten, davon mehrere leer. Außentitel „Schreibbuch der Maria Prader, Albions“. Beginn innen: „1823. Die Predigten beim Vierzigstündigen Gebeth“.

Besitzereintragung auf S. 40: „Hic libellus pertinet ad me Mariam Praderium decimo tertio die Februarii 1825.“ Mehrere chronik- und kalenderartige Eintragungen, Rezepte, zwei gereimte „Gratulationen des Pfarrers“. Verzeichnis der schulpflichtigen Kinder von 1853/54, Geburten 1861—1887. Ende S. 62, nach der Predigt des „Herrn Gasser zu Gufidaun den 15. Februar (1825)“ der Schreibervers:

„Die Schrift ist ganz schlecht
das Papier war schon recht,
Die Feder geht nicht nuz
Der Verstand ist viel zu kurz.“

Pappband mit Pergamentrückten.

b = 22, h = 18 cm.

Albions bei Klausen, Südtirol.

Inv. Nr. H 13

53. Holzschachtel in Buchform. Kleine aus Hartholz geschnitzte Büchse mit seitlichem Schiebedeckel. „Buch“ mit 2 Bündeln auf dem Rücken und 2 Schließen vorn. Geometrisch ornamentiert, Zahnschnittleistenrahmen auf allen Feldern, innen Rautenabwandlungen, in Kerbschnitt. 18. Jahrhundert.

b = 6, h = 8,5, d = 3 cm.

Tirol.

Inv. Nr. 24.165

54. Holzschachtel in Buchform. Aus einem kleinen Hartholzblock geschnitzt, mit Schiebedeckel an der Standseite. Wandung mit vervielfachter Rautenkerbung überzogen, auf dem „Rücken“ Sechserrosette oben und unten unter je einer Rosette bezeichnet „AND“ und „1706“.

b = 7,2, h = 11,6, t = 4,5 cm.

Erworben in Oberösterreich.

Inv. Nr. 19.435

55. **Holzschachtel in Buchform.** Aus einem kleinen Hartholzblock geschnitzt, mit seitlichem Schiebedeckel. Vorderseite mit Wirbelrad und Sechserrosette, in den Ecken bezeichnet „GFDS“. Rückseite mit Wirbelrad und Sechserrosette, in den Ecken datiert „1782“. Auf dem „Rücken“ zwei Bünde angedeutet.
 $b = 6, h = 11, d = 1,6 \text{ cm.}$
 Südtirol. Inv. Nr. 30.530
56. **Geschriebenes Liederbuch:** „Geistliches Gsänger-Büchl fir den Ehrsamten Georgen Roidl, der Zeit Vorsinger bey den lobwürdigen Gotteshaus in Jochberg, Einzuhendigen. Von vnderschiedlichen Gesängen zu findten seindt. Als Erstlichen Oster-Gesänger.“ Handschrift 360 Seiten mit 102 Liedern. Ungleichmäßige, nicht leicht leserliche Schrift. Dat. 1757. Brauner Lederband.
 $b = 10,5, h = 16, d = 3,5 \text{ cm.}$
 Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Inv. Nr. H 80
57. **Geschnitzte Gebetbuchhülle.** Aus einem kleinen Hartholzblock geschnitzt. Hülle oben und unten offen. Imitiert Lederband mit 3 Bünden. Umlaufender Rand mit gewendeltem Rand, darin kleine Rosetten. Im Feld vorn und hinten je 6 Herzen mit je 3 Rosetten gefüllt, in dünnem Kerbschnitt. Datiert 1721.
 Darin eingeschoben das in Leder gebundene Buch: „Evangelia Samt den Episteln oder Lectionen auf alle Sonn- und Feyrtäg des gantzen Jahres usw.“. Sulzbach, Johann Jacob Lichthaler. 1709. Der Band ist mit Holzschnittvignetten des Kleinmeisters CS ausgestattet.
 Maße der Gebetbuchhülle: $b = 11, h = 16,5, d = 6 \text{ cm.}$
 Kitzbühel, Tirol. Inv. Nr. 26.986
 Lit.: Zum Kleinmeister CS vgl. Leopold Schmidt, Volkslied und Holzschnitt (Gutenberg-Jahrbuch 1940, S. 434 ff.).
58. **Holzstatuette: Hl. Hieronymus.** Geschnitzte und farbig gefaßte kleine Holzplastik. Der Heilige als Kardinal, mit Buch (Vulgata) als Attribut. Der runde Sockel trägt den Namen des Heiligen. Alpenländische Kirchenkunst des frühen 18. Jahrhunderts.
 $h = 60 \text{ cm.}$
 Kärnten. Inv. Nr. 660/A
59. **Geistliches Liederbuch in zwei Bänden.** „Gesangbuch, worinen allerhandt geistliche Gesänger vnd Lieder zu finden.“ 2 Pappbände, unpag. Bd. A: Pergamentrücken, 269 Lieder mit Register. Bd. B: Lederrücken, 138 Lieder, mit Register. Einheitliche, sehr kleine Schrift des frühen 18. Jahrhunderts.

Auf dem hinteren Deckel des Bandes A ist ein Beichtzettel eingeklebt: „Fides Confessionis et Comunions Paschalis peractae in Colle S. ad S. Ursulam in Passyria pro Anno 1801. HG.“

In Band B als Nr. 74: Dialoglied König Wenzel — Hl. Johann Nepomuk.

A: b = 14,5, h = 20,5 cm,

B: b = 15,5, h = 18,5 cm.

Platt in Passeier, Südtirol.

Inv. Nr. 210

Lit.: Die Sammlung gehört dem eingeklebten Beichtzettel nach dem Umkreis der Kirche auf dem Heiligen Büchel zu St. Ursula bei Platt im Passeier an. Die Handschrift ist nicht identisch mit der einstmals von Alois Menghin erworbenen, später im Besitz von Oswald Menghin befindlichen Liedersammlung, die Robert Lach herausgegeben hat: Eine Tiroler Liederhandschrift aus dem 18. Jahrhundert (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte, Bd. 198, 5. Abh., Wien 1923).

60. Geistliches Liederbuch. Handschrift, 108 Seiten, einheitliche, schlecht lesbare Schrift. Titel abgerissen. Die Handschrift in älteren Ledereinband notdürftig eingebunden. Der prächtige Band weist eine reich gepreßte Vorderseite mit dreiteiligem Pflanzensproß in Vase, mit Jesuitensonne (IHS mit Kreuz und Dreinagelherz in Strahlenmedaillon) auf. Widmung: „Dem Hochwürdigem In Gott Geistlich Vnnd Hochgelehrdten Herrn Michael Reinhardt Wolgeordnedten Pfarrhbern In Radenthein Ihro Hochwirden Zu Einem Glickseligen Freydenreichen Gesundten Neiem Jahr. 1713.“

b = 15, h = 19,5 cm.

Radenthein, Kärnten.

Inv. Nr. 63.764

61. Holzrelief: Hl. Johannes der Evangelist, bemalte Relief-tafel. Der Heilige stehend, auf sein aufgeschlagenes Buch (Evangelium) weisend. Rechts unten sitzt ein Adler, mit Schale und Schreibfeder im Schnabel. Wohl 17. Jahrhundert.

b = 10,5, h = 18 cm.

Erworben in Görz.

Inv. Nr. 3021

62. Holzstatuette: Hl. Johannes der Evangelist. Ungefaßte kleine Holzplastik. Neugotisch, vorzüglich nachempfundene Gestaltung nach mittelalterlichem Vorbild. 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

h = 30 cm.

Gröden, Südtirol.

Inv. Nr. 51.322

Lit.: Zur Ikonographie vgl. Hans Preuß, Johannes in den Jahrhunderten. Wort und Bild. Gütersloh 1939.

VII. / 1 HÄNGER MIT HAUSSEGEN

63. Gemalter und geschriebener H a u s s e g e n. Aquarellfarben auf Papier. Spruch „Wer des Weingärtners Arbeit sieht / Und weiß sie nicht zu schätzen / Der hat auch weiter nichts mehr in der Welt zu schwätzen.“ Oben in Wolke Taube, links und rechts die Arbeit im Weingarten, unten Wagenfahrt mit dem Faß, links unten Weinhüter im Schilfunterstand. Frakturschrift um 1830.
b = 34 h = 44,5 cm.

Umgebung von Ödenburg, Heanzengebiet. Inv. Nr. 24.268

Lit.: Michael Haberlandt, Österreichische Volkskunst. Wien 1911. Bd. II, Taf. 120, Fig. 4.

64. Gemalter und geschriebener H a u s s e g e n. Aquarellfarben auf Karton. Rahmung Blumenranken aus Tulpen, Rosen, Nelken bestehend, mit 6 Paar Vögeln verschiedener Art. Die von einem geflochtenen Korb ausgehende Blumenranke bildet die Umrahmung für die Schrift, deren Anfangsbuchstaben blau, rot und gelb gehalten sind. Spruch:

Nicht hier ist unser Vaterland,
Allein bei dir Gott droben,
Das ist der Ort, wo deine Hand
das Glück uns aufgehoben,
Das nie ein traurig Ende nimmt.
Hier sind wir nur von dir bestimmt,
uns dazu anzuschicken.
Ich bin ja nur auf dieser Welt,
so wie auf einer Reise,
und alles, was sie in sich enthält,
das soll mich machen weise.
O! weh mir, wenn mir diese Frist,
So ungenützt verschwunden ist,
daß ich umsonst gelebet. A (men)!

Umgebung von Ödenburg, Heanzengebiet (heute Burgenland).

Inv. Nr. 25.825

VII. / 2 Vitrine

WACHSSTÖCKE IN BUCHFORM I

65. **Wachsstock** in Gebetbuchform. Reich bemalt, Wachs-
schleifen auf allen Seiten herausgezogen, mit roten und grünen
Tupfen. Auf der Buch-Vorderseite hl. Anna, Maria lesen lehrend.
Um 1800.
b = 13, h = 17, d = 6,5 cm.
Kitzbüchel, Tirol. Inv. Nr. 26.984
66. **Wachsstock** in Gebetbuchform. Schwarzer Wachs-
zug, Schleifen an allen Seiten nur knapp vorstehend. Schwarz, rot
und gelb bemalt. Vorderseite beklebt mit kleinem Andachtsbild:
Sieben-Schmerzen-Madonna, Halbfigur. Kol. Lithographie. Rück-
seite in Wachsrelief aufgelegt, Blumenstock in Gefäß, oben zwei
gegenständliche Vögel. Frühes 19. Jahrhundert.
b = 9, h = 13,5, d = 4 cm.
Vielleicht Wien. Inv. Nr. 65.797
67. **Wachsstock** in Gebetbuchform. Stock mit bunten Wachs-
auflagen. An der Vorderseite in Medaillon Mariazeller Mutter-
gottes, an der Rückseite die Glaube-, Liebe-, Hoffnung-Symbole
Kreuz, Herz und Anker. 19. Jahrhundert.
Umgebung von Ödenburg. Inv. Nr. 25.143
68. **Wachsstock** in Gebetbuchform. Starker Wachs-
zug, die Schleifen rot bemalt, Buchkanten vergoldet, Schließen ebenso.
Auf der Vorderseite Relief: Hl. Anna, Maria lesen lehrend. Rück-
seite: Blütensproß. Unten goldene Initialen „J. R.“. Um 1800.
b = 14, h = 20, d = 5,5 cm.
Schwaz, Tirol. Inv. Nr. 30.452

VIII. / 1 HÄNGER MIT HAUSSEGEN

69. Gemalter und geschriebener H a u s s e g e n. Wasserfarben auf Papier. Bunt gehalten: Blumenranke aus Rosen, Kirschen usw., dabei 5 Paar Vögel verschiedener Art und ein Paar Füchse, auf den Hinterbeinen stehend und nach dem untersten Vogelpaar schnappend. In der Mitte oben Gottvater mit ausgebreiteten Armen, dessen roter Umhang sich über ihn wölbt. In der Mitte unten in hohem Halbkreis auf einem Hügel die Arche Noahs, darüber Taube mit Zweig im Schnabel. Das ganze als Umrahmung für den Spruch:

„Der Herr ergrimmte über das Volk
und ließ regnen!“

Darunter die Schilderung: „Die erste Welt ließ Gott durch Wasser Wasser untergehn / und Noah gienge selbst nebst lieben in die Arche ein usw.“ Prophezeiung des künftigen Weltunterganges durch Feuer.

Als Evangelischer Haussegen im Heanzengebiet verwendet, wohl erste Hälfte 19. Jahrhundert.

b = 40,5, h = 51,5 cm.

Burgenland.

Inv. Nr. 25.826

Lit.: Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich. Wien 1966. Abb. 116.

70. Gemalter und geschriebener H a u s s e g e n. Wasserfarben auf Papier. Betitelt „Christlicher Haus- und Ehe-Segen.“ Der Segenspruch: „In Namen Gottes geh ich aus“ zwischen zwei Baumgruppen, bei denen rechts Jesus als Kinderfreund sitzt, links Christus am Kreuz hängt, von einem Knieenden verehrt. In den 4 Ecken der Rankenrahmung die Jahreszahl 1773.

b = 30, h = 25 cm.

Wandorf bei Ödenburg.

Inv. Nr. 19.330

VIII. / 2 Vitrine
WACHSSTÖCKE IN BUCHFORM II

71. **Wachsstock** in Gebetbuchform. An Gebetbuchform erinnernder Wachsstock. Vorzüglich rot-grün bemalt.
A: Brennendes Herz (Jesu) mit Dornenkranz,
R: Durchlaufendes Blütenornament.
Mitte 19. Jahrhundert.
b = 12, h = 17, d = 7 cm.
Hall in Tirol. Inv. Nr. 31.808
72. **Wachsstock** in Gebetbuchform. Ungefähre Buchform, aber Wachsugschleifen auf allen Seiten herausgezogen und mit roten und grünen Tupfen bemalt. Mittelteil:
A: Hl. Barbara mit Kelch und Schwert,
R: Blumengebinde in hohem Korb.
Wohl 18. Jahrhundert.
b = 10, h = 13,5, d = 5 cm.
Vermutlich Tirol. Inv. Nr. 65.798
73. **Wachsstock** in Gebetbuchform. Mit farbigen Auflagen in Wachsrelief. Wallfahrtsandenken an Maria-Lanzendorf.
A: Auflagen Kreuz, Herz, Anker als Sinnbilder für Glaube, Hoffnung und Liebe.
R: Aufgeklebt. Farbdruck. Kleines Andachtsbildchen hl. Barbara.
b = 8,5, h = 12,5, d = 2 cm.
Umgebung von Hainburg, N.Ö. Inv. Nr. 22.897
74. **Wachsstock** in Gebetbuchform. Wachsstock mit vielen Wachsreliefaufgaben:
A: Vase mit Tuchbehang und zwei Rosen, Blümchen usw.
R: Aufgeklebt. Farbdruck. Kleines Andachtsbild Maria Hilf.
Vermutlich Wallfahrtsandenken.
b = 14, h = 21, d = 4 cm.
Salzburg. Inv. Nr. 41.403
Lit.: Reinhard Büll, Vom Wachs. Hoehster Beiträge zur Kenntnis der Wachse. Bd. I. Beiträge 10/11: Wachs und Kerzen im Brauch, Recht und Kult. Frankfurt am Main — Hoechst 1970.

IX. Wandhänger

BÜCHER ALS HEILIGENATTRIBUTE I

75. Hl. Theresia von Avila. Kastenbild. Im grün austapezierten Kasten altarartig umrahmte Pergamentminiatur der hl. Theresia. Liebespfeil hat Theresias Herz entzündet, Heiligengeisttaube fährt von links oben auf sie herab. Das Buch liegt aufgeschlagen vor ihr.

Umrahmung Goldchenillearbeit. Klosterarbeit.

18. Jahrhundert.

b = 27,5, h = 34 cm (mit Rahmen).

Mödling, N.Ö.

Inv. Nr. 35.475

76. Hl. Theresia von Avila. Spickelbild. Rahmung Silberchenille. Das Bild (Gesicht und Hände) Pergamentminiatur, sonst aus Seidenstoffstückchen gespickelt. Eigentliches Bild im Mittel-oval: Halbfigur der hl. Theresia mit Buch, aufgeschlagen mit der Devise „aut pati — aut mori“. Von links oben die Heiligengeisttaube. Klosterarbeit. 18. Jahrhundert.

b = 32, h = 36,5 cm (mit neuerem Goldrahmen).

Wien.

Inv. Nr. 43.329

77. Hl. Franzisca Romana (Rom 1384—1440, Gründerin einer karitativen Gemeinschaft, Visionärin). Gerahmtes Pergamentbildchen. Halbfigur der Heiligen mit Engel. Rocailenrahmung auf grüner Seide aufgemalt, mit Flinslerln benäht. Brauner Hartholzrahmen.

Spätes 18. Jahrhundert.

b = 21, h = 25 cm (mit Rahmen).

Vermutlich Wien.

Inv. Nr. 1762

78. Hl. Angela Merici (Desenzano 1474—1540 Brescia. Gründerin der Ursulinen). In Rahmenkästchen unter Glas wachsbossierte Halbfigur der Heiligen, darunter Schriftband „B. Mat. Angela Fun.“. Die gehäkelte und gestrickte Rahmung mit zwei

gewundenen Säulchen zum Teil stark zerfressen und abgefallen. Der schwarze Weichholzrahmen weiß mit Ranken bemalt. Klosterarbeit.

18. Jahrhundert.

b = 20,8 h = 25,5 cm.

Tirol.

Inv. Nr. 26.123

79. Hl. Radegundis (Thüringen 518—587 Poitiers, Frankenkönigin). Kastenbild: Kl. Kupferstich, oval ausgeschnitten. Halbfigur der Königin, das Kruzifix betrachtend. Reich mit Gold- und Silberfitter gerahmt. Brauner Holzrahmen.

18. Jahrhundert.

b = 23, h = 27,8 cm.

Erworben in Laibach.

Inv. Nr. 4488

Lit.: Rudolf Pfeleiderer, Die Attribute der Heiligen. Ulm 1898.

X. Wandhänger

BÜCHER ALS HEILIGENATTRIBUTE 2

80. Hl. Antonius von Padua (Lissabon 1195—1231 Arcella bei Padua. Franziskaner, Prediger). Geschnitztes und farbig gefaßtes Weichholzrelief. Halbfigur des Heiligen vor blauem Grund. Hl. Antonius mit Jesuskind im Arm, vor sich Buch (Predigten). Kirchenkunst.
Mitte 18. Jahrhundert.
b = 17, h = 26,5 cm.
Sresnowitz, Mähren. Inv. Nr. 5154
81. Hl. Joseph (Nährvater Christi). Geschnitztes und farbig gefaßtes Weichholzrelief. Halbfigur des Heiligen vor blauem Grund. Hl. Joseph mit Jesuskind im Arm, vor sich Buch (Heilige Schrift). Kirchenkunst.
Mitte 18. Jahrhundert.
b = 17, h = 26 cm.
Sresnowitz, Mähren. Inv. Nr. 5153
82. Hl. Barbara (legendär, angeblich 306 †, Nikomedia). Spickelbild: Hl. Barbara kniend vor Tisch, auf dem rotes Buch und Märtyrerpalme liegen. Kelch mit Hostie in Strahlenkranz schwebt von rechts oben herab. Links brauner Samtvorhang. Aus Stoffstückchen zusammengesetzt, Kopf und Arme der Heiligen auf Pergament gemalt, das ganze Bild räumlich gestaltet. Brauner Holzrahmen. Klosterarbeit.
18. Jahrhundert.
b = 19, h = 24 cm.
Znaim. Inv. Nr. 22.557
83. Hl. Maria mit Kind. Wachsbossierung in Rahmenkästchen mit Flitterumrahmung. Halbfigur der stehenden Heiligen, frontal, vermutlich nach römischem Gnadenbild. Darunter auf Pergamentstreifen die Anrufung:
„O Wunderbährliche Mutter Christi
Heilige Jungfrau Maria!
bitte für uns, deine Kinder,
im Leben und im Sterben, Amen.“
Unter Glas in Hartholzrahmen.
18. Jahrhundert.
b = 21,5, h = 27,5 cm (mit Rahmen).
Hainburg, N.Ö. Inv. Nr. 20.478

84. Verkündigung an Maria. In Kästchen eingearbeitete farbige Wachsbossierung, unter Glas, in schwarzem Holzrahmen. Maria am Betpult knieend, auf dem ein Buch liegt, unter kleinem Baldachin. Gabriel kommt von rechts, neigt sich, mit Lilienstrauß in der Hand. Oben öffnet sich der Himmel, es erscheint die Heiligengeisttaube.

18. Jahrhundert.

b = 19,5, h = 25 cm (mit Rahmen).

Erworben in Südtirol.

Inv. Nr. 32.439

85. Hl. Katharina von Alexandrien (legendär). Farbige gefaßtes Holzrelief. Die Heilige in Dreiviertelfigur, nach rechts gewendet, in blauem Kleid, mit rotem Überwurf, mit Rad, Krone und Buch, auf dem „Deus Dominus“ steht.

18. Jahrhundert.

b = 21, h = 31 cm.

Salzburg.

Inv. Nr. 19.208

86. Hl. Nikolaus von Myra (Bischof des 4. Jahrhunderts, Reliquien in Bari, Italien). Großes Pergamentblatt, in der Mitte in Herzrahmen Halbfigur des Heiligen als Bischof, mit Buch, auf dem drei Kugeln liegen. Darüber IHS, von zwei gegenläufigen Vögeln bewacht, die Zweige mit Rosenblüten im Schnabel halten. Unter ihnen Äpfel mit Laub, dazwischen Fruchtkorb, darunter Schriftband „S. Nicolaus“. Bunt bemalter Holzrahmen.

18. Jahrhundert.

b = 22, h = 28 cm (mit Rahmen).

Erworben in Niederösterreich.

Inv. Nr. 19.841

87. Hl. Kajetan von Tienne (Vicenza 1480—1547 Neapel). (Mitbegründer des Theatinerordens.) Pergamentbild in Goldfiligran-Umrahmung und Holzkästchen. Die Miniatur zeigt den Heiligen, der auf Wolke knieend sein Buch dem mit Kreuz herabschwebenden Jesus vorlegt. Miniatur ca. 7 × 12 cm. Rahmung Klosterarbeit mit 4 Reliquien. Vielleicht bayerische Theatiner-Klosterarbeit.

18. Jahrhundert.

b = 26,5, h = 33,5 cm (mit Rahmen).

Wien.

Inv. Nr. 991

XI. Standvitrine 5

HEILIGE ANNA, MARIA LESEN LEHREND

88. Hl. Anna, Maria lesen lehrend. Reliefbildtafel aus Ton, farbig bemalt. Hochrechteck, oben halbrund abgeschlossen, vielleicht als Hauszeichen verwendet.

Raumansicht, oben durch roten gerafften Vorhang abgeschlossen. Anna, im roten Kleid mit grünem Überwurf, sitzt in großem Lehnstuhl, Maria, halbwüchsig, steht neben ihr in rotem Kleid mit blauem Überwurf, und liest, den Finger an jener Stelle, auf die auch Anna mit ihrem Finger zeigt. Hafnerarbeit, nach Model.

18. Jahrhundert.

b = 16, h = 28 cm.

Vielleicht Oberösterreich.

Inv. Nr. 41.396

89. Hl. Anna mit Maria und Joachim. Pergamentbild in Spiegelrahmen. Die Spiegelrahmung in Rokokoform, Ornamente matt, Kreisfacetten glänzend eingeschliffen. Beschädigt.

Im Kasten Pergamentbildchen von Glasperlenblumen an Drähten umrahmt. Das Bild (6,5 × 11 cm), bezeichnet „S. Anna“, zeigt die hl. Anna, Maria lesen lehrend, rechts Joachim mit Kellenstab. Wohl Klosterarbeit.

Frühes 18. Jahrhundert.

b = 23, h = 33 cm (mit Rahmen).

Wien.

Inv. Nr. 1465

90. Hl. Joseph mit Jesuskind. Holzrelief, farbig gefaßt. Täfelchen mit halbrundem Abschluß oben. Angedeuteter Werkstatt-raum (mit Säge), mit gelber Portiere. Links hl. Joseph, in Lehnstuhl sitzend, auf dem Schoß das Jesuskind, das ein groß geschriebenes „IHS“ vor sich hält.

2. Hälfte 18. Jahrhundert.

b = 13,5, h = 20 cm.

Nordtirol.

Inv. Nr. 24.975

91. Hl. Anna, Maria lesen lehrend. Holzrelief, farbig gefaßt. Täfelchen mit halbbrundem Abschluß oben. Angedeuteter Innenraum mit gelber Portiere. Rechts hl. Anna sitzend, vor ihr die kleine hl. Maria, aus dem Buch auf den Knien Annas lesend. Rechts Teil eines schweren Barockstuhles sichtbar.
2. Hälfte 18. Jahrhundert.
b = 13, h = 20 cm.
Nordtirol. Inv. Nr. 24.974
92. Hl. Anna, Maria lesen lehrend. Kleines ovales Holzrelief, mit angeschnitztem Aufhänger. Farbig gefaßt. Vorgetäuschter Ausblick von Balustrade mit Maikrug, rechts rote Portiere. Anna, in grünem Mantel, sitzend; Maria, davor stehend, aus Buch betend. Um 1780.
b = 11,5, h = 17 cm.
Salzburg. Inv. Nr. 35.808
93. Geschriebenes Gebetbuch „Christkatholisches Gebethbüchlein. Anno 1810“. Titel in Goldbuchstaben. 226 pag. Seiten, mit Register. Gleichmäßige Schrift. Auf dem Vorsatz Buchbinderanweisung „In marmoriertes Leder und ganz ledernem Schuber / Lorentz Keplinger“. Einband wirklich marmoriertes braunes Leder, mit gepreßter Randleiste, einst vergoldet.
S. 152: Gebet „Zu Ehren der heil. Anna“.
b = 10, h = 15,5, d = 2 cm.
Haslach, O.Ö. Inv. Nr. 24.473
94. Hl. Anna, Maria lesen lehrend, dahinter hl. Joachim, auf der Rückseite aber jüngere Aufschrift: „Anna Eybl in Neumarkt den 16. May 1828. Liber Gott ich libe dir / Andenken von Schachelmayer Leonhard 1838.“ Unter Glas, in nicht dazugehörigem schwarzem Weichholzrahmen.
b = 11, h = 14 cm (mit Rahmen).
Oberösterreich. Inv. Nr. 4389
95. Hl. Anna, Maria lesen lehrend. Pergamentbild, verschmutzt, unter Glas, in schwarzem Holzrahmen.
Vermutlich 1. Hälfte 19. Jahrhundert.
b = 10,3, h = 14,3 cm.
Haslach, O.Ö. Inv. Nr. 35.421

96. Geschriebenes Gebetbuch „B a u m - G ä r t e l D a r i n S c h ö n e M o r g e n -, A b e n d -, M e ß -, B e i c h t - u n d C o m m u n i o n g e b e t t e r w i e a u c h v o n L e y d e n , C h r i s t i , z u r H . D r e y f a l t i g k e i t J e s u M a r i a J o s e p h , z u r M u t t e r g o t t e s u n d a l l e n H e i l i g e n s a m b t L i t a n e y e n z u f i n d e n “. H a n d s c h r i f t , 1 4 2 p a g . S e i t e n . T i t e l r o t - g r ü n ü b e r 2 S e i t e n g e s c h r i e b e n (v e r s c h m i e r t) . Z i e r r a h m e n . T i t e l i n R o t , S c h r e i b e r s c h n ö r k e l . A u f d e m V o r s a t z „ D i e s e s B ü c h l e i n g e h e r t d e m K a s b a r S a l l a c h e r v o m M a r k t O f i n g e n a u s B a i e r n g e b i r t i g “. B r a u n e r L e d e r b a n d .

18. Jahrhundert.

S. 158: „Bitt zu Jesu Maria Anna.“

b = 9,3, h = 14,7, d = 1,8 cm.

Markt Offingen bei Nördlingen, Bayern.

Inv. Nr. 65.792

Lit.: Der Titel vermutlich von dem „Baum-Garten“ genannten Gebetbuch von P. Martin von Cochem abgeleitet, 1675, ohne jedoch eine Abschrift davon zu sein. Vgl. Schulte, S. 94.

97. Geschriebenes Gebetbuch „G e i s t l i c h e s H a n d b ü c h l e i n “. H a n d s c h r i f t , 1 2 8 p a g . S e i t e n . E i n e i t l i c h e S c h r i f t . T i t e l b l a t t u n d A b s c h n i t t - T i t e l j e w e i l s Z i e r s c h r i f t i n a q u a r e l l i e r t e m R a h m e n , u n g e f ä h r A l t a r a u f b a u , m i t K r ä n z e n u n d G i r l a n d e n , i n h e l l r o t , g e l b u n d g r ü n . A u f V o r s a t z b l a t t u n d S c h m u t z t i t e l z a h l r e i c h e E i n t r a g u n g e n d e r F a m i l i e H e i ß , a l s e r s t e „ J o h a n n a L e o b o l d i n a H e i ß g e b o h r e n d e n 1 1 t e n J e n n e r 1 8 3 6 “. L e t z t e E i n t r a g u n g 1 8 6 6 .

b = 11,5, h = 17,6, d = 1,8 cm.

Nußdorf (Wien 19).

Inv. Nr. 3380

XII. Hänger
JEDERMANNBILD

98. **Andachtsbild**: Sterbender (vermutlich als Frau aufzufassen) im Bett, daneben Priester mit Kreuz, also Sterbegebet sprechend. Unten und rechts Teufel, einer mit geschriebenem Schuldbuch, das er dem Sterbenden vorweist. Rechts unten das Fegefeuer, aus dem ein Engel eine arme Seele heraushebt. In der Mitte schwebt ein Engel mit einer geretteten Seele nach oben, ein zweiter mit Kreuz und Buch der guten Werke über dem Sterbenden. Oben links auf Wolke die Heiligen Maria und eine Namenspatronin der Sterbenden. In der Mitte oben Dreifaltigkeit zwischen je zwei Cherubsköpfen. Rechts die Heiligen Joseph und Johannes der Täufer.

Vermutlich nach barocker Andachtsgraphik, vgl. beispielsweise den Kupferstich bei Friedrich Mibes, „Himmlisches Jerusalem, Welches durch die Würckung des Heil. Gebetts starck belagert und durch Macht und Gewalt desselben glücklich erobert wird: Oder Vollständiges Gebett-Buch usw.“. Prag 1722. Kst. auf S. 654. Öl auf Holz, mehrfach durchgesprungen.

18. Jahrhundert.

b = 50, h = 66 cm.

Vermutlich Oberösterreich.

Inv. Nr. 36.290

Verzeichnis der Personennamen

Adam und Eva	47, 51	Landerer, Ferdinand	44
hl. Aloysius von Gonzaga	29, 34	Leibetseder, Maria	40
hl. Andreas Avellinus	34	Lichthaler, Johann Jacob	57
hl. Angela Merici	29, 78	Loidold, Susanne	48
hl. Anna	68, 88, 89, 91, 92, 93, 94, 95, 96	Mansfeld, Johann Ernst	29
hl. Antonius von Padua	34, 80	hl. Maria	4, 47, 66, 67, 68, 74, 83, 84, 88, 89, 91, 92, 94, 95, 96, 98
hl. Barbara	4, 43, 72, 73, 82	hl. Markus	33
Borowsky, G.	28	P. Martin von Cochem	43, 47
Deschmann, Maria	13	Melzer	38
Embacher, Georg	22	Mibes, Friedrich	98
Eugen, Prinz von Savoyen	34	Neumayer, Josef	38
Eybl, Anna	94	hl. Nikolaus von Myra	45, 86
Ferdinand II.	34	Päuer, Victoria	15
hl. Franz Xaver	34	Papageno	2
hl. Franzisca Romana	77	hl. Paulus	27
Fuchs, T. I.	31	hl. Petrus	41
Gasser, Pfarrer	52	Petschar, Johann	49
hl. Gregor der Große	21	Peyde, Rosa	16
Hack, Ludmilla	30	Pius VI., Papst	44
Hammerbacher, Leopold	44	Prader, Maria	52
Herrmann, Bernhard Johann	34	hl. Radegundis	79
Heuß, Johanna Leopoldina	97	Rayberger, Anna Maria	26
hl. Hieronymus	58, 19	Reinhardt, Michael	60
hl. Hilarius	44	Roidl, Georg	56
Hofer, Caroline	11	Sallacher, Kaspar	96
Hohenlohe, Fürst Alexander von	29	Schachelmayer, Leonhard	94
hl. Ignatius von Loyola	29	Schauff	39
hl. Joachim	89	Schaur, Franz S.	34
hl. Johannes Evangelist	28, 35, 61, 62	Schmutzer, Jacob	44
hl. Johannes von Nepomuk	26, 29, 34, 43, 44, 59	Seebacher, Franz	46
hl. Johannes der Täufer	98	Seeber, Johann	28
hl. Joseph	34, 81, 90, 98	Seeber, Magdalena	28
hl. Kajetan von Tiene	87	hl. Stanislaus Kostka	29
hl. Katharina von Alexandrien	4, 85	Stögmüller	49
Keplinger, Lorenz	93	hl. Theresia von Avila	75, 76
Klauber, Joseph Sebastian	28	Trappel, Emma	17
Klausner, Johann	50	Ulrich, Anna Maria	34
Kurz, Johann	50	hl. Vincentius Ferrer	29
		Walkshofer, Anton	36
		Weinmann, Markus	44
		Wolkerstorfer, Franz	36
		Zipperer, Wolfgang	25

Chronologisches Register

1691	1	1773	70	1834	13
1706	54	1782	44, 55	1836	46, 97
1709	57	1783	25	1838	10, 94
1713	60	1791	2	1839	11
1721	57	1799	22	1840	9
1722	98	1801	59	1845	50
1726	18	1802	25	1855	15
1736	43	1805	22, 40	1861	52
1743	47	1810	93	1865	12, 14
1757	56	1812	28	1866	15, 16, 97
1758	31	1817	36	1882	44
1760	31	1822	30	1887	52
1769	34	1823	8, 39, 52	1900	17
1771	32	1828	42, 94		

Vierköpfige Lichtstock-Schäfte im niederösterreichischen Weinviertel

(Mit 27 Abbildungen und einer Karte)

Von Walter Berger

Der Altmeister der österreichischen Lichtstock- und Bildsäulenforschung Franz Hula zeigt in seiner klassischen Abhandlung über „Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs“ (1948), wie die steinernen gotischen Lichtstöcke (Tabernakelpfeiler) bei uns zulande die Erinnerung an ihre ursprüngliche Holz-Natur durch ihre Form auch im veränderten Material bewahrt haben. Es handelt sich fast ausnahmslos um vierkantige Pfeiler mit abgefasten Kanten ganz in der Gestalt von Türpfosten oder Deckentramen, wobei das Holzschnitzereiartige oft noch durch keilförmig vorspringende Zwickel an den oberen und unteren Enden der Abfasung betont wird. In der Spätgotik und Renaissance werden diese holztechnikartigen Werksformen mehr und mehr rückgebildet, wobei als erstes eben diese keilförmig vorspringende Zwickel verschwinden.

Am oberen Ende der Abfasung treten an deren Stelle nun gelegentlich Köpfe auf, vier Stück, an jeder Kante einer. Hula erwähnt an einer Stelle (S. 61, unter Bezugnahme auf Taf. 15/2) das Vorkommen von „Engelsköpfen“ in der Renaissance, geht aber nicht näher darauf ein. Gelegentlich finden wir nun wirklich, und zwar schon in der Spätgotik, an Lichtsäulen einwandfrei Engel; allerdings sitzen diese nicht in der Abfasung, sondern darüber an den vier Kanten unterhalb des Tabernakels. Solches ist der Fall bei dem vom Ende des 16. Jahrhunderts stammenden Lichtstock in Palterndorf (Hula 1948, Taf. 16/4) sowie bei der aus dem Jahre 1598 stammenden, mit einem neugotischen Aufbau verunzierten Totenleuchte vor der Kirche in Mistelbach (Hula 1948, Taf. 16/1). In beiden Fällen sind die Engel mehr oder weniger „naturalistisch“ geformt, ragen mit halbem Oberkörper aus dem Pfeiler vor und halten in den Händen Wappenschilder, entsprechen also ganz jenen spätgotischen Engeltypen, die wir allenthalben auch im Inneren der Kirchen als Halter von Wappen, Spruchbändern u. dgl. finden. Im Barock andererseits treten dann auch an figuralen Bildstöcken als

Beiwerk die typischen „Barockengerln“ auf, meist nur als Köpfe, allerdings gewöhnlich nicht an den Kanten der Pfeiler, sondern, im Gefüge eines mehr oder weniger korinthisch anmutenden Kapitells, über den Mittelachsen der Seitenflächen. Als Beispiele, aus der Menge herausgegriffen, sei die Mariensäule hinter dem Chor der Pfarrkirche in Großstelzendorf genannt oder die beiden Dreifaltigkeitssäulen am Ost- und am Westende des Ortes Obritz.

Was aber die spätgotischen Licht- und Bildstöcke betrifft, welche an den Pfeilerkanten vier Köpfe tragen, jeweils in die obere Aushöhlung der Schaftabfasung hineingeschmiegt, so handelt es sich hier immer um bloße Köpfe ohne Rumpf und Arme, oft mit maskenhaft-starrem Gesichtsausdruck und häufig — soweit hier Erhaltungszustand Einzelheiten noch erkennen läßt — mit Schnauz- und Vollbärten. Das ist jedenfalls etwas ganz anderes als die Englein der Spätgotik und des Barocks.

Die hierher zu stellenden Beispiele sind zu einem guten Teil nicht genau datierbar und daher auch nicht einwandfrei in zeitliche Reihenfolge zu bringen. Wir können aber zwei Gruppen unterscheiden: eine mit primitiveren, mehr starr-maskenhaften Gesichtern und eine mit reicher, lebendiger, mehr naturalistisch ausgeführten Köpfen.

Innerhalb der ersten Gruppe wirkt in seiner ganzen Erscheinung am „urtümlichsten“ der Lichtstock am Ostrand von Großharras (Abb. 1, 12), klobig, mit wuchtigem, einfach aus Quaderplatten gefügtem Tabernakel und schlankem Pyramidenhelm. Die Abfasung endet unten noch in typischen Holzschnittformen, oben ist sie waagrecht abgeschnitten, und darunter sitzen auf kleinen konsolenartigen Vorsprüngen die Köpfe, schlecht erhalten, aber z. T. mit noch erkennbaren Kinnbärten und langen lockigen Haupthaaren. Ähnlich ist ein besonders breiter Lichtstock in Kettelsdorf (Abb. 2, 14), der um die Tabernakelöffnungen mit Stabwerk, auf der Rückseite mit Maßwerk, verziert ist und einen geraden Pyramidenhelm trägt; bei ihm sind die vier Köpfe unter der waagrecht abgeschlossenen Fläche der Abfasung allerdings auffällig klein und ausdruckslos. Besonders hübsch ist ein Lichtstock an der Straßengabel zwischen Haslach und Nappersdorf (Abb. 3, 13; Hula 1948, Taf. 12/14) aus dem Jahr 1510. Der Tabernakel ist hier mit Maßwerkzwickeln und flankierenden Säulchen auf gedreht kanellierten Basalschäften verziert und von einem hohl geschwungenen Pyramidenhelm bekrönt, die Abfasung sehr stark und ausgehöhlt, so daß der Schaft als achteckige kanellierte Säule erscheint. Am oberen Ende der rundbogig abgeschnittenen Abfasung sitzen die Köpfe, zum Teil gut erhalten, mit langen strähnigen Vollbärten,

„pagenkopffartig“ geschnittenen langen Haupthaaren und halbkugeligen Mützen. Hier schließt sich noch ein Lichtstock in Nappersdorf an (Hula 1948, Taf. 12/2), ebenfalls spätgotisch, aber sehr ramponiert — der Tabernakel ist verloren gegangen, die Köpfe sind verwittert und ohne erkennbare Einzelheiten — und dazu noch schwer zugänglich in einem Privatgarten stehend.

Ein Lichtstock in Großkadolz-Ortschaft (Abb. 4, 15)¹⁾ fällt etwas aus dem Rahmen. Sein Aufbau erinnert wohl stark an denjenigen von Großharras; der Tabernakel ist verloren gegangen, sein — beschädigter — steiler Pyramidenhelm liegt unmittelbar auf der kräftigen Basalplatte, und das Ganze ruht auf einem stark abgefasten glatten Vierkantpfeiler. Das Besondere liegt darin, daß die Abfasungen an ihrem oberen Ende nur auf der Vorderseite des Stockes zwei Köpfe tragen, auf der Hinterseite aber zwei keilförmige Zwickel, wie sie auch an den unteren Enden der Abfasungen sitzen. Die Köpfe sind auch hier starr-maskenhaft, mit glotzenden Augen und steif-gedrehten Locken.

Die Gesichtszüge der Köpfe an den bisher aufgezählten Lichtstöcken — besonders bei denen von Haslach und Großharras — muten in ihrer dämonischen Starrheit geradezu „romanisch“ an, ganz und gar nicht hineinpassend in die zeitgenössische dynamisch-gelöste elegante Welt der Spätgotik und der Renaissance. Freilich stehen sie nicht ohne Parallele in ihrer Zeit da. Im Westen wie im Osten stoßen wir an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit auf Bereiche, in denen aus dem kaum faßbaren zeitlosen Reservoir der Volkskunst gewaltige Ströme „nach oben“ in die Hochkunst einbrechen und hier, an der Schwelle von der Gotik zur Renaissance, im 15. und 16. Jahrhundert, durchaus „romanisch“-urtümliche Figurenwelten entstehen lassen: die Skulpturen der bretonischen Kalvarienberge, Beinhäuser usw. ebenso wie etwa die Reliefs der Bogumilengräber in Bosnien und der Hercegovina.

Die zweite Gruppe der niederösterreichischen Lichtstöcke mit Köpfen in den Abfasungen ist weniger schlicht und „urtümlich“. Der schönste von ihnen ist der auf dem Hauptplatz von Gaubitsch, unterhalb der Kirche (Abb. 5, 16, 17), um 1500 (1501?) entstanden; seine Schönheit ist allerdings zum Teil durch die liebevolle Restaurierung bedingt, die aber möglicherweise die Köpfe etwas verändert hat. Der mit Maßwerkzwickeln verzierte Tabernakel ist in etwas ungewohnter Weise mit einem Kreuzgiebelgewölbe

¹⁾ Auf die beiden Stöcke in Großkadolz hat mich lebenswürdigerweise Herr Direktor Hula hingewiesen; ebenso danke ich ihm für eine Photographie der Lichtsäule von Teltsch.

bekrönt²⁾, der Schaft springt über der Abfasung etwas vor und trägt hier kielbogenförmige Ausnehmungen, in denen die Köpfe sitzen. Diese sind, zumindest in ihrer heutigen Form, geradezu naturalistisch ausgeführt, voneinander stark unterschieden und folgendermaßen gekennzeichnet: Südecke: Schnurrbart, langlockiges Haupthaar, halbkugelige Mütze mit breitem anliegendem Randsaum; Ostecke: bartlos, langes, glattes Haupthaar, dreizackiges durchbrochenes Diadem, über der Stirn bekrönt von einem einfachen Balkenkreuz; Nordecke: bartlos, langes, glattes Haupthaar, dreizackige Blattkrone; Westecke: bartlos, langlockiges Haupthaar, nach vorne überlappende Mütze mit breitem anliegendem Randsaum³⁾).

Dem Lichtstock in Gaubitsch in der Konstruktion verwandt ist der in P e r n e r s d o r f (Abb. 6; Hula 1948, Taf. 15/2), der, erst nach 1600⁴⁾ entstanden, am Tabernakel bereits typische Renaissance-Balustersäulchen, am Schaft aber noch spätgotisch in Kielbogenform abgeschlossene Abfasungen trägt. Die Köpfe darin sind leider stark verwittert, so daß sich nicht feststellen läßt, ob auch sie die auffällig verschiedenartige Ausgestaltung wie in Gaubitsch gezeigt haben.

An den Lichtstock von Gaubitsch schließen sich drei einander sehr nahe stehende, reich ausgestaltete und künstlerisch hochwertige Stöcke an, in Diepolz, in Großkadolz-Kellergasse und in Seefeld. Derjenige in D i e p o l z (Abb. 7, 18, 19; Hula 1965, Abb. 166) aus dem Jahre 1479 (?; die Ziffer „7“ nicht einwandfrei lesbar), trägt unterhalb der flachen Abdeckung der Schaftabfasung vier Köpfe, die, in Parallele zu Gaubitsch, auffällig verschieden gestaltet sind. Wir finden: Nordostecke: Kinn- und Schnurrbart, langes Haupthaar, runde Mütze mit breitem anliegendem Randsaum; darunter ein Spruchband und ein Wappenschildchen; Nordwestecke: Kinn- und Schnurrbart, langes Haupthaar, dreizackige Blattkrone; darunter ein gekrümmtes Spruchband; Südwestecke: Voll- und Schnurrbart, langes Haupthaar, Diadem mit bekröntem Kreuz über der Stirn; darunter S-förmig geschlungenes Spruchband; Süd-

²⁾ Alle drei heute noch in Gaubitsch erhaltenen Lichtstöcke zeigen diesen kennzeichnenden reizvollen „Ortsstil“ aus der Zeit um 1500 mit reich profilierten Vorhängebögen, Kreuzgiebelgewölbe und Maßwerkzwickeln, stammen also offenbar von demselben Meister.

³⁾ Dieser Lichtstock stand nach Mitteilung von Einheimischen bis 1945 außerhalb des Ortes und wurde erst danach an seinem heutigen Platz aufgestellt, an Stelle eines anderen, ähnlichen Stockes, welcher der Befreiung Österreichs durch die Rote Armee zum Opfer gefallen war.

⁴⁾ Die in den Schaft eingehauene Jahreszahl „1684“ ist sicher erst später hinzugefügt worden.

ostecke: bartlos, barettförmiger Hut mit breiter, vorn aufgeschlagener und beiderseits eingerollter Krempe; darunter ein am linken Ende eingeschlagenes Spruchband. Zwischen den Köpfen trägt der Schaft aus Spitz- und Rundbogen zusammengesetztes Blendmaßwerk, das jeweils im Zentrum nach Art eines hängenden Schlußsteins ein Zierat trägt, und zwar an der Ostseite ein Herz, an den drei anderen Seiten ein krabbenartig stilisiertes gotisches Pflanzenelement. Das Herz als altes Sinnbildzeichen des Volksglaubens ist ja allgemein bekannt.

Der 1463 datierte Lichtstock von Großkadolz-Keller-gasse (Abb. 8, 20, 21)^{1) 5)} trägt unter einem spitz-konkaven Pyramidenhelm im Innern des Tabernakels wie auch an dessen Außenflächen vier archaisch anmutende eindrucksvolle Heiligen-Halbplastiken (Gekreuzigter zwischen zwei Frauen — hl. Sebastian — hl. Norbert — hl. Rochus); — die Öffnung des Tabernakels ist von zwei Säulchen flankiert, deren Oberfläche mit einem Muster von wabenartig vertieften Rauten überzogen ist. Die Frage mag hier offen bleiben, wie weit dieses — in der Spätgotik allgemein nicht seltene — Rautenwabenmuster etwas mit der Raute als Fruchtbarkeitssymbol zu tun hat. Unterhalb der Abdachung der Schaftabfassung setzen vier Köpfe, die hier wohl alle lange Locken und kurze Vollbärte haben, aber durch die Kopfbedeckungen wieder deutlich voneinander unterschieden sind. Es findet sich: Südost-ecke: Blattkrone; Südwestecke: baretartige Mütze mit schmal-spitzig aufgebogenem Stirnteil; Nordwestecke: ähnliche Mütze mit breit-gerundet aufgebogenem Stirnteil; Nordostecke: baretartiges Diadem aus sich vergitternden, schmalen, schräg stehenden Stäben oder Riemen.

An dem annähernd gleichaltrigen Bildstock von Seefeld (Abb. 9, 22, 23) finden wir: Nordostecke: kurzer Vollbart, langes Haupthaar, herzogshutartige Mütze mit vorn kielbogenförmig aufgestülpter Krempe und aus stehenden Rauten zusammengesetzter Zierkette um den Mützenkörper; Südostecke: Vollbart und S-förmig geschwungener Schnurrbart, Diadem, das über der Stirn von einer heraldischen Lilie bekrönt ist; Südwestecke: kurzer Vollbart, durchbrochene Krone, die über der Stirn eine mit drei Perlen besetzte Lilie und beiderseits davon je zwei mit Perlen besetzte Spitzen trägt; Nordwestecke: Vollbart, langes Haupthaar, einfache Mütze

⁵⁾ Dieser Lichtstock war schon umgestürzt, zerbrochen und dem Verfall preisgegeben; er wurde aber in den letzten Jahren musterhaft restauriert und an einer günstigen Stelle im Bereich der alten Keller-gasse neu aufgestellt.

mit vorne kielbogenförmig aufgekrümmtem Randsaum. Die Schaftflächen zwischen den Köpfen tragen auf der Ostseite ein bärtiges Männerhaupt in Kreisumrahmung — Haupt Christi oder möglicherweise Johannes des Täufers —, auf der Nordseite ein Wappen — ein schräggestellter Hammer, um den Stiel einen Kranzring — und auf der West- und Südseite zwei verschiedenartige spätgotische Maßwerke.

Der auffällige Unterschied zwischen den Stöcken von Diepolz und Großkadolz-Kellergasse einerseits und von Seefeld andererseits besteht darin, daß die ersteren noch Licht- bzw. Bildstöcke sind mit klassischem einfach-klobigem Tabernakel und hohlgeschwungenem Pyramidenhelm, der letztere aber ein freiplastischer Bildstock mit einer bekronenden Marienstatue. Daß Köpfe in der Schaftabfasung auch sonst aus dem Bereich der spätgotischen Tabernakelpfeiler in die späteren freiplastischen Bildstöcke übernommen wurden, dafür haben wir Beispiele in Untermarkersdorf und Wullersdorf. In *U n t e r m a r k e r s d o r f* (Abb. 24), südlich der Ortschaft am Weg nach Immendorf, steht eine — vermutlich der Entstehung nach jüngere — Figur des heiligen Rochus auf einem noch durchaus spätgotisch erscheinenden, achtkantig abgefasten Schaft, wobei auch hier am oberen Ende der Abfasung die Köpfe sitzen. Diese sind leider wieder schlecht erhalten und nur unbefriedigend zu erkennen. Derjenige an der Südostecke fehlt ganz, der an der Südwestecke zeigt Vollbart und halbkugelige Mütze, der an der Nordwestecke Vollbart und halbkugelige, seitlich tief herabgezogene Mütze, der an der Nordostecke ist jugendlich und bartlos und trägt eine runde, in nach rechts und links geneigte Streifen abgestepte Mütze.

Soviel läßt sich aber jedenfalls trotz der schlechten Erhaltung feststellen, daß die Köpfe hier wieder starrer und maskenhafter sind als in Gaubitsch, Diepolz, Großkadolz-Kellergasse und Seefeld, und daß sie auch nicht die merkwürdigen kennzeichnenden Kopfbedeckungen wie Kronen, Kreuzdiademe u. dgl. tragen. Dasselbe gilt schließlich für einen Stock bei *W u l l e r s d o r f* (Hula 1948, Tf. 25/10), wo eine nach 1600 entstandene figurale Freiplastik einer Pietà unter der kielbogenförmigen Abschrägung der Schaftabfasung vier maskenartige Köpfe mit Bärten und runden Mützen trägt. Es ist freilich hier ebenso wie bei dem hl. Rochus von Untermarkersdorf wahrscheinlich, daß die Plastik jünger ist als der Schaft, daß dieser noch aus dem 16. Jahrhundert stammt und ursprünglich einen Tabernakel getragen hat, der später verlorengegangen und durch eine von anderswo geholte, dem vierköpfigen Pfeiler „aufgepropfte“ Figur ersetzt worden ist.

Daß aber am Ende der Entwicklung bei den Köpfen doch wieder der Zug zum Schematisieren und Vereinfachen stand, zeigt der Bildstock vor dem Kloster Pernegg aus dem Jahre 1595 (Abb. 10, 25; Hula 1948, Tf. 10/20). Unter einem mit flachen Reliefs — Gekreuzigter zwischen den zwei Frauen — hl. Norbert — Muttergottes — hl. Andreas — bedeckten, von Stabwerk umrahmten und von einem geraden Pyramidenhelm bekrönten vollen Tabernakel trägt ein abgefaster Schaft in den kielbogenförmig geschwungenen Oberenden der Abfasung vier Köpfe. Diese gleichen einander vollkommen und sind durchaus maskenhaft-unnatürlich mit stark vorspringender Stirn, tiefliegenden Lochaugen, flacher Nase und affenartiger Mundpartie; die untere Hälfte der Gesichter umgeben breite halbkreisförmige Kragen, die durch Einschnitte in je sechs mit einem Knöpfchen besetzte rechteckige Lappen zerschlitzt sind.

Wenn die Köpfe an dem Bildstock in Pernegg geradezu ins Karikaturenhafte „entartet“ anmuten, so können sie auch nach der anderen Richtung „degenerieren“ und „abstrakt“ werden. Das Winzerkreuz südlich von Gubitsch, um 1500 entstanden (Berger im Druck, Abb. 15), trägt solcherart unter den oberen Enden der Schaftabfasung vier kugelförmig-glatte Knöpfe, die wohl nichts anderes sind als „abstrahierte“ Köpfe. Und östlich von Fuglau steht ein Maria-Dreieichen-Bildstock aus dem Jahre 1769, der am oberen Ende der Schaftabfasung kugelige Knäuel aus Akanthus-Blattwerk trägt — vielleicht auch noch eine Erinnerung an die Köpfe, die hier in vergangenen Epochen üblich waren.

Es wäre nun sehr verlockend, die Verbreitung der vierköpfigen Schäfte über die unnatürliche heutige Staatsgrenze hinweg nach Norden zu verfolgen, in das Gebiet von Südmähren, welches ja mit dem nördlichen Niederösterreich bis 1945 nicht nur eine landschaftliche und kulturelle, sondern auch volkliche und sprachliche weitgehende Einheit gebildet hat. Leider stößt dort eine systematische Forschungsarbeit zur Zeit auf Schwierigkeiten. Es ist mir nur ein einziges hieher zu stellendes Exemplar im Bild bekannt geworden, in Teltsch (Abb. 11)¹⁾, also bereits weit abseits im Bereich des mährischen Waldviertels gelegen. Dieser — noch der frühen Spätgotik angehörende — Lichtstock fällt auch durch seinen Aufbau stark aus dem Rahmen der übrigen, indem er nämlich gleich zweimal vier Köpfe trägt: je eine Vierergruppe um den Pfeiler herum einmal an der Basis des Tabernakels, noch über dem eigentlichen Schaft, und ein zweites Mal am Schaft selbst, aber diesmal am unteren Ende der Abfasung. Während aber die obere Gruppe — soweit es die etwas undeutliche Aufnahme erkennen läßt — eher

bewegt anmutet, ist die untere Gruppe besonders starr und maskenhaft. Auffällig sind die hohen spitzigen Mützen, die von Kopf zu Kopf verschieden zu sein scheinen.

Wie gesagt machen die Köpfe an den Schaftabfasungen der Licht- und Bildstöcke, zumindest was die zuerst beschriebene Gruppe mit urtümlich-maskenhaften Gesichtern anlangt, wie auch die basalen Köpfe des Teltscher Stocks, durchaus den Eindruck des „Romanischen in der Spätgotik“, des „aus der zeitlosen Tiefe der bildnerischen Volkskunst Emporgedrungenen“. Suchen wir nach Vergleichbarem in der Hochkunst, so müssen wir die ganze Gotik überspringen und in die wirkliche Romanik zurückgehen, in das Hoch- und Frühmittelalter. Dort freilich finden wir erstaunlich zahlreiche und ähnliche Parallelen. Besonders ein Typ überrascht uns: an manchen einfachen Pfeilergewänden hochromanischer Kirchenportale sind die der Tür zugewendeten Kanten ganz nach Art der gotischen Lichtstockpfeiler abgefast, und am oberen, bogig auslaufenden Ende der Abfassung sitzen in den Wölbungen Köpfe, maskenhaft, starr, primitiv, oft mit Vollbärten. Stief (1938) bringt derartige Beispiele aus Hainichen in Sachsen (S. 72, Abb. 21/22) und aus Dettwang in Franken (S. 72, Abb. 23/24); es kann aber auch die Innenkante des bekrönenden Rundbogens in der gleichen Art abgefast und an den Enden mit Köpfen besetzt sein, wie an der Kirche von Burgbernheim (S. 72, Abb. 32). In Österreich haben wir derartige Darstellungen am Südportal der Pfarrkirche in Rems bei St. Valentin aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts sowie am Westportal der Klosterkirche von Millstatt aus der Zeit um 1170. Diese — spätromanischen — österreichischen Beispiele, mit abgetrepten und z. T. ornamentierten Säulengewänden, sind freilich viel reicher ausgestattet als die von Stief angeführten Fälle, aber auch bei ihnen sitzen am oberen Ende der Säulen jene Maskenköpfe. Solche Köpfe finden wir an romanischen Kirchen auch neben den Portalen. z. B. in Eickel (Stief 1938, S. 72, Abb. 28), über und neben den Fenstern, z. B. in Dettwang (S. 72, Abb. 25, 26) und in Brendlorenzen (S. 72, Abb. 29), oder aber auch auf den Mauerflächen frei, z. B. in Haindorf (S. 72, Abb. 33), oder im Zusammenhang mit Bogenfriesen u. dgl., z. B. in Brendlorenzen (S. 72, Abb. 30). Vor allem die Westseite der Kirchen wird für solche Darstellungen bevorzugt.

Auch für den vierkantigen Pfeiler mit vier Köpfen an den oberen Enden der Kanten bringt Stief ein Vergleichsbeispiel aus der Hochromanik: den vom Anfang des 13. Jahrhunderts stammenden Taufstein in der Kirche von Selde bei Viborg in Dänemark (Stief 1938, S. 32, Abb. 1); auch hier sind die Köpfe plump, starr

und bärtig⁶⁾. Solche vierköpfige Taufbecken finden wir aber nicht nur im Norden, sondern auch im Süden. Vielleicht das eindrucksvollste Beispiel, aus rotem Kalkstein gefertigt, steht im Dom von Ferrara (Abb. 27). Die vier Köpfe sitzen hier isoliert am oberen Außenrand des Beckens; einer von ihnen hat einen Vollbart, die anderen sind bartlos. Alle vier Köpfe tragen reifenförmige Kronen, die mit dem Oberrand des Beckens glatt abschneiden und, von oben gesehen, mit Rosetten geziert sind, wobei die Krone des Vollbärtigen eine Vierpaß-Wirbelrosette trägt, die bereits spätgotisches Fischblasenmaßwerk vorausahnt. Etwas abweichend ist ein Weihwasserbecken aus weißem Marmor in der Abteikirche von Pomposa bei Ravenna (Mistrorigo o. J., S. 32, Abb. 2), aus dem 12. Jahrhundert stammend. Hier knien vier männliche Gestalten, den Rücken an die Außenwand geschmiegt, rings um das Becken, wobei deren Köpfe verschiedenartige Bärte tragen und im übrigen so betont herausgearbeitet sind, daß der übrige Körper nur als unwesentliches Anhängsel erscheint.

Ein weiteres, vielleicht noch eindrucksvolleres und räumlich näher gelegenes Vergleichsbeispiel ist erst vor wenigen Jahren anlässlich seiner Freilegung und Restaurierung bekannt geworden: der Schalenstein in der Stadtpfarrkirche von Karlstadt in Mainfranken (Hula 1970, S. 105, 123), den Ress (1963) noch als „Totenleuchte“ beschreibt. Es handelt sich um einen spätromanischen, aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts stammenden, achtkantigen Pfeiler, an dessen vier Eckkanten schmale Rundsäulen stehen; diese werden, unter der Deckplatte mit der schalenförmigen Vertiefung, von vier jugendlichen männlichen Köpfen bekrönt. Deren Gesichter sind „streng achsial, mit großen Augen geradeaus schauend“. Ress erwähnt dabei „mehrfach nachweisbare, die vier Himmelsrichtungen bezeichnende Masken an romanischen Taufbecken und Weihbrunnen“, ohne leider über deren Vorkommen nähere Angaben zu machen.

Wenn Stief in bezug auf diese Köpfe an romanischen Kirchen vermutet, sie seien „möglicherweise Darstellungen von Elementen des vorchristlichen gestaltenschauenden Volksglaubens“ bzw. „offenbar Heidengötter“, so bleibt er damit bei einer ziemlich allgemeinen Aussage. Wir sehen in der Regel in derartigen Köpfen Requisiten des Abwehrzaubers, Träger apotropäischer Kräfte. Dafür spricht,

⁶⁾ B a l t l (1965, S. 11) erwähnt ein Vierkopfkapitel aus dem 16. Jahrhundert an der Kanzel von St. Jakob in Villach und weist auch auf Maskenköpfe am Dom von Gurk, über dem Riesentor von St. Stefan in Wien und an der Pfarrkirche von Gräbern im Lavanttal hin (S. 9, Abb. 3). Hier sei auch noch auf die romanischen Köpfe an der Außenwand des Kirchenchors von Schöngrabern hingewiesen.

daß sie mit Vorliebe an Westtürmen, Westwerken und Westportalen auftreten. Die Westseite der Kirche ist nun einmal — im Gegensatz zu der geheiligten und heilbringenden Ostseite mit dem Altar — die unheilige, weltliche, von Dämonen bedrohte Seite. Vor allem gilt dies für die dort befindliche Eingangspforte. Es erscheint also erklärlich, daß an der Westseite und vor allem an und um das Tor sich die abwehrenden Maskenköpfe drängen. Aber auch die Position derartiger Köpfe an den Lichtsäulen scheint mir ähnlich kennzeichnend für Abwehrzauber: sie sitzen dort, wo der dem Boden, dem „Irdischen“, dem „Unteren“ verwachsene Schaft übergeht in den Tabernakel, den Sitz des Lichtes, des „Allerheiligsten“ des Lichtstocks, des „Himmlischen“ und „Oberen“; sie blockieren also gewissermaßen die aus dem Boden aufsteigenden unheiligen Kräfte. Das gleiche gilt vielleicht für die vier Köpfe an Taufstein und Weihbrunnbecken.

Ich habe an anderer Stelle (Berger im Druck) schon darauf hingewiesen, daß die an romanischen Bauwerken so häufigen und auffallenden Heils-Symbole aus dem Bereich des Volksglaubens und der Volkskunst — Rauten, Sonnenscheiben, Wirbelräder u. dgl. — in der Gotik aus der Hochkunst vorerst nahezu völlig verschwinden. Erst in der Spätgotik, eine Zeit allgemeiner stilistischer Unsicherheit und Unruhe, tauchen sie überraschend reich und mannigfaltig wieder „aus der Tiefe empor“ und nehmen nun in Maßwerk und Zierat einen bevorzugten Platz ein. Auch auf Licht- und Bildstöcken aus dem 16. und 17. Jahrhundert finden wir sie nicht selten. Die gegen 1500 hier — scheinbar ohne direkte Vorläufer — plötzlich auftauchenden apotropäischen Köpfe fügen sich also durchaus in den größeren Rahmen ein.

Damit bleibt gleichwohl noch die Frage offen, woher die isolierten Köpfe im allgemeinen und die mit vier solchen Köpfen besetzten Vierkantpfeiler im besonderen nun letzten Endes in die Kunst der abendländischen Romanik gekommen sind. Dieses Motiv erweist sich nun aber als seit ältesten Zeiten in unserem Raum bodenständig. Esperandieu & Lantier (1907—1955, erwähnt bei Baltl 1965) und Moreau (1958) führen eine Reihe von Beispielen aus dem keltischen Bereich an (Esperandieu & Lantier I, Nr. 493, Nr. 821, V, Nr. 3746, Nr. 4283, Baltl 1965, S. 9, 10, Abb. 4, Moreau 1958, Abb. 43); es handelt sich durchwegs um Pfeiler mit Köpfen an den vier Kanten oder Flächen oder um Säulen mit Köpfen an den vier Ecken der Kapitelle. Nicht selten in der keltischen Kunst ist auch das Motiv der vier im Vierpaß auf eine Kreisscheibe gelegten Köpfe, gewissermaßen die in die zweidimensionale Fläche projizierte Anordnung der vierköpfigen Säule oder des Vierkantpfeilers mit Köpfen (vgl. vor allem Moreau 1958, Taf. II). Ebenso wie der Vierkopfpfeiler tritt bezeichnenderweise auch die Scheibe mit den vier Köpfen im Vierpaß in unserer romanischen Kunst wieder auf, z. B. auf zwei Kremser Pfennigen aus der Zeit um 1200 (Berger 1967, S. 272, Abb. 108).

Das Motiv der isolierten — und offensichtlich zauberkräftig schützenden und abwehrenden — Köpfe läßt sich demnach also bis auf seine Wurzel zurückverfolgen, das heißt in diesem Fall bis auf die Zeit der Kelten. Damit fällt aber auch Licht auf ihre magische Bedeutung. Die Kelten waren, unbeschadet ihrer sonstigen Kulturhöhe, Kopffjäger aus religiösen Motiven. „Die Kelten pflegten die abgehauenen Köpfe ihrer Feinde in ihren Tempeln oder ihren Häusern aufzubewahren, ... Die ‚têtes coupées‘ sind ein sehr beliebtes Motiv in der Skulptur und Ornamentik des ganzen Keltengebietes. ... Der Kopf symbolisiert den Menschen und wird sogar oft in Statuen und Büsten absichtlich übergroß dargestellt.“ (Moreau 1958, S. 111). Grundgedanken der Kopffjägerie und des Kopfkults der Kelten war die Vorstellung, daß, wer den Kopf eines Feindes erbeutet, über die geistig-seelischen Kräfte des Geköpften Macht gewinnt, und daß die öffentliche Ausstellung von abgeschlagenen Köpfen die Kraft der Toten wirksam ausstrahlen läßt. Von derartigen realistischen Gebräuchen zum symbolischen Ersatz durch Steinskulpturen ist dann nur mehr ein kleiner, auch sonst oft begangener Schritt⁷⁾.

Es wundert uns demnach nicht, daß wir die isolierten Köpfe in Frankreich, vor allem in romanischer Zeit, noch viel häufiger finden als bei uns. Auch für den Pfeiler oder die Säule mit vier Köpfen dürften wir dort Vorbilder in reichlicher Zahl erwarten, wenngleich eine zusammenfassende Untersuchung darüber noch zu fehlen scheint. Als zufällig gefundenes Beispiel sei eine — aus dem 13. Jahrhundert stammende, zwischen spätromanisch-frühgotischen Knospen- und Palmettenkapitellen stehende — Säule im abgetreppten Gewände am Nordportal der Kathedrale St. Nazaire in Carcassonne erwähnt (Abb. 26), interessant auch deshalb, weil hier unter den vier Köpfen je ein Dreiblatt erscheint, ein altes Lebenssymbol also⁸⁾.

Das Motiv der „têtes coupées“ blieb nun keineswegs auf die keltische Welt beschränkt, vielmehr finden wir es auch in der bildenden Kunst verschiedener germanischer Völker im Mittelalter. Beispiele sind wiedergegeben bei Schaffran (1941, Taf. 53 a, b, 54 b, e) aus dem langobardischen Bereich in Oberitalien und bei Jenny (1943, Abb. 85, 94) aus Schweden (um 500) bzw. Schonen (6. Jahrhundert). Diese isolierten Köpfe der germanischen Kunst fallen ebenso wie ihre keltischen Vorläufer im allgemeinen durch ihr maskenhaft starres Aussehen auf. (Meist zugespitzt nach unten verlaufende dreieckige oder herzförmige Gesichtsform mit betonten Augenbrauenbögen und Backenknochen, massivem Kinn und „Zirkumflexmund“; vgl. Baltl 1965, S. 17, Moreau 1958, Taf. 38, 47, 49 u. a.). Dieselbe Charakteristik trifft auch weitgehend für die Köpfe unserer Romanik zu, darüber hinaus aber auch noch mehr oder weniger für die ältere, primitivere Gruppe unserer spätgotischen Bildstockköpfe. Die basalen Köpfe des Teilscher Lichtstocks beispielsweise wären, isoliert, von frühen keltischen Steinplastiken kaum zu unterscheiden.

Diese Erscheinung wird erklärlich, wenn wir bedenken, daß die Kelten in ihrer bildenden Kunst überhaupt in höchstem Maß zur Sche-

⁷⁾ Auch Troesch (1954, S. 10 f.) kommt zu dem Schluß, daß der Ersatz der überkommenen Architekturformen des Kapitells durch menschliche Köpfe in der romanischen Kunst ein keltisches Erbteil ist, seit dem 7./8. Jahrhundert in der Monumentalarchitektur auf keltischem Boden in Irland wieder auflebend und ins Mittelalter weiterwirkend.

⁸⁾ Dasselbe Portal trägt im Scheitel des ebenfalls abgetreppten Torbogens drei über- bzw. hintereinander gestaffelte „Têtes coupées“.

matisierung und Abstrahierung neigten, so daß z. B. auf ihren Münzen die naturalistisch-idealisierten griechischen Vorbilder zu völlig aufgelösten, wirr ornamentalen „abstrakten“ Kunstwerken werden (vgl. Moreau 1958, Taf. 88, 89, 91). Ähnliche Tendenzen zeigt auch die germanische Kunst, vor allem in ihrer abstrahierend-ornamentalen Spätphase, aber auch die bildende Kunst des abendländischen Mittelalters hatte eine sichtbare Neigung zu gleichsinnigem Schematisieren und Stilisieren, was wieder an den Münzbildern der Zeit besonders deutlich wird. (Vgl. Lange 1942, Taf. 16, 21, 43.) Erst in der Spätgotik und vor allem dann in der Renaissance wendet sich die bildende Kunst zum Naturalismus, zum individuellen Porträt, — eine Wandlung, die uns deutlich vor Augen tritt, wenn wir die Bildstöcke von Großharras und Haslach mit denen von Gaubitsch und Seefeld vergleichen.

Zugleich mit der mehr natürlichen, porträtartigen Gestaltung der Köpfe selbst beobachten wir deren deutlichere unterscheidende individuelle Kennzeichnung. Zwar waren die Vierergruppen von Köpfen schon in der Keltenkunst wie später in der Romanik meist in sich unterschiedlich gestaltet, bärtig und bartlos, jung und alt, männlich und weiblich gemischt, worauf Baltl (1965, S. 17) hinweist. Bei der älteren Typengruppe unserer Licht- und Bildstöcke erscheint diese Unterscheidung weniger klar ausgeprägt, um so deutlicher aber wird sie bei den Stöcken von Gaubitsch, Diepolz, Großkadolz-Kellergasse und Seefeld, wo zu den Unterschieden in Haar- und Barttracht nun noch spezifische Attribute treten wie Kronen, Kreuzdiademe und verschieden geformte Hüte. Gerade dieses Beiwerk wirft nun die Frage auf, ob hier nicht ein neuer, ursprünglich fehlender Gedanke Platz greift, neben den altüberlieferten Vorstellungen oder vielleicht sie mehr oder weniger verdrängend und ersetzend. Wir können nämlich an den vier genannten Bildstöcken mehr oder weniger übereinstimmend vier kennzeichnende Kopfbedeckungen unterscheiden: 1. Krone, 2. Kreuzdiadem⁹⁾, 3. reichverzierte Mütze oder Hut, 4. einfache Mütze. In Diepolz und Seefeld wie auch vermutlich in Großkadolz-Kellergasse folgen diese vier Kopfbedeckungen gegen den Uhrzeigersinn aufeinander, in Gaubitsch umgekehrt herum. Sollte dahinter vielleicht eine Darstellung der vier Stände stecken, wobei die beiden höheren jeweils durch ihre vornehmsten Mitglieder vertreten sind: Adel (König), Geistlichkeit (Bischof), Bürger, Bauer?

Die Vierzahl an sich zu erklären, dürfte demgegenüber kein Problem bilden. Denn abgesehen davon, daß die Zahl Vier für alle Naturbereiche die gegebene Einteilungsgrundlage bildet — Welt-

⁹⁾ Bei dem Bildstock in Seefeld sehen wir an Stelle des Kreuzes eine heraldische Lilie (Dreisproß = Lebensbaum); bei dem Lichtstock von Großkadolz-Kellergasse dürfte das Kreuz verloren gegangen sein, ursprünglich aber vielleicht das Gitterdiadem des Kopfes an der Nordost-ecke bekrönt haben.

richtungen, Tages- und Jahreszeiten, Mondphasen, Elemente, Menschen- und Weltalter —, ist eben die naturgegebene Gestalt eines zimmermannsgerecht zugehauenen Baumstamms der vierkantige Block.

Dort und da hält sich der maskenhaft stilisierte isolierte Kopf als Abwehrzauber im Bereich der Volkskunst auch noch in späterer Zeit, sei es etwa an fränkischen Fachwerkschnitzereien (vgl. Ritz o. J., Abb. 56) oder an oberösterreichischen Mehlkammer-Blockwänden, wo die geschnitzten Maskenköpfe die konkrete Aufgabe haben, das kostbare Mehl vor bösen Einflüssen zu beschützen (Burgstaller 1949; vgl. auch Kislinger 1963, S. 18/19)¹⁰⁾.

Der Standort der vierköpfigen Licht- und Bildstöcke im Rahmen der Ortschaften ist nicht einheitlich: in Seefeld, Diepolz, Nappersdorf, Ketzelsdorf und Gaubitsch stehen sie in der Ortsmitte, in Gaubitsch allerdings, wie erwähnt, angeblich nicht am ursprünglichen Standort. Die Stöcke von Großharras, Großkadolz und Pernersdorf stehen am Rand des Dorfes, derjenige von Untermarkersdorf etwas außerhalb, der andere von Großkadolz abseits des Dorfes in der Kellergasse. Die Stöcke von Haslach und Wullersdorf schließlich stehen weit außerhalb der Dörfer an alten Straßengabelungen; der Bildstock vor dem Kloster Pernegg, ebenfalls weit außerhalb der Ortschaft, stand ursprünglich sicher an anderer Stelle. Ist also der Standort dieser Stöcke unspezifisch, so ergibt sich anderseits ein deutlich abgegrenztes Verbreitungsgebiet: das mittlere und untere Pulkau-Talbecken und seine Nachbarschaft um den Buchberg herum mit Schwerpunkt um Mailberg (Karte Abb. 28). Hier liegen elf von den mir bekannten vierzehn Vorkommen; das zwölfte (Ketzelsdorf) ist etwas weiter nach Osten vorgeschoben, in Richtung der alten wichtigen Verkehrslinie Laa — Staatz — Poysdorf — Hohenau, das dreizehnte (Pernegg) liegt, etwas isoliert, weit im Westen im Quellgebiet der Pulkau, das vierzehnte schließlich, abweichend gestaltet, noch weiter im Nordwesten im mährischen Waldviertel (Teltsch).

Baltl (1965) versucht, ausgehend von einem vierkantigen vierköpfigen Prangerpfeiler aus Gratwein bei Graz aus der 2. Hälfte

¹⁰⁾ Hier sei noch auf ein weiteres seltsames Vorkommen von isolierten Köpfen hingewiesen. In der Stadt Zengg (Senj) ebenso wie in anderen Orten des kroatischen Küstengebietes finden wir an einer Reihe von Bürgerhäusern aus dem 16. Jahrhundert auf den Schlußsteinen über den Torbögen halbplastische, meist mehr oder weniger starre und maskenhafte Köpfe. Sie werden in der Regel als „Uskokenköpfe“ bezeichnet, stammen auch tatsächlich aus der Blütezeit der Meerusköken und tragen gelegentlich auch deutlich deren Volkstracht. Dennoch dürften sie aber mit einiger Wahrscheinlichkeit ähnlich apotropäische Bedeutung haben wie die Köpfe an den Portalen unserer deutschen romanischen Kirchen.

des 16. Jahrhunderts (Baltl 1965, S. 1, Abb. 1/2; 1957, S. 97, Tf. XVI, Abb. 53), das Problem des „vierköpfigen Steines“ von der Rechtsarchäologie her zu lösen. So verlockend Baltls Gedankengänge im einzelnen sind, und so dankbar wir ihm für die Zusammenstellung des reichen Vergleichsmaterials sein müssen, so können wir seinen Schlußfolgerungen doch nicht ganz beistimmen. Baltl selbst betont ja, daß ihm außer dem von Gratwein kein anderer vergleichbarer Pranger bekannt ist. Nun gibt es freilich auch einen vierköpfigen Pranger in Niederösterreich, nämlich den von Ispër vom Anfang des 17. Jahrhunderts, aber auch dieser ist ein Einzelfall ohne vergleichbaren Verwandtschaftskreis. Wenn wir nun feststellen, daß die Köpfe im allgemeinen und die vierköpfigen Pfeiler und Säulen im besonderen von der Keltenzeit her die ganze Romanik hindurch doch überwiegend einwandfrei mystisch-religiöse Bedeutung haben, und sich daran ihr immerhin nicht gerade seltenes Vorkommen an den spätgotischen Licht- und Bildstöcken im nördlichen Niederösterreich zwanglos anschließen läßt, so ergibt sich daraus doch wohl, daß die Verwendung von vierköpfigen Steinen im Rechtsbrauch nur eine Seitenlinie der Entwicklung darstellt, leicht erklärbar freilich aus dem sakralen Charakter des Rechtswesens in früheren Zeiten. Die beiden vierköpfigen Pranger unterscheiden sich übrigens in ihrer Konstruktion ganz wesentlich von unseren Weinviertler Licht- und Bildstöcken. Derjenige von Gratwein ist ein nicht abgefaster quadratischer Pfeiler, bei dem die Köpfe nicht an den Kanten, sondern in Rundbogennischen auf den vier Seitenflächen sitzen; derjenige von Ispër aber ist eine dicke, leicht wellig kanellierte Rundsäule, die über einem mit vier Löwen besetzten gegliederten Gesims einen obeliskartigen Aufbau trägt, an dem — unterhalb einer bekrönenden Löwenfigur — vier, in Renaissance-manier mit phantastisch-ornamentalen Vollbärten versehene, Maskenköpfe hängen.

Hier könnte noch der Pranger von Mauthausen angeschlossen werden: den vierkantigen Schaft überziehen nach der Art der deutschen Frührenaissance in halbplastischer Ausführung verschiedenartige Zierate, die weitgehend auf Symbole des Volksglaubens zurückgehen: Sonnenscheiben und Rosetten, Halbsonnen, Malkreuze, Dreispresse; bekrönt aber wird der Pfeiler von einem vierkantigen Obelisken, der, ebenso halbplastisch-flach gestaltet, auf jeder Fläche ein sehr roh ausgeführtes Gesicht trägt.

Zusammenfassung

Eine Gruppe von Licht- und Bildstöcken im nördlichen niederösterreichischen Weinviertel — vorwiegend aus der Zeit um 1500 — ist dadurch gekennzeichnet, daß in den oberen konkaven Ab-

schlüssen der Schaftabfasungen vier Köpfe sitzen, häufig mit Bärten und Mützen. Sie sind anfangs recht primitiv und maskenhaft-starr ausgeführt, werden dann bewegter, porträtähnlicher — und hier gelegentlich auch durch kennzeichnende Kopfbedeckungen unterschieden — und erstarren und verkümmern zuletzt wieder. Ihr Verbreitungsgebiet ist, recht scharf umgrenzt, das untere Pulkautal und dessen südliche Nachbarschaft, mit dem Schwerpunkt um Mailberg. Diese Köpfe sind meiner Ansicht nach als Träger bannender Zauberkräfte aufzufassen; sie lassen sich über die „Neidköpfe“ an romanischen Kirchen — vor allem an Westportalen — bis auf die „têtes coupées“ der Kelten zurückverfolgen.

Schrifttum:

- Baltl, H., Rechtsarchäologie des Landes Steiermark. Graz-Köln 1957.
derselbe, Der vierköpfige Stein. Ein Beitrag zur Prangerforschung. (Festschrift K. S. Bader. Köln-Graz 1965.)
Berger, W., Der Bildinhalt der hochmittelalterlichen Wiener und verwandten Pfennige in volkskundlicher Sicht. (Österr. Zeitschrift f. Volkskunde, Bd. 70/XXI, Wien 1967.)
derselbe, Volkskundliche Studien an Lichtstöcken und Bildsäulen der Spätgotik und Renaissance in Niederösterreich. (Unsere Heimat, im Druck.)
Burgstaller, E., Maskenschnitzerei an oberösterreichischen Bauernhäusern. (Volk und Heimat. Festschrift V. v. Geramb, Graz 1949.)
Espérandieu, E., & Lantier, R., Recueil général des bas-reliefs, statues et bustes de la Gaule Romaine. I—XIV, Paris 1907—1955.
Hula, F., Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs. Wien 1948.
derselbe, Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs. Ein Nachtrag. (Wiener Jahrb. f. Kunstgesch. 20 (24). Wien-München 1965.)
derselbe, Mittelalterliche Kultmale. Die Totenleuchten Europas, Karner, Schalenstein und Friedhofsoculus. Wien 1970.
v. Jenny, W. A., Die Kunst der Germanen im frühen Mittelalter. 2. Aufl., Berlin 1943.
Kislinger, M., Alte bäuerliche Kunst. Linz 1963.
Lange, K., Münzkunst des Mittelalters. Leipzig 1942.
Mistrorigo, T., L'abbazia di Pomposa. Bologna o. J.
Moreau, J., Die Welt der Kelten. Stuttgart 1958.
Ress, A., Die romanische Totenleuchte von Karlstadt im Main. (Jahrb. Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege 22/23, 1961/63, München 1963.)
Ritz, J., Deutsche Volkskunst: Franken. Weimar o. J.
Schaffran, E., Die Kunst der Langobarden in Italien. Jena 1941.
Stief, W., Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen und auf Werken der Volkskunst. Leipzig 1938.
Troescher, G., Ein bayerisches Kirchenportal und sein Bilderkreis. (Zeitschr. f. Kunstgesch., München 1954.)

Abbildungsbeschreibung

Abb. 1—25: Licht- und Bildstöcke aus dem niederösterreichischen Weinviertels (und seiner Nachbarschaft) mit Köpfen in den oberen Schaftabfasungen.

Abb. 1: Großharras (östlicher Ortsrand).

Abb. 2: Ketzelsdorf (Ortsmitte).

Abb. 3: Haslach (nördlich der Ortschaft).

Abb. 4: Großkadolz (nördlicher Ortsrand).

Abb. 5: Gaubitsch (Ortsmitte).

Abb. 6: Pernersdorf (westlicher Ortsrand).

Abb. 7: Diepolz (Ortsmitte).

Abb. 8: Großkadolz (Kellergasse nördlich der Ortschaft).

Abb. 9: Seefeld (Ortsmitte).

Abb. 10: Pernegg (vor dem Kloster).

Abb. 11: Teltsch.

Abb. 12: Großharras (Westseite).

Abb. 13: Ketzelsdorf (Südseite).

Abb. 14: Haslach (Westseite).

Abb. 15: Großkadolz-Ort (Südseite).

Abb. 16/17: Gaubitsch (Nordecke mit „König“ und Südostseite mit „Bauer“ und „Bischof“).

Abb. 18/19: Diepolz (Westseite mit „König“ und „Bischof“ und Ostseite mit „Bürger“ und „Bauer“).

Abb. 20/21: Großkadolz-Kellergasse (Ostseite mit „König“ und „Bischof“ und Westseite mit „Bauer“ und „Bürger“).

Abb. 22/23: Seefeld (Südseite mit „König“ und „Bischof“ und Westseite mit „Bauer“ und „König“).

Abb. 24: Untermarkersdorf (Westseite).

Abb. 25: Pernegg (Südseite).

Abb. 26: Carcassonne, Kathedrale St. Nazaire, Nordportal.

Abb. 27: Ferrara, Dom, Taufbecken.

Karte: Verbreitung der Licht- und Bildstöcke mit Köpfen in den Schaftabfasungen.

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum für Volkskunde 1970

A. Verein

Der Verein für Volkskunde in Wien hielt am 26. März 1971 seine Ordentliche Generalversammlung 1971 ab. Die Tagesordnung enthielt

1. Jahresbericht des Vereines und des Österreichischen Museums für Volkskunde

(Bericht des Museums siehe B.)

Zu Beginn des Vereinsberichtes über das Jahr 1970 war zunächst über die

a) Mitgliederbewegung

Rechenschaft abzulegen. Der Verein konnte mit Ende des Jahres 1970 einen Stand von 535 Mitgliedern verzeichnen (1 Ehrenmitglied, 29 Korrespondierende Mitglieder, 1 Stiftendes Mitglied und 504 ordentliche Mitglieder). Diese Zahl bedeutet gegenüber dem Vorjahr einen leichten Rückgang der Mitgliederzahl (5), der mit der besonders hohen Zahl von Todesfällen und mehreren Mitgliederstreichungen zu erklären ist.

Durch Tod hat der Verein für Volkskunde 1970 seine Mitglieder Dr. Ing. Fritz Fahringer, Pürgg/Ennstal (1968), Dr. Viktor Flieder, Wien (1963), Schuldirektor Ludwig Fober Kleinengersdorf/NÖ. (1960), Schuldirektor Anton Fritz, Tschagguns/Vbg. (1959), Magister Ernst Gastegger, Murau/Stmk., Direktor Hans Gielge, Bad Aussee/Stmk., Friedrich Kumhofer, Neubau/NÖ. (1963), Gutsverwalter i. R. Walter Rotter, Baden/NÖ. (1966), Museumsdirektor Dr. Gilbert Trathnigg, Wels (1967), Schulrat Hubert Trost, Gleisdorf/Stmk. (1966) verloren. Verspätet hat der Verein Nachricht vom Tod seines Ehrenmitgliedes Univ.-Prof. Giuseppe Vidossi († 1969), Turin, bekommen. Der Präsident des Vereines würdigte in der Generalversammlung Leben und Schaffen der elf verstorbenen Vereinsmitglieder, unter denen die Zahl der Eigentümer und Betreuer von volkskundlichen Sammlungen und Museen bestürzend groß ist.

Acht Mitglieder legten im vergangenen Jahr ihre Mitgliedschaft zurück, weitere sechs sind unbekanntes Ortes verzogen und somit für den Verein nicht mehr erreichbar gewesen (Grete Bauer, Wien; Irntraut Goessler, Wien; Prof. Dr. Wolfgang Pfandler, Innsbruck; Katharina Riese-Dox, Wien; Ulrike Risak, Wien; Leopoldine Zenzinger, Wien). Auf Grund eines ordnungsgemäßen Beschlusses des Vereinsausschusses wurden ferner zwölf Mitglieder wegen mehr als dreijährigen Beitragsrückständen aus dem Mitgliederverzeichnis gestrichen.

Den insgesamt 37 Abgängen von Vereinsmitgliedern im Jahr 1970 stehen für den gleichen Zeitraum 32 Neuanmeldungen gegenüber. Dieser

Zugang ist sehr erfreulich, da es sich bei den neuen Vereinsmitgliedern durchwegs um Personen handelt, die ohne besondere Werbeaktionen des Vereines auf unsere Tätigkeit aufmerksam geworden sind. Nach außen hin bekundet sich die Vereinstätigkeit besonders in den

b) Vereinsveranstaltungen,

die auch 1970 in monatlichen Abständen durchgeführt werden konnten. Die Vereinsleitung war bestrebt, das Programm möglichst vielseitig zu gestalten. Es fanden statt am:

25. Jänner 1970: 23. Studienfahrt nach Steyr zur Besichtigung des Steyrer Heimatmuseums und zum Besuch des „Steyrer Kripperlspiels“.

20. Februar 1970: Vortrag Kustos Dr. Maria Kundegaber, Wien: „Die Egerländer Volkstrachten“.

13. März 1970: Ordentliche Generalversammlung 1970. Im Anschluß daran Vortrag Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt: „Die dritten 25 Jahre des Österreichischen Museums für Volkskunde“ und Empfang für die Vereinsmitglieder anlässlich des 75jährigen Vereinsjubiläums in den Räumen der Museumsaußenstelle Sammlung Religiöse Volkskunst im ehemaligen Ursulinenkloster.

17. April 1970: Vortrag Dr. Hans Griessmair, Bozen: „Zum Stand des volkskundlichen Musealwesens in Südtirol“.

22. Mai 1970: Filmabend: „Volksbräuche der Pfingstzeit (Vogelschießen in Marne, Ringstechen und Ringreiten in Marne-Neuenkoogsdeich, beide Holstein, und Pflingstritt in Wurmlingen, Württemberg)“.

13. Juni 1970: 24. Studienfahrt in das Waldviertel mit Besuch des Schlosses Greillenstein (Sammlung für Strafrechtspflege) und der Hinterglasmalerei-Ausstellung im Stift Geras.

18. bis 20. September 1970: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich in Ysper mit dem Thema „Brauchtum und religiöse Volkskunde im südlichen Waldviertel“. Veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk in Zusammenarbeit mit dem Verein für Volkskunde.

16. Oktober 1970: Vortrag Dr. Helene Grönn, Linz: „Zehn Jahre Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde in Niederösterreich“.

26. Oktober 1970: Eröffnungsführung Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt durch die Ausstellung „Seit Adam und Eva. Liebe, Hochzeit und Ehe in der österreichischen Volkskunst“ des Österreichischen Museums für Volkskunde.

13. November 1970: Vortrag mit Filmvorführung Dr. Walter Kunze, Mondsee: „Der Mondseer Einbaum“.

4. Dezember 1970: Vortrag Dr. Sepp Walter, Graz: „Die steirischen Lebzelter und Wachszieher — Geschichte und Gegenwart“.

c) Vereinspublikationen

Die periodische Publikation des Vereines, die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“, ist seit 1970 im XXIV. Jahrgang der Neuen Serie (73. Band der Gesamtreihe) regelmäßig mit vier Heften und mit einem Gesamtumfang von 320 Seiten sowie zahlreichen Abbildungen erschienen. Die Zahl der Zeitschriftenbezieher betrug mit Jahresende 711, das ist um eins weniger als im Vorjahr. Den 366 Mitglieder- und Direktabonnements stehen 122 feste Buchhandelsbestellungen, 200 Tausch- sowie 23 Pflicht- und Bibliotheksexemplare gegenüber. Die Auflage der Zeitschrift beträgt weiterhin 900 Exemplare.

Ständige Kostensteigerungen bei der Herstellung der Zeitschrift verursachen beträchtliche Schwierigkeiten bei der Finanzierung dieser Publikation. Die Vereinsleitung hat im Jahr 1970 alles unternommen, um eine ausgeglichene Gebarung sicherzustellen. Die Abgänge bei der Zeitschrift konnten mit Kostenzuschüssen seitens des Kulturamtes der Stadt Wien, der Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark und Vorarlberg sowie des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs ausgeglichen werden. Der Präsident dankte in der Generalversammlung den öffentlichen und gemeinnützigen Subventionsträgern für die auch im vergangenen Jahr gewährte Unterstützung.

Das Nachrichtenblatt des Vereines, „Volkskunde in Österreich“, dessen Kosten zur Hälfte aus den Mitgliedsbeiträgen und zum anderen Teil aus einer weiteren Druckbeihilfe des Notringes bestritten werden, wurde 1970 im 5. Jahrgang herausgebracht und in abermals zehn Folgen an die Mitglieder versandt.

Gemäß eines Beschlusses des Vereinsvorstandes wurde 1970 die Bearbeitung eines Gesamtverzeichnisses der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ Neue Folge Bd. I/50, 1947, bis XXV/74, 1971, in Auftrag gegeben. Zusätzlich zum Titelverzeichnis werden auch Personen-, Orts- und Sachregister erarbeitet werden, die den Inhalt der mehr als 5000 Seiten umfassenden 25 Jahrgänge der Neuen Serie erschließen.

d) Förderung anderer volkskundlicher Veröffentlichungen

Vor Weihnachten 1970 ist die 4. Folge der im Auftrag des Vereines für Volkskunde vom Notring der wissenschaftlichen Verbände herausgegebenen „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ erschienen. Der neue Band enthält das Verzeichnis aller österreichischen volkskundlichen Neuerscheinungen aus dem Jahr 1968. Folge 5 (1969) befindet sich inzwischen schon in Druck; Folge 6 (1970) ist in Vorbereitung, so daß die regelmäßige Fortsetzung dieses von der Fachkritik überall günstig aufgenommenen Nachschlagewerkes gesichert erscheint.

Nach mehreren nicht beim Verein gelegenen Verzögerungen sind im vergangenen Jahr auch die Bücher von Norbert Wallner, „Deutsche Marienlieder der Enneberger Ladiner (Südtirol)“, und von Peter Simhandl, „Bühne, Kostüm und Requisit der Paradeisspiele“, erschienen, die über Antrag des Vereines für Volkskunde vom Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs finanziell unterstützt bzw. in den Verlag genommen worden sind.

2. Kassenbericht 1970

Dem Rechnungsbericht 1970, der der Generalversammlung vom Vereinskassier Ing. Franz Maresch zur Kenntnis gebracht wurde, konnte entnommen werden, daß die laufenden Ausgaben für die statutengemäßen Vereinsaufgaben aus den Mitgliedsbeiträgen gedeckt werden konnten. Die Zeitschrift stellt dagegen einen Defizitposten dar, der, wie oben berichtet, jedoch aus Kostenzuschüssen aus der Wissenschaftsförderung der öffentlichen Hand gedeckt werden konnte. Auf Antrag der beiden Rechnungsprüfer Prof. Dr. Stephan Löschner und Frau Doktor Martha Sammer hat die Generalversammlung dem Vereinskassier die Entlastung erteilt und ihm mit Beifall für die abermals sehr umfangreiche ehrenamtliche Arbeit gedankt.

3. Bestellung der Mitglieder des Vorstandes, des Ausschusses und des Kontrollorgans

Nach Ablauf der Funktionsperiode der Vereinsorgane hatte die Generalversammlung für die nächsten drei Jahre 1971 bis 1974 den Vereinsausschuß, Vereinsvorstand und das Kontrollorgan neu zu wählen.

Zu diesem Tagesordnungspunkt war von einem Vereinsmitglied ein Antrag eingebracht worden, der eine Abänderung der bisher geltenden Statuten betr. die Funktionsdauer der Vereinsorgane und den Wahlmodus in der Generalversammlung zum Inhalt hatte. Der Antrag wurde nach reiflicher Diskussion von der Generalversammlung einhellig mit drei Gegenstimmen abgelehnt. In der anschließenden Wahl wurde der eingebrachte Wahlvorschlag einstimmig angenommen:

Vorstand:

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Wien

1. Vizepräsident: Staatssekretär a. D. Hochschulprofessor i. R.

Dr. Karl Lugmayer, Wien

2. Vizepräsident: Landtagspräsident Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, Graz

Generalsekretär: Wiss. Oberkommissär Dr. Klaus Beitzl, Wien

Kassier: Ing. Franz Maresch, Wien

Ausschuß:

Direktor Dr. Hans Aurenhammer, Wien

Hofrat Hochschulprof. Dr. Ernst Burgstaller, Linz

Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Innsbruck

Univ.-Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer, Wien

Kustos Dr. Maria Kundegraber, Graz-Stainz

Ministerialrat Prof. Dr. Hermann Lein, Wien

Univ.-Prof. Dr. Franz Loidl, Wien

Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni, Wien

Hauptschuldirektor Franz Schunko, Wien

Prof. Dr. Richard Szerelmes

Kooptierte Ausschußmitglieder:

Dr. Helene Grönn, Linz

Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Klagenfurt

Senatsrat Museumsdirektor Dr. Friederike Prodingler, Salzburg

Wiss. Oberkommissär Dr. Emil Schneeweis, Wien

Kontrollorgan (Rechnungsprüfer):

Prof. Dr. Stephan Löscher, Wien

Prof. Dr. Martha Sammer, Klosterneuburg

Museumsausschuß:

Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde

Wiss. Oberrat Dr. Hans Aurenhammer, Direktor der Österreichischen Galerie

Wiss. Oberkommissär Dr. Klaus Beitzl, Österreichisches Museum für Volkskunde

4. Korrespondierende Mitglieder

Die Generalversammlung hat die vom Vereinsausschuß gewählten Korrespondierenden Mitglieder im Inland: Professor Anton Anderluh, Klagenfurt, Univ.-Prof. DDDr. Nikolaus Grass, Innsbruck; und im Ausland: Museumsdirektor i. R. Dr. Walter Borchers, Osnabrück, und Univ.-Prof. Dr. Fritz Krüger, Mendoza (Argentinien), einstimmig bestätigt.

5. Resolution über Museumserweiterung

Mit dem Ziel, das gegenwärtig aktuell gewordene Projekt für eine Erweiterung des Österreichischen Museums für Volkskunde in der Öffentlichkeit zu unterstützen, hat die Generalversammlung einstimmig folgende Resolution gefaßt:

„Der Verein für Volkskunde in Wien widmet sich seit seiner Gründung im Jahre 1894 dem Aufbau und der Pflege der wissenschaftlichen Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Österreichs und der in den Sammlungen des vom Verein 1896 begründeten Österreichischen Museums für Volkskunde wesentlich vertretenen Gebiete Europas. Der Verein gehört somit zu den ältesten wissenschaftlichen Gesellschaften seiner Art. Seine Hauptaufgabe liegt heute in der Herausgabe des seit 75 Jahren erscheinenden zentralen österreichischen Fachorgans, der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“, sowie in der Betreuung eines monatlichen Korrespondenzblattes, in der Fortführung eigener Publikationsreihen und in der Besorgung der jährlichen „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“.

Die Statuten weisen als Vereinszweck ausdrücklich auch die weitere Förderung des Österreichischen Museums für Volkskunde auf, dessen umfangreiche Sammlungen bis heute im Eigentum des Vereins für Volkskunde verblieben sind, obgleich der materielle Aufwand für die Erhaltung und den ständigen Ausbau der Sammlungen zusammen mit dem Unterhalt des wissenschaftlichen, technischen und Aufsichtspersonals seit langem vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (zuvor Bundesministerium für Unterricht) getragen werden. Die Förderung des Museums durch den Verein beruht gegenwärtig vor allem auf der Vermittlung von erfreulich zahlreich eingehenden Widmungen, Stiftungen und Vermächtnissen. Neben dieser Vermehrung der Sammlungen unterstützt der Verein auch ideell alle Bestrebungen der Museumsdirektion, die auf eine räumliche Ausweitung des seit dem Jahre 1917 im historischen Gartenpalais Schönborn, Wien VIII, untergebrachten Museums hinzielen.

Zu wiederholten Anlässen mußte auf die von Jahr zu Jahr drückender werdende Raumnot des Museums hingewiesen werden, die allein durch das Anwachsen des Sammlungsinventars auf den bald dreifachen Umfang der Bestände des Jahres 1917, die damals schon das ganze Haus ausfüllten, veranschaulicht wird. Jede ausgreifende Ausstellungstätigkeit ist heute bereits unmöglich gemacht; die Fortsetzung einer kontinuierlichen Sammeltätigkeit, die in immer stärkerem Ausmaß auch die volkskulturellen Zeugnisse des kleinbürgerlichen und des Arbeitermilieus der Städte des 19. und 20. Jahrhunderts zu berücksichtigen hat, wie auch die ordnungsmäßige Durchführung der ständig notwendigen konservatorischen Arbeiten erscheinen immer mehr in Frage gestellt. Hinzukommt auch der in den letzten beiden Jahrzehnten stark betriebene Ausbau der wissenschaftlichen Dokumentation: Fachbibliothek (22.000 Nummern und etwa 500 Zeitschriften), Photothek (50.000 Nummern), Handschriften-, Umfragen- und Zeitungsarchiv, Sammlungskartei (85.000 Blätter) mit mehreren Verweiskarteien, die ihrerseits in rasch zunehmendem Ausmaß Stell- und Benützerräume beanspruchen.

Die von der Museumsdirektion seit mehr als zwei Jahrzehnten wiederholt betriebenen Pläne zur Lösung der dringenden Raumfrage durch Einbeziehung des während des letzten Krieges in unmittelbarer Nachbarschaft zum Museum im Schönborn-Park, Wien VIII, errichteten und

heute ungenützten Bunkers in den Museumsbereich wurden unlängst in ein neues Licht gerückt. Auf neuerliche Anfrage der Museumsdirektion beim Kulturredamt bzw. bei der Magistratsabteilung 42 der Gemeinde Wien (Zl. 1096/70 vom 2. 6. 1970) wurde im Gegensatz zu früheren Bescheiden festgestellt, daß der Bunker nicht der Gemeinde Wien, sondern dem Bund gehöre. Angesichts dieser neuen Situation ist die Museumsdirektion unverzüglich an das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung herangetreten, mit der Bitte, eine Museumserweiterung durch Ausbau und Adaptierung des Bunkers, d. h. 1. Überbauung des Bunkers mit einer eingeschossigen Ausstellungshalle — ähnlich der Planung der Volkshochschule Favoriten im Arthaberpark — und 2. Einrichtung der unterirdischen Räume als Museumsdepot und Studiensammlung in Betracht zu ziehen.

Aus der Einsicht heraus, daß durch dieses Museumsprojekt auf lange Sicht alle Raum- und Organisationsprobleme des Österreichischen Museums für Volkskunde eine sachlich richtige und wirtschaftlich vertretbare Lösung finden könnten, und in der Überzeugung, daß durch diese Erweiterung und Modernisierung des Museums der 8. Wiener Gemeindebezirk, der in den letzten Jahren durch die Verlegung von Universitätsinstituten und durch die Errichtung des Hauses des Buches stärker in den inneren Kreis des Wiener Kulturlebens gerückt worden ist, einen weiteren bedeutenden Akzent erhalten würde, hat der Verein für Volkskunde in seiner Ordentlichen Generalversammlung vom 26. März 1971 einstimmig beschlossen, die von der Direktion des Österreichischen Museums für Volkskunde an das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung herangetragenen Pläne zur Erweiterung des Museums nach Kräften zu unterstützen und das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Form dieser Resolution zu bitten, dem Projekt alle Förderung zukommen zu lassen und den Erfolg der Bemühungen der Museumsdirektion sicherzustellen insbesondere durch

1. Abschluß des laufenden Verfahrens zur Ermittlung der Eigentumsrechte des Bundes am Bunker im Schönborn-Park, Wien VIII,
2. Vornahme der notwendigen Flächenumwidmung für die Zwecke des Österreichischen Museums für Volkskunde und
3. Finanzierung des zwischen der Museumsdirektion und den zuständigen Behörden auszuarbeitenden Planes für die Überbauung des Bunkers mit einer Ausstellungshalle und für die Adaptierung der unterirdischen Räume als Museumsdepot und Studiensammlung; zugleich auch Bergungsraum für den Krisenfall.“

Die Resolution wurde dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und in jeweils einer Kopie den Bundesministern Dr. Hertha Firnberg, Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, und Josef Moser, Bundesministerium für Bauten und Technik, übersandt.

*

Im Anschluß an die Generalversammlung sprach Dr. Emil Schneeweis, Wiss. Oberkommissär am Österreichischen Museum für Volkskunde, über „Vielfalt in Form und Funktion. Die weite Welt der kleinen sakralen Baudenkmäler“. Der von zahlreichen ausgesuchten Lichtbildern niederösterreichischer Wegsäulen und Bildstöcke begleitete Vortrag, wurde von den Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen.

Klaus Beitzl

B. Museum

Das Museum für Volkskunde hat im Berichtsjahr 1970/71 eine gewisse personelle Bewegung zu verzeichnen gehabt. In der Bibliothek trat an die Stelle von Frau Dr. Maria Kundegraber, die nach Graz ging, Herr Dr. Emil Schneeweis. In der Photothek wurde Frau Elfriede Lies, die sich an das Institut für Verhaltensforschung versetzen ließ, durch Herrn Hans Gruber ersetzt. Den beiden abgegangenen Beamtinnen, die viele Jahre hindurch am Aufbau der Sammlungen des Museums tätig mitgewirkt haben, wurde der Dank der Museumsdirektion ausgedrückt.

Die Hauptsammlung des Museums umfaßte am Ende des Jahres 1970 65.774 Inventarnummern. 192 davon sind durch Widmung ins Haus gekommen. Die Bibliothek hatte einen Zuwachs von 435 Nummern zu verzeichnen und erreichte einen Stand von 21.083 Nummern. Die Photothek wies einen Stand von 50.000 Positiven auf, von denen 1535 im Jahr 1970 hereinkamen, sowie 48 Negative und 409 Diapositive. Hier ist besonders Herrn Primarius Dr. Jesserer zu danken, der bei seiner Aufnahme der Hinterglasbilder die Zweitstücke seiner vorzüglichen Farbdias dem Museum überlassen hat. Was den Besuch betrifft, so waren in allen drei Häusern des Museums zusammen 10.137 Besucher zu verzeichnen. An Einnahmen konnte das Museum insgesamt 264.753 Schilling buchen, wobei der Hauptanteil dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung zu verdanken ist.

Was manuelle Arbeiten am Museum betrifft, so ist vor allem die Sicherung der Gartenseite des Hauptgebäudes durch neue starke Eisengitter zu verzeichnen, durch die nunmehr sämtliche Glasflächen und Glastore im Erdgeschoß gesichert sind. In der Hauptsammlung wurde die Abteilung Wallfahrtswesen neu gestaltet, mit beleuchtbaren Wandvitriinen. Auch in anderen Räumen wurde die Beleuchtung der Wandvitriinen fortgesetzt. Die ehemaligen Vergleichsräume im Erdgeschoß wurden, wie bereits ausführlich berichtet, zu der neuen Abteilung „Seit Adam und Eva“ umgestaltet. Die Eröffnung der Neuaufstellung durch Herrn Ministerialrat Dr. Leopold Obermann erfolgte am 26. Oktober 1970. Für diese Neuaufstellung wurde ein eigenes Plakat nach einem Dreißigheiligenblatt der Andachtsbildsammlung des Museums gestaltet, das von Sammlern so ausgiebig erworben wurde, daß überhaupt keine Exemplare mehr verblieben sind.

Was Ausstellungen betrifft, so ist vor allem die umfangreiche Kollektion „Osteuropäische Volkskunst“ zu erwähnen, die vom 3. April bis zum 10. Mai 1970 im Museum des XX. Jahrhunderts gezeigt wurde, und die anschließend durch Herrn Dr. Adolf Mais als Leihgabe nach Schloß Kittsee überführt wurde. An Fremdausstellungen wurden mit Leihgaben besichtigt: Hinterglasmalerei-Ausstellung im Stift Geras, N. Ö., Schiffermuseum Greinburg, O. Ö., Krippen im Salzburger Museum Carolino-Augusteum. Letztere Ausstellung wurde von Dr. Mais gemeinsam mit dem Aufsehern Kainz und Utz gestaltet. Herr Alexander Kainz war dabei zum letzten Male an einer Ausstellung des Museums beteiligt und ist dann aus Altersgründen in Pension gegangen. Er hat mehr als ein Vierteljahrhundert kenntnisreich und stets bemüht am Aufbau unserer Sammlungen und Ausstellungen mitgearbeitet, wofür ihm der Dank der Museumsleitung ausgesprochen wurde.

Leopold Schmidt

Bericht über das 3. Internationale Hafnerei-Symposium
(Handwerkliche Keramik aus Mitteleuropa) in St. Justina (Osttirol)

vom 5. bis 13. September 1970

Referate

1. Alfred Höck, Marburg. Sozialgeschichtliche Skizze des Töpferorts Wittgenborn (Kreis Gelnhausen). (Problem des Pauperismus — Einzelheiten aus den sozialen Verhältnissen — Überproduktion — max. 99 Mstr. im 19. Jh. — kaum belegte Stücke.)
2. Ingolf Bauer, Berlin. Zunftgerät und zünftisches Verhalten der Hafner in Ansbach (Fahne — Lade — Herberge — Hauszeichen — Almosen — Regelung des Verhaltens durch Vorschrift und „Gewohnheit“).
3. Vladimír Scheufler, Prag. Kataster des 17. und 18. Jh. in Böhmen (verschiedene Ergiebigkeit für keramische Forschung — Quellenkritik — Steuersätze — Viehstand — Kartogramme — Niveauezahlen — Stadthandwerk).
4. Paul Stieber, München. Hafner-Ordnungen aus Altbayern. (Quellen-Sammlung — Intensiv-Verzettelung — Vokabular — materieller Inhalt — Anschauungen — Gegensatz Stadt: Land — Methoden — Aussichten — Ordnungen aus anderen Landschaften.)
5. Hermann Steininger, Wien. Formprobleme ma. und frühz. Keramik in Österreich. (Ungenügende Materialdichte — Zufälle — „einzelne“ Stücke — regional unterschiedliche Zeitphasen.)
6. Hermann Steininger, Wien. Keramik in Bildquellen des 15. und 16. Jh. in Österreich. (Tafelmalerei — Plastik — andere — Quellenkritik — Materialdichte — Signal — Realität — Synchronisierung mit Objektfunden.)
7. Ingolf Bauer, Berlin. Über die Schaffung einer Zentralkartei für Sachvolkskunde (ZkS). (Zweck — Auswahl der Stücke — Kriterien — Methodik — Mitarbeiter — Technik — Kalkulation — Finanzierung — Organisation.)
8. Vladimír Scheufler, Prag. Überblick über neue Forschungen und Ausgrabungen. (Rekonstruktion ma. Brennöfen — Brennversuche — max. Temperatur — Temperaturzonen — Reduktion; chem. Analysen — Unsicherheit; plast. Bodenmarken in Böhmen 8.—14. Jh. — über 100 gefunden — geometrisch — Chronologie unergiebig — Rechtsverhältnisse? Wüstungen in Böhmen — über 6000 bekannt — regionale Verteilung — hinweisende Orts- und Flurnamen.)
9. Alfred Höck, Marburg. Funde älterer Scherben in einer Bruchgrube in Dreihausen (Kreis Marburg). (Bisher nur braunes Steinzeug bekannt bzw. beachtet — neu gefundene irdene Scherben, rauh und/oder glasiert — Ofenkacheln? — „Pingsdorfer“ Dekor im 15./16. Jh.?)
10. Vladimír Scheufler, Prag. Böhmsche Fayencen seit dem 15. Jh. (Herstellungsorte — Kartogramme — Merkmale — Funde.)
11. Paul Stieber, München. „Hinweisende“ Ortsbezeichnungen. (Definition — Quellen — Wurzelwörter — Mehrdeutigkeit — Ergiebigkeit von Quellen — Quellenkritik — Kartierung, zusammen mit belegten Orten — überraschende Häufigkeit — Flurnamen nach Gefäßbezeichnungen — Verifizierung — Falsifizierung.)

Podiumsdiskussion in Lienz

Bauer / Höck / Scheufler / Steininger / Stieber auf Einladung des Rotary-Clubs Lienz. (Aufgaben und Methoden keramischer Forschung — warum überhaupt? — wie? — Probleme — Ästhetik — Volkskunde — Forschungsstand und Sammlungsstand im deutschen Sprachraum — in anderen Ländern — speziell im Pustertal — Methoden — Zweck des Symposions — Objekte — Archivalien — Bildquellen — Funktionen — Soziologie von Herstellern, Händlern und Verbrauchern — Großzahlforschung.)

Exkursionen: Kristein, Villgraten, Defreggen, Aguntum, Lienz.

Allgemeine Ergebnisse: Am Schluß des Treffens herrschte übereinstimmend die Ansicht, daß es sich, ebenso wie die 1968 und 1969 vorangehenden, gelohnt habe. — Deutlich wurde dieses Mal, daß die individuellen Fragenkataloge, die sich aus den persönlichen Arbeitsgebieten gebildet haben, den anderen Teilnehmern geläufig zu werden beginnen; das bedeutet praktisch, daß ein Spektrum von Fragen wirksam wird, das sehr viel weiter reicht als ein durch einen Einzelnen geschaffenes und daß das „team work“ beginnt, Früchte zu tragen. Angesichts des Mißverhältnisses zwischen der Größe der Aufgabe einerseits und den geringen Kräften andererseits ist die quantitative Seite dieses Effekts — Rationalisierung der Arbeit — zur Zeit besonders wichtig.

Spezielle Ergebnisse: Zu jedem gehaltenen Referat konnten die anderen Teilnehmer eine Fülle von Ergänzungen und Hinweisen liefern; soweit das „aus dem Kopf“ geschah, ist die Nachlieferung von Belegen (Bildern, Photokopien, Zetteln usw.) sofort nach dem Symposion in Gang gekommen; diese können in den schriftlichen Fassungen noch berücksichtigt werden.

Publikation: Gemeinsame Publikation der vorgelegten Referate ist geplant; diejenigen Referate von 1968 und 1969, die bisher nicht gedruckt sind, sollen dabei aufgenommen werden, ebenso ein auf dem Volkskunde-Kongreß in Detmold, Oktober 1969, gehaltenes Referat über „Ziele und Methoden des DHA“ (Stieber). — Die Diss. von Bauer über Hafnergeschirr aus Treuchtlingen ist im Druck (Deutscher Kunstverlag) und wird im Frühjahr 1971 erscheinen. — Erschienen ist (DKV): Jana Kybalová, Holitscher Fayence. — Die noch nicht abgeschlossene Arbeit von Stieber über „Hafnergeschirr aus Altbaiern“ soll (DKV) der Arbeit von Bauer über Treuchtlingen folgen. — Erschienen ist: Paul Stieber. Formung und Form, Versuch über das Zustandekommen der keramischen Form. Schriften des Deutschen Hafner-Archivs, Heft 1, München 1971. 54 S., 1 Tabelle, 3 Diagramme.

Weitere Pläne: Ein viertes Treffen ist geplant vom 28. August bis 4. September 1971 in A-9912 St. Justina; die Einladungen hierzu sind bereits ergangen. — Von vielen Seiten her wurde eine Erweiterung des Kreises der Teilnehmer angeregt; um eine Trennung in Zuhörer und Referenten zu vermeiden, soll hierauf zunächst nicht eingegangen werden, d. h. es soll der Charakter eines Treffens zum Zweck konzentrierter Arbeit erhalten werden.

Im Gang befindliche Arbeiten (es wird hiermit gebeten, Materialien aller Art, die eventuell relevant sind, direkt mitzuteilen): Dr. Gerhard Kaufmann, pA Altonaer Museum, Museumstraße 23, D-2000 Hamburg 50, Tel. 39 10 71: Töpferei in Schleswig-Holstein (Objekte, Literatur,

Archivalien). — Bärbel Kerkhoff-Hader, von-Sandt-Str. 32, D-5300 Bonn-Beuel: Krugbäckerei in Speicher (Eifel) (Objekte, Lit., Arch. und Qu.). — Dr. Ingolf Bauer, pA. Mus. f. dt. Völkde., Gardeschützenweg 71—101, D-1000 Berlin 45: Zunftgerät der Töpfer/Hafner (Objekte, entlegene Literatur, alte Kataloge, Arch. und Qu.). — G. Pletzer, pA. DHA: Ker. d. Raumes von Regensburg d. Ma. u. d. frühen Nz. (Objekte, Bildqu., Arch., entlegene Lit.) (Diss.). — Dr. Hermann Steininger, pA. NÖ. LdsMus., Herrngasse 11—13, A-1014 Wien: österr. Ker. in Bildqu. d. Ma. und der frühen Nz. (Bildqu., Arch.). — Paul Stieber, DHA: Zunftordnungen der Töpfer/Hafner (Jahr, Geltungsbereich, Standort, Signatur; ergänzende Archivalien).

München

Paul Stieber

Hans Commenda

1889—1971

Am 25. Jänner 1971 ist in Linz, bis in die letzten Tage seiner Krankheit am Manuskript seines großen Nachlaßwerkes „Das Spielgut der oberösterreichischen Volksüberlieferung“ feilend, Hofrat Dr. Hans Commenda verschieden. Mit ihm verlor Oberösterreich nach P. A. Baumgarten (1819—1882) und Adalbert Depiny (1884—1941) den letzten der drei Großen, denen es Gründung und Blüte seiner Volksforschung verdankt.

Am 5. Februar 1889 als Sohn des durch seine landeskundliche Bibliographie wie durch die Gründung des Stelzhamerbundes und seine Aufbauarbeit am öö. Musealverein gleich berühmt gewordenen Gymnasialdirektors und Hofrates Hans Commenda in Linz geboren, wuchs der Knabe bereits im Elternhaus in den Komplex volks- und landeskundlicher Fragen hinein, was ihn nach mit Auszeichnung bestandener Matura veranlaßte, an der Universität Wien Germanistik (und Romanistik) zu studieren. Nach der summa cum laude erfolgten Promotion führte ihn seine Berufslaufbahn als Mittelschulprofessor (und nachmals Direktor) an die Realschulen in Steyr, Linz und Schärding, ehe er nach dem Militärdienst im ersten und zweiten Weltkrieg 1946 in Nachfolge von Dr. A. Depiny zum Staatl. Volksbildungsreferenten ernannt wurde, als der er 1954 in den Ruhestand trat.

Zwei Wirkungsebenen sind es, die, sich dauernd wechselseitig durchdringend, Commendas weitreichenden Einfluß auf das oberösterreichische Kulturleben bestimmen: seine Tätigkeit auf dem Gebiet der Volks-erziehung und Volksbildung und seine von strenger Systematik getragene Volkstumsforschung. Wie A. Haberlandt und V. v. Geramb nach dem ersten Weltkrieg von der Notwendigkeit, ja Verpflichtung der Vertreter der Volkskunde zur aktiven Volkstumpflege durchdrungen, finden wir ihn bereits um 1920 an der Seite A. Depinys unter den Gründern des „Öö. Heimatvereines“, der sich nicht nur die Heimatforschung, sondern auch die Heimatpflege zur Aufgabe setzte. In seinem Rahmen veranstaltete Commenda, bereits damals mit R. Zoder befreundet, seine berühmt gewordenen Volkstanzkurse, die nicht nur bei der Jugendbewegung, sondern auch bei den Trachtenvereinen und sogar bei den bäuerlichen Tanzgruppen der „Ruden“ begeisterte Aufnahme fanden. Seiner Umsicht und Tatkraft ist es auch zu verdanken, daß das berühmte Volkstanzfest des „Rudenkirrtags“ in Sierning bis heute in unverfälschter Ursprünglichkeit erhalten geblieben ist. In Depinys „Heimatgauen“, den Vorgängern der heutigen „Oberösterreichischen Heimatblätter“, er-

schiene auch Commendas erste größere Aufsätze zur Volkslied- und Volkstanzforschung, darunter seine grundlegenden Aufzeichnungen über verschiedene oberösterreichische Formen des Ländlers und der Schwerttänze.

Commendas musikalische Begabung führte ihn bald auch in die Kreise der Gesangsvereine (VolksGesangsverein, Sängerbund „Froh-sinn“), seine körperliche Leistungsfähigkeit zu Sportverbänden, für die er u. a. Siege bei Ruderregatten errang.

Vernichteten die Jahre des zweiten Weltkrieges die meisten dieser gesellschaftlichen Verbindungen, so treffen wir Commenda bereits 1946 in derem Neuaufbau beschäftigt. Schon in dieses Jahr fällt seine Gründung des „Heimatwerkes“, das seinem Konzept nach nicht nur die heute übliche Verkaufsorganisation umfaßte, sondern, viel bedeutender, auch die Sammlung aller Heimatkundler und Heimatpfleger zu gemeinsamen Arbeitsplanungen. Gleichzeitig damit vollzog er die Wiedererrichtung des von seinem Vater begründeten Stelzhamerbundes, der sich unter der Leitung Commendas zur rührigsten Organisation zur Pflege der Mundartdichtung entwickelte.

Unter den wissenschaftlichen Interessen, denen sich Commenda mit Hingabe widmete, steht die Volksliedforschung, die ihn mit Josef Pommer und weiters mit Georg Kotek zusammenführte, an vorderster Stelle. Es ist erstaunlich, welche Überfülle von Volkslied-, später auch Volkstanz- und -musikaufzeichnungen ihm gelungen sind, und mit welch enormem Fleiß er sich dem von ihm geleiteten Archiv der Landesstelle Oberösterreich des Staatl. Volksbildungswerkes widmete, dem er schließlich auch seinen gesamten wissenschaftlichen Nachlaß überantwortete. Bald stellte sich auch seine Erforschung des traditionellen Spielbrauchtums ein, für die er nicht nur umfangreiche Aufnahmen aus der lebendigen Überlieferung, sondern auch weitreichende Archivstudien durchführte, die schließlich auch das Material für sein eingangs genanntes Nachlaßwerk bildeten.

Vielleicht waren es gerade diese Archivstudien, die H. Commenda schließlich zur Stadtvolkskunde und dadurch, als Betreuer dieser Sparte, auch in den Kreis der Begründer des „österreichischen Volkskunde-atlases“ führten. Die bedeutendste Frucht dieser Arbeiten bildete die zweibändige „Volkskunde der Stadt Linz“ (1958 f.), deren erfreulich guter Widerhall in der Öffentlichkeit ihn für die bitteren Enttäuschungen entschädigte, die ihm während seiner Tätigkeit in der Atlaskommission widerfahren waren.

Einen ebenso umfangreichen Forschungsbereich endlich bildeten seine seit der Universitätszeit geförderten Arbeiten über das Leben und das Werk Franz Stelzhamers, dem er eine große Biographie (1953) gewidmet hat.

Überblickt man sein Lebenswerk, so zeichnet sich darin deutlich ab, wie sehr H. Commendas inniger Wunsch, die Arbeiten seines hochverehrten Vaters fortzusetzen, in allen Belangen in Erfüllung gegangen war. Wie dieser hatte auch er seinen Lebensinhalt ganz auf die Volksbildung, Volkstumspflege und die landeskundliche Forschung abgestellt und wie das seines Vaters wurde auch sein Wirken reich mit Ehrungen bedankt: Mit großartigen Feiern beging das Land Oberösterreich seinen 70., 75. und 80. Geburtstag; die Stadt Linz widmete ihm den Ehrenring, die Universität Innsbruck ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied, der Bund zeichnete ihn durch die Verleihung des Ehrenkreuzes für Kunst und Wissenschaft I. Kl. und des großen Würdigungspreises für Volksbildung

aus usw. Zahlreich sind die Ernennungen zum Ehrenmitglied oder Korrespondierendem Mitglied der wissenschaftlichen und volkstumpfleghenden Vereine und besonders ehrenvoll schließlich wurde die Berufung in den Vorstand des OÖ. Musealvereines, dem er wie sein Vater bis zu seinem Lebensende als hochgeschätztes Mitglied angehörte.

Seine Werke bis 1966 sind in seiner 8 Seiten umfassenden Bio- und Bibliographie des vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich herausgegebenen „Biographischen Lexikons von Oberösterreich“ verzeichnet. Zur Ergänzung der dort angeführten 385 Aufsätze und 23 selbständigen Publikationen seien im folgenden die wichtigsten Veröffentlichungen während der späteren Jahre angeführt:

Sagen um Linz. (Oberösterreichische Heimatblätter 1967, H. 3/4, 27—74) (und Sonderdruck)

Das Spiel von der Bekehrung der Magdalena. (OÖ. Heimatblätter 1967, H. 1/2, 62—71.)

Vierzeiler aus Mettmach. (OÖ. Heimatblätter 1967, H. 1/2, 72—75.)
Die Volksmusik in Oberösterreich. Vortragszusammenfassung. (Jahrb. d. Österr. Volksliedwerkes Bd. 16, Wien 1967, 89—92.)

Arcana. (Jahrbuch des oö. Musealvereines Bd. 112, 1967, 92—105.)

Linzer Volkstum 1945—1968. (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz, 1968, 337—356.)

Volkstum im Landl zur Biedermeierzeit. (Jahrbuch d. oö. Musealvereines Bd. 113, Linz 1968, 157 ff.)

Das oberösterreichische Notburga-Spiel. (OÖ. Heimatblätter 1969, H. 1/2, 36—40.)

Das Reiselied. (OÖ. Heimatblätter 1969, H. 1/2, 41—43.)

Linzer Torte und Landler. (Oberösterreich, Halbjahresschrift 1970, H. 1/2, 46—52.)

„Das Spielgut in der oberösterreichischen Volksüberlieferung.“ Nachlaß-Manuskript.
Ernst Burgstaller

Gilbert Trathnigg 1911—1970

Noch am Tage seiner mit Ungeduld erwarteten Abreise zu seinem Urlaub am Meer sandte Prof. Dr. Trathnigg dem Unterzeichneten als dem Herausgeber der „Oberösterreichischen Heimatblätter“ als Frucht intensiver Archivarbeit in den letzten Monaten eine Reihe von gehaltvollen Aufsätzen zur historischen Volkskunde der Stadt Wels. Bald hernach erreichte uns ein Kartengruß aus dem Süden, in dem Dr. Trathnigg begeistert von den vielen Eindrücken seiner Reise berichtete und, als hätte er sein Schicksal vorausgeahnt, mit den Worten schloß: „Aber die Zeit wird mir viel zu kurz“. Es war das letzte Schriftstück aus seiner Hand. Nur wenige Stunden später überraschte den Nimmermüden ein heimtückischer Anfall eines viel zu spät erkannten Zuckerkomas, dem er nach Einlieferung in das Spital erlegen ist. Die Stadt Wels, der er nahezu 20 Jahre lang seine ganze Schaffenskraft gewidmet hatte, bereitete ihrem in der Ferne verstorbenen Museums- und Archivdirektor ein so großartiges Begräbnis, wie es wohl nur sehr selten einem Wissenschaftler zuteil wird. Die Spitzen aller Behörden waren ebenso anwesend wie die Vertreter der wissenschaftlichen Einrichtungen des Landes und mehrerer Institute des Bundes. Gar manchem, der Dr. Trathnigg auf dem Weg zu seiner Wirkungsstätte täglich begegnet war, mag erst angesichts dieser imposanten Trauerkundgebung bewußt geworden sein,

welch bedeutende Persönlichkeit mit dem allzeit freundlichen, hilfsbereiten und trotz seiner großen wissenschaftlichen Erfolge bescheiden gebliebenen Dr. Trathnigg dahingegangen war.

Gilbert Trathnigg wurde am 26. April 1911 in Wiener-Neustadt geboren, beendete 1934 seine Studien aus Archäologie, Vorgeschichte, Geschichte und Altgermanistik bei seinen von ihm zeitlebens verehrten Lehrern Egger, Menghin, Much und v. Srbik an der Universität Wien und ging bald darauf an das Museum für Ur- und Frühgeschichte in Berlin. Nur der Ausbruch des Krieges und ein langer Wehrdienst, bei dem ihm nichts erspart blieb, verhinderte die angestrebte akademische Laufbahn. Völlig mittellos kehrte er nach dem Zusammenbruch mit seiner Familie nach Österreich zurück und schlug sich, wie damals viele andere, vom gleichen Schicksal betroffene Akademiker, als Hilfsarbeiter durch, bis ihm 1952 der Ausbau des Burgmuseums der Stadt Wels übertragen wurde. 1955 erfolgte seine Ernennung zum Direktor aller Museen und 1960 auch des Archives der Stadt Wels.

Die Vielfalt seiner Studienrichtungen und die sich nun auch bald einstellenden Ehrungen (Ernennung zum Ehrenkonsulenten der OÖ. Landesregierung, Korr. Mitglied des Österr. archäologischen Institutes, Konservator des Bundesdenkmalamtes, Professor h. c. usw.) lassen bereits den Umfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit erahnen. Darunter sind an erster Stelle seine Leistungen auf dem musealen Gebiet zu nennen: die komplette Neuaufstellung des Stadtmuseums, dessen Bestände in optisch ansprechender Form vorgestellt nunmehr auch wissenschaftlich auswertbar wurden, die Einrichtung des Sterbezimmers des Kaisers Maximilian in der Burg, die Anlage des umfangreichen Gewerbemuseums (das meine Gebäckssammlung aufnahm) und die Errichtung des hervorragenden Landwirtschaftsmuseums, dessen Gerätesammlung in Oberösterreich nicht ihresgleichen hat. Wie aufgeschlossen Trathnigg auch der Gegenwartskunde war, zeigt seine Materialsammlung für ein eigenes Museum der bekannten Welser Messe. In archäologischem Bereich verdankt ihm die Stadt die Sicherung und Dokumentation zahlreicher römischer Grabungsfunde. Unvergessen bleibt seine Mitarbeit an den Grabungen um und unter dem früh- und hochmittelalterlichen Dom in Salzburg.

Wie bereits durch die Gründung des Landwirtschaftsmuseums, das Trathnigg mit allen Geräteforschern in Europa in engen Kontakt gebracht hat, läßt auch seine Archivarbeit sein stetes Interesse für die Volkskunde erkennen. In einer Unzahl von Exzerpten wurden historische Nachrichten aus der Fülle des Welser Materials zusammengetragen und monographisch geordnet. Ebenso intensiv widmete sich Trathnigg, den man bei der Fülle seiner Agenden als einen Meister der Zeiteinteilung bewundern muß, der kunsthistorischen Forschung, so daß ihm alsbald die Erstellung eines Bandes der österreichischen Kunsttopographie überantwortet wurde. Gleichzeitig liefen Forschungen über den Meistergesang in Wels, zu dem er wichtige Handschriften entdeckte. Alle seine Arbeiten spiegeln sich aber auch in der Fülle seiner Publikationen, die zu einem großen Teil in dem von ihm mitherausgegebenen „Jahrbuch“ des Musealvereines Wels erschienen. Das vom Institut für Landeskunde herausgegebene „Biographische Lexikon von Oberösterreich“ verzeichnet nicht weniger als 8 selbständige Veröffentlichungen und an die 300 Aufsätze aus seiner Hand, darunter zahlreiches Quellenmaterial aus den verschiedensten Sparten der Volkskunde. Da dieses Lexikon indes nur die Publikationen bis zum Jahre 1966 erfaßt, seien die seither erschie-

nenen Arbeiten im folgenden, gruppiert nach den Publikationsorganen, nachgetragen:

Neue Funde aus Wels. (Pro Austria Romana 1967, H. 1/2.)

Ein römischer Kindersarkophag (Pro Austria Romana 1968, H. 8/10.)

Die Welser Häuser des 16. Jahrhunderts; die öffentlichen Gebäude, Burgen und Schlösser in Wels; die Kirchen, Klöster und Kapellen in Wels. (Wiener Institut f. österr. Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes. 1967 und 1968. Maschinschrift.)

Das Welser Lapidarium; die Welser Brauereien; Welser Fabriken und Fabrikbereiche; Welser Freihandel nach Laibach und Gottschee im 16. Jahrhundert; die Nachkommen des Wolfgang Amadeus Heindl. (Jahrbuch des Mus.Ver. Wels 1966/67.)

Kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen von Italien nach Wels im Mittelalter und in der frühen Neuzeit; Museen und Archive der Stadt Wels. (Jahrbuch des Mus.Ver. Wels 1967/68.)

Eine Anleitung zum „Kienöl-“ und „Thermachen“ aus dem 18. Jahrhundert; Zum Welser Meistergesang; Maibuschen, Maikrüge, Pyramiden und Kronen in Welser Kirchen; Zur Geschichte des Welser Theaters. (Oberösterreichische Heimatblätter 1970, H. 1/2.)

Zum Welser Meistergesang; Volkskundliches aus den Archivalien der Stadt Wels (1. Speis-, Opfer- und Johanniswein, 2. Totenkronen, 3. Brote und Suppen). (Oberösterreichische Heimatblätter 1970, H. 3/4.)

Stadt Wels mit eigenem Statut. (Die Städte Oberösterreichs, Wien 1967.)

Eine letzte Arbeit (Brauchtumsverbote im 17. und 18. Jahrhundert) wird das Institut für Landeskunde im Gedächtnis an den Verstorbenen im Heft 1/2 der Oberösterreichischen Heimatblätter 1971 veröffentlichen.

Ernst Burgstaller

Hermann Holzmann †

Nach längerem Krankenlager starb am 7. Mai 1971 in Innsbruck Dr. Hermann Holzmann. Der Verewigte entstammte einem alteingesessenen Tiroler Geschlecht; sein Vater war ein hochangesehener wohlhabender Metzgermeister in Steinach. Dort kam Hermann am 28. Jänner 1906 zur Welt. Da dieser für das väterliche Geschäft kein Interesse zeigte, durfte er studieren und legte das Gymnasium in Mehrerau bei Bregenz zurück. Nach der Matura widmete er sich zunächst dem Studium der Theologie in Brixen, das er jedoch, da er sich nicht zum Priester berufen fühlte, schon nach wenigen Semestern aufgab. Er fuhr nach Amerika und war dort als Farmer, Holzfäller und zuletzt als Sprachlehrer mehrere Jahre tätig. Dabei eignete er sich vortreffliche Englisch- und Spanischkenntnisse an. Nach der Rückkehr in die Heimat studierte er an der Innsbrucker Universität Geschichte, Volkskunde und Anglistik. Bei Hermann Wopfner, der den jungen Holzmann für die Heimatkunde Tirols begeisterte, promovierte dieser mit einer Dissertation über „Die Hochsiedlung Egg bei Vinaders“, die im 16. Band der Veröffentlichung des Museum Ferdinandeum (1936) erschien. Nach kurzer Tätigkeit bei der damaligen Amtlichen Nachrichtenstelle 1938 entlassen, fand H. später als Englischlehrer Verwendung. Aus Kriegsdienst und Gefangenschaft heil heimgekehrt, wirkte Holzmann wieder im Schuldienst, den er 1951 aufgab, um sich ungehindert von beruflichen Verpflichtungen ganz der Schriftstellerei wie der Erforschung seines über alles geliebten Tirolerlandes widmen zu können. Erst in vorgerück-

tem Alter kehrte er wieder zum Lehrberuf zurück, freilich auf höherer Ebene: 1967 erwarb er an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck (an der sich der Unterzeichnete bemüht, die wirtschaftshistorischen und volkskundlichen Traditionen der Wopfnerschule einigermaßen fortzuführen) die Lehrbefugnis für „Wirtschaftsgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des alpinen Bergbauerntums“. Das Zweitgutachten bei dieser Habilitation hatte der inzwischen gleichfalls verstorbene Wiener Rechtshistoriker Prof. Hans Lentze († 1970) erstattet. Als Dozent betätigte sich H. vor allem in Übungen und Seminaren sowie als selbstloser Berater von Dissertanten. Aus Holzmanns fast unübersehbar vielen Publikationen seien hier nur folgende Bücher erwähnt: Wipptaler Sagen (1947); St. Magdalena in Gschnitz (1954); Romantik der Brennerstraße (2. Auflage 1957); Seefeldler Klosterbräu (1959); Erl — Dorf der Passionsspiele (1961); 650 Jahre Familie Cammerlander (Schlern-Schriften, 223 Band, 1962). Über Heuziehen in Tirol berichtete H. in der „Tiroler Heimat“, 20. Band (1956). Im letzten Jahrzehnt befaßte er sich besonders eingehend mit Problemen der Südtiroler Bergbauern. In verschiedenen Folgen des Südtiroler „Reimmichlkalenders“ erschienen folgende, im wahrsten Sinne erwartete Abhandlungen „Berge und Bergbauern des Oberen Eisacktales (1962), „Lebenskampf Tiroler Bergbauern — Wasser- und Lawinenkatastrophen in alter und neuer Zeit“ (1964); „Vinschgauer Berghöfe“ (1965); „Passeier Berghöfe“ (1966). In den letzten Jahren hat H. selbstlos die für die Drucklegung erforderliche Revision des Manuskriptes von Hans Fink „Verzaubertes Land. Volkskult und Ahnenbrauch in Südtirol“ (1969) vorgenommen.

Mehrere Buchmanuskripte, darunter „Weihnacht im Bergbauernhof“ und „Die sterbende Alpensage“ liegen druckreif vor. Als Berater des Bayer. Fernsehens ermöglichte H. manch gediegene Sendung über Tirol (z. B. über Heuziehen im Wipptal oder das Perchtenlaufen am Angerberg).

Auch in seinen vielgelesenen Romanen beschäftigte sich H. mit Problemen des alpinen Bauerntums, so im „Fallenden Berghof“; im „Hof in der Vorstadt“ behandelt er den Zerfall des Bauerntums am Rand der Stadt. Im „Simminger Ochsner“ und im „Tuxer Schafer“ versucht H. das ursprüngliche Leben der Berghirten zu rekonstruieren. Manche dieser Erzählungen, denen sich „Der Schützenkönig“ (1967) hinzugesellt, werden voraussichtlich später einmal auch als Quelle der Kenntnis echten Volkstums Beachtung erfahren, gerade wie sie den Werken des Schweizer Jeremias Gotthelf schon zuteil geworden ist. Durch die selbstlose Herausgabe der mehrbändigen Schriftenreihe „Schöpferisches Tirol“ hat sich der Verewigte auch den Dank der Literarhistoriker erworben. Im ersten Band dieses biographischen Sammelwerkes (1953) findet sich eine Selbstdarstellung des inzwischen leider Verewigten, der zu den besten Kennern des Tiroler Bergbauerntums gehörte. Nikolaus Grass

Ausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde im Sommer 1971

Am 28. Mai 1971 wurde im Schloßmuseum Gobelsburg die neue Ausstellung „Barocke Volksfrömmigkeit. Andachtsgraphik, Votivbilder, Zeugnisse der Volksverehrung des hl. Johann von Nepomuk“ eröffnet. In Vertretung der am Erscheinen verhinderten Frau Bundesminister für Wissenschaft und Kunst Dr. Hertha Firnberg nahm Herr

Ministerialrat Dr. Leopold Obermann die Eröffnung vor, die von den Vorträgen der Zwettler Sängerknaben umrahmt war. Das zahlreich erschienene Eröffnungspublikum konnte die in den lichten, frisch restaurierten Sälen der Nordseite des Schlosses untergebrachte Ausstellung an Hand des gleichzeitig erschienenen Kataloges (84 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln. Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, S 25,—) besichtigen. Die Einbeziehung der Zeugnisse der Volksverehrung des hl. Johann von Nepomuk erfolgte angesichts der Tatsache, daß 1971 die 250-Jahr-Feier der Seligsprechung des Heiligen fällig war ¹⁾.

Im Hauptgebäude folgte auf die Ausstellung „Volk und Schrift“ (siehe oben S. 117 ff.) eine kleine konzentrierte Sommerausstellung „Österreichische Volkstrachten in der zeitgenössischen Malerei“, in der vor allem Neuerwerbungen der „Neuen Galerie“ des Museums gezeigt werden.

Eine Sondervitrine beherbergt außerdem die Zusammenstellung „Kleine Nußknackersuite“, welche die verschiedenen Formen der Nußknacker neben anderen Tisch- und Küchengeräten vom alten Apfelschaber bis zur Zitronenpresse zeigt. Schdt.

Ausstellung Oberösterreichisches Glas

Im Linzer Schloßmuseum wurde am 9. Juni 1971 die schöne Ausstellung „Oberösterreichisches Glas. Volkstümliches Hohlglas aus den historischen Glashütten. 16. bis 20. Jahrhundert“ eröffnet. Die Ausstellung zeigt das bisher so gut wie nie geordnete und aufgliederte Material des Oberösterreichischen Landesmuseums, vermehrt um Leihgaben aus privatem Sammlerbesitz und nicht zuletzt aus dem Besitz des Stiftes Schlägl, das ja an der Waldglasherstellung jahrhundertlang beteiligt war. Die von Franz Lipp gestaltete Ausstellung ist auch durch einen vorzüglichen, mit prächtigen Abbildungen ausgestatteten Katalog erschlossen. Schdt.

¹⁾ Anlässlich dieses Jubiläums wurde gleichzeitig in München die große, von Johann von Herzogenberg geplante und organisierte Ausstellung „Johannes von Nepomuk“ eröffnet. Auch zu ihr liegt ein umfangreicher Katalog vor (208 Seiten, 128 Abb. auf Tafeln, VII Farbtafeln, Andachtsbildbeilage. Verlag Passavia, Passau 1971).

Literatur der Volkskunde

Österreichische volkskundliche Bibliographie. Folge 4: Verzeichnis der Neuerscheinungen für das Jahr 1968 mit Nachträgen aus den Jahren 1965 bis 1967. Bearbeitet von Klaus Beitzl, Ernst Burgstaller, Elfriede Grabner, Maria Kundegraber. Wien, Verlag Notring, 1970. XIII, 178 Seiten. S 90,—.

Wir freuen uns sehr, daß die österreichische Landesbibliographie so gut angelaufen ist und nun jährlich erscheinen soll. Obwohl also diesmal der Band nur ein einziges Jahr umfaßt (mit Nachträgen allerdings), ist der Umfang recht stattlich, sind doch immerhin 1023 Nummern verzeichnet. Die Anordnung ist gleichgeblieben, was auch im Interesse der Benützer liegt, damit sie nicht jedesmal sich auf ein neues Schema umstellen müssen. Was das Inhaltsverzeichnis mit seiner ausgeprägten Auffächerung noch nicht erschließen sollte, kann im umfangreichen Sachregister leicht gefunden werden. Der Band enthält überdies ein Personen- und ein Ortsregister und dazu ein Verzeichnis der Zeitschriften (mit den Verlagsorten und den benutzten Abkürzungen). Den vier Bearbeitern gebührt der Dank für ihre schöne und nützliche Gemeinschaftsarbeit.

Robert Wildhaber

Hiltraud und Wilhelm Ast, Ernst Katzer, **Holzkohle und Eisen.** Beitrag zur Volkskunde, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Raumes um Gutenstein (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 6). 248 Seiten, mit 24, zum Teil farbigen Abb. auf Tafeln und mehreren Strichzeichnungen im Text. Linz 1970, Rudolf-Trauner-Verlag.

In der Buchreihe der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes ist wieder ein lesenswerter Band erschienen. Die Gründer und Betreuer des Museums in Gutenstein haben es übernommen, Gewinnung und Vertrieb der Holzkohle in ihrem Bereich nach allen Richtungen hin genau zu erforschen und nach allen alten und neuen Zeugnissen, nicht zuletzt auch an Hand der überraschend zahlreichen Bildbelege, anschaulich darzustellen. Ausgehend von der Bedeutung der Holzkohlenerzeugung im Gutensteiner Bereich wird Schritt um Schritt alles Wissenswerte dargestellt: Das Kohlenbrennen selbst, mit der Arbeit am „Langmeiler“, das dabei gewonnene „Kohlpech“, dann die Arbeit am „Rundmeiler“, eine Form, die sich nur fallweise im Gutensteiner Bereich durchsetzen konnte. Besonders wertvoll dann die Darstellung des Lebens der Köhler in ihrer Einsamkeit, mit ihrer Menschenscheu. Die Lieder vom „Kohlbauernbuam“ spiegeln das bei weitem lustigere Treiben der Kohlbauern, ihre Führen nach Wien, ihre Fahrzeuge, Einkehrgasthöfe und nicht zuletzt ihre vielfach aufgezeichneten Lieder. Die einstmals von Klier angeregte, ungedruckte Dissertation von Erika Szendrey (1963) ist dem Buch zugute gekommen.

Den zweiten Teil des Buches, den über das „Eisen“, hat Ernst Katzer verfaßt. Er ist wesentlich wirtschaftsgeschichtlich ausgefallen.

Aber es war sicherlich richtig, seine Forschungen über die Schmiedewerkstätten, die von den Wienerwaldbächen betriebenen Wasserhämmer usw. der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Auch die Berücksichtigung einiger wichtiger Persönlichkeiten in diesem Bereich, etwa des Gewerkes Hans Zwettler im 16. und des Freiherrn Felician von Herberstein an der Wende zum 17. Jahrhundert, ist verdienstlich. Besondere Aufmerksamkeit verdient selbstverständlich der aus Bayern stammende Gewerke und Marktrichter Sebastian Schlager, der mit dem Hufschmied Georg Köfer zusammen die Wallfahrt Mariahilferberg gegründet hatte, wenn man so sagen darf, und der auch weiterhin an ihrer Ausgestaltung beteiligt war, soweit ihn nicht sein Dickschädel in Schwierigkeiten mit der Herrschaft Hoyos brachte, oder, wie 1683, die Türken bzw. Tartaren abgewehrt werden mußten.

Die beiden Hälften des Buches ergeben zusammen eine volkskundlich angereicherte Teilkulturgeschichte des Gutensteiner Tales, die sich sehen lassen kann. Beide Teile sind mit guten Belegen gearbeitet, dementsprechend reich mit Anmerkungen, Literaturverzeichnissen usw. ausgestattet, und, wie man noch einmal betonen muß, durch die Beilage der alten Bildzeugnisse aus den verschiedenen Museen wirklich bemerkenswert angereichert.

Leopold Schmidt

Franz Lipp, **Ennser Schützenscheiben**. 38 Seiten mit 15 Farbtafeln und mehreren Schwarzweißabbildungen. Jahressgabe für die Freunde unseres Hauses. Österreichische Stickstoffwerke A. G., Linz 1971.

In den letzten Jahren macht sich mehr und mehr der Zug bemerkbar, die Volkskunde, nicht zuletzt die Volkskunstbestände verschiedener Sammlungen, zu bibliophilen Zwecken heranzuziehen. Es ergibt sich eine immer noch ansteigende Anzahl von Kalendern, Jahressgaben usw. besonders von großen Firmen, Sparkassen usw., die bisher unbekannte Bestände auf diese Weise publizieren, wobei zu einem eher schmalen Text eine stattliche Zahl von vorzüglichen Bildern vorgelegt wird, die für eine fachliche Veröffentlichung, beispielsweise in unserer Zeitschrift, nie zur Verfügung stehen würde.

Auch die vorliegende Jahressgabe 1971 der Österreichischen Stickstoffwerke gehört zu dieser Gruppe. Es ist ein rechter Glücksfall, daß ein Fachmann wie Franz Lipp über eines seiner Lieblingskapitel, eben über das alte oberösterreichische Schützenwesen, hier schreiben und noch dazu die bisher unveröffentlichten Scheiben des Ennser Schützenhauses im Bild vorlegen konnte. Der stattliche Bestand von 142 Scheiben, der sich im Besitz der Schützengesellschaft Enns befindet, und zwar an der Decke des Schützenhauses angebracht, ist in den letzten Jahren restauriert und dabei auch farbphotographiert worden. Die Scheiben gehören dem 18. und frühen 19. Jahrhundert an, ein Teil von ihnen stammt von einem „J.R.“, vielleicht dem Zimmermann Johann Rauegger aus Neuhofen. Kein Bauernbarock etwa, sondern ein bürgerliches Spätbarock mit zahlreichen klassischen Motiven, dem Diogenes mit der Laterne etwa oder dem Kolos von Rhodos. Aber auch Scheiben mit den vier Erdteilen, mit den vier Jahreszeiten, Hochzeitsscheiben, mit dem durch ein Fernrohr beobachteten Liebespaar, finden sich. Zum Vergleich sind verwandte Scheiben aus dem Salzkammergut wie aus dem Linzer Landesmuseum schwarzweiß abgebildet, Scheiben mit Schützen, Schützenaufzügen, Hirschen usw. Die vorzüglichen Abbildungen werden sicherlich die weitere Forschung hinsichtlich der Motive, der Vorlagen usw. aneifern.

Leopold Schmidt

Peter Simhandl, Bühne, Kostüm und Requisit der Paradeisspiele.
Wien, Verlag Notring, 1970, brosch., 121 Seiten, 1 Umschlagbild,
8 Skizzen im Text. S 70,—.

Diese theaterwissenschaftlich-volkskundliche Dissertation aus der Schule von Leopold Schmidt, Wien, vom „Notring“, leider ohne die wohl wesenhaft dazugehörigen Bilder herausgebracht (sie liegen dem Originalexemplar an der Universität Wien bei), ist aus dem Eigenleben der vorwiegend steirischen Paradeisspiele im Obermurtal (einschließlich der Nachbargemeinde Kärntisch-Laßnitz), dazu aus eingehenden Studien der steirisch-kärntnerischen, der niederösterreichisch-burgenländischen und vieler anderer Aufführungen, Bühnen- und Kostümverhältnisse wie der (ohnehin nur sparsam verwendeten) Requisiten entstanden. Dabei bleibt zwar der Obermurtaler „Spielkreis“ innerhalb der Volksschauspiellandschaft Innerösterreich (vgl. L. Kretzenbacher, ÖZV N. S. II, 1948, 76 ff.) gemäß seiner erstaunlichen Kontinuität und ungebrochenen Lebenskraft in der Paradeisspieltradition das Kernstück im Beobachtungsfelde. Doch greift der Vf. räumlich und zeitlich dem Geiste seines Lehrers entsprechend weit aus. Er bezieht Archivalien, Graphiken, Museumsbestände der Volksschauspieltradition ebenso wie er überlegt in der Kennzeichnung des formalen wie des erlebten Inhaltes („Gehaltes“) und der jeweiligen Besonderung in der Darstellung vorgeht. So versteht er es, ein gutes Bild vom „Leben“ des Paradeisspieles fast bis zur unmittelbaren Gegenwart zu zeichnen. Dies mit einer geradezu erdrückenden Fülle von 957 Anmerkungen zu etwas über 60 Seiten Text.

Simhandl beginnt mit den frühest faßbaren historischen Nachrichten zum mittelalterlichen Paradeisspiel und seinen Verwandten, zu den Darstellungsorten auf der Neutralbühne, im Umzug, in der (Wohn-)Stube. Die Funktion der Einzelszenen (als Vorspiel, Präfiguration im Mysteriendramenzyklus etwa) wird ebenso in Betracht gezogen wie die Außenseiterbelege „komischer Paradies-Singspiele“ (S. 36), die ja eine Sondergruppe für sich bilden und eingehendere Untersuchung im Rahmen der (zumal süddeutsch-österreichischen) Geistesgeschichte erfordern. Die darauffolgenden Fragen nach Kostümen und Requisiten werden der Reihe nach an den Rollenträgern behandelt: Gottvater, Gottsohn, Heiliger Geist; die Allegorien Gerechtigkeit und Barmherzigkeit; Engel; Adam und Eva; Teufel, Schlange; der Tod (im Totentanzrelikt einzelner Fassungen). Nur sehr knapp kommt Vf. auf die „überlieferungsgebundenen Aktionsformeln“ (S. 66—71) zu sprechen.

Das ist mit viel Fleiß selber beobachtet und zusätzlich aus der nahezu lückenlos aufgeführten (S. 105—109) Paradeisspiel-Literatur erarbeitet als eine Dissertation, die eine bessere Buchausstattung verdient hätte. Es bleiben aber auch manche Wünsche offen, Fehler zu korrigieren. „Titelbild: Paradeisspiel in Feistritz“ ist als Ortsangabe (einschließlich Quellennachweis Nr. 74) zu ungenau bei der Vielzahl der Ortsnamen Feistritz allein in der Steiermark. — Max Mell, Steirischer Lobgesang, erschien bereits Leipzig 1939 (nicht erst 1941). — Für das steirische Mürztal und seine Paradeis- und Schäferspielaufführungen in den zwanziger (und noch in den frühen dreißiger) Jahren unseres Jahrhunderts wäre auf die Tätigkeit des Vereins „Deutsche Heimat“ (Ed. Stepan) hinzuweisen, der auch auf die Stilgestaltung Einfluß genommen hatte. — Die S. 28 als „verschollen“ gekennzeichneten steirischen Paradeisspieltexte befinden sich wohlverwahrt zu einer (bislang leider noch nicht zustande gekommenen) textkritischen Edition vorbereitet im Nachlaß

von Karl Polheim, Graz († 1967). Dieses Lebenswerk seines Vaters herauszubringen bemüht sich eben jetzt sein Sohn Karl Konrad Polheim, dzt. Ordinarius für Germanistik an der Universität Bonn, der bereits spätmittelalterliche Texte zur steirischen Volksschauspieltradition zum Druck vorbereitet. — Die Meinung (S. 46), daß es „in bezug auf die äußere Gestalt der personifizierten göttlichen Tugenden... keine verbindliche Vorstellung“ gegeben habe, mag vielleicht für die Barockbühne zu wenig unterbaut sein. Das (lang nachwirkende!) Spätmittelalter hatte hier sehr wohl klare ikonographische Typen entwickelt, die sich in protestantischen Epitaphien (etwa zu Ansbach, St. Gumbert) und noch in einem schwedisch-finnischen Barockbilde des 17. Jhts. zu Helsinki (Staatsmuseum) sehr deutlich als das Gericht über Adam und Eva in Gegenwart der vier Allegorien (nach Psalm 84) vorstellen. Vgl. L. Kretzenbacher, *Carinthia I*, 156. Jgg., Klagenfurt 1966, S. 10 ff. Eine ikonographische Sonderstudie erwarten wir von Frau Dorothea Hillmann, Marburg a. d. Lahn. Da die vorhin genannte Arbeit (*Carinthia* 1966) bei der sonstigen Sorgfalt des Vfs. nicht mitverwertet ist, zeigt, daß diese Dissertation (was ja leider aus der Druckfassung auch nicht zu entnehmen ist) schon vor etlichen Jahren fertiggestellt und für die Druckfassung 1970 nicht mehr ergänzt oder modifiziert worden ist. Seither aber hat sich ja auch die Bühnenfrage gegenüber den vier Obermuralen Spielflächenskizzen (S. 118 f. bei Simhandl) in einer für die Zukunft nicht bloß der Bühnengestaltung, sondern des gesamten Darstellungsstils grundlegenden Weise dadurch geändert, daß man (schon bei den Aufführungen des Prasser-Hauptsündenspiels in Steirisch-Laßnitz, Winter 1967/68) bei den Paradeisspielaufführungen der Serie zwischen Weihnachten 1970 und dem 10. Jänner 1971 die Spielfläche auf ein (zwar sehr niedriges) Podium an der Stirnwand des Gemeindefaales gerückt hat. Es wird auf neutraler Fläche, weiterhin vorhanglos und requisitenarm, aber doch mit erzwungener „Spielrichtung“ der Darstellung nach Art der Guckkastenbühne (sie wird von einem einzigen Eingang an der linken Seite der Bühnenbegrenzung im Stil der solcherart verbliebenen Hereinrufungskomödie betreten) vor einem mithin (außer bei Saalüberfüllung, die auch am 6. Jänner 1971 eintrat) nur noch von einer einzigen, von der (Lang-)Saalseite her zuschauenden Publikum agiert. Das ist eine schon vor dem zweiten Weltkrieg angebahnte, in den letzten Jahren (mit dem Verlassen der alten Spielstube im Wirtshaus Steinbrugger zu Steirisch-Laßnitz, aber auch schon beim Methwirt im nahen Kärntisch-Laßnitz ähnlich) eingetretene Veränderung, die zwangsläufig andere Stilfolgen nach sich ziehen wird. Dessen ist sich der rührend-rührige, mit tiefem, religiös begründetem Ernst die alt-hergebrachte Tradition tragende und den Zeiterfordernissen anpassende jetzige Spielleiter (er heißt Raphael Bacher, vulgo Schöttler, und nicht, wie Simhandl seinen Hauptgewährsmann vorstellt, Bachler) voll bewußt (Gespräch des Rezensenten auf der Exkursion der Münchener Volkskundestudenten zum Paradeis- und Hirtenspiel in Steirisch-Laßnitz am 6. Jänner 1971).

Leopold Kretzenbacher

Helmut Fielhauer, **Sagegebundene Höhlennamen in Österreich** (= Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift „Die Höhle“, Bd. 12), 102 Seiten (vervielfältigt). Wien 1969, Landesverein für Höhlenkunde in Wien und Niederösterreich. S 60,—.

Dissertationen kann man, wie schon öfter betont, kaum besprechen. Auch die vorliegende, bei Eberhard Kranzmayer gearbeitet Wiener Doktorarbeit entzieht sich einer eigentlichen Besprechung. Es soll nur

darauf hingewiesen werden, da die Zahl der Arbeiten auf dem Gebiet von Volksglaube und Volkserzählung, die in Österreich veröffentlicht werden, sowieso recht niedrig ist.

Kranzmayer, der Namenforscher, hat über sagengebundene Bergnamen in Österreich gearbeitet, sein Schüler Fielhauer, der sich viel und lang mit Höhlen beschäftigt hat, sollte die sagengebundenen Höhlennamen bearbeiten. Nun gibt es sehr viele Höhlensagen, sie sind auch in — leider meist sehr dilettantischen — Sammlungen veröffentlicht. Sagengebundene Höhlennamen gibt es verhältnismäßig wenige, und von denen, die Fielhauer nennt, müßte man die meisten zudem noch als „legendegebunden“ bezeichnen. Der Teufel wie die Heiligen, sie gehören nun einmal der Legende an, das Hinüberziehen zur „Sage“ stammt aus einer vergangenen Periode unseres Faches. Wenn man das berücksichtigt und die verschiedenen überflüssigen Polemiken gegen Leute, die Fielhauer oder seinen Beratern nicht liegen, abstreicht, hat man sicherlich eine sehr stoffreiche, auch gut gegliederte Arbeit vor sich: Den Anfang bilden die Überlieferungen über die „Katabasis“, über den Abstieg in die Unterwelt. Dann folgt „Die andere Welt in der Höhle“, wobei sich die meisten Berggänger, Venediger usw. in erster Linie für den im nächsten Kapitel behandelten „Schatz in der Höhle“ interessiert haben. Ein Sonderabschnitt gilt dem „Verlorenen Kind in der Höhle“: Ein wohlbekanntes Motiv, das aber doch keine Höhlennamen ergeben hat. Es schließen die „Gestalten der Höhle“ an, von denen einige (Berscht, Salige, Wildfrauen usw.) mitunter auch Höhlen ihren Namen gegeben haben. Den Schluß bildet das Verzeichnis der „sagengebundenen Höhlennamen im Ostalpenraum“, dem ein Verzeichnis „von Höhlen mit bedeutenderer Sagenüberlieferung“ angeschlossen ist. Das ist also nützlich.

Die Arbeit ist mit Schwung geschrieben, wie ein an seinem Thema interessierter Dissertant eben schreibt. Fielhauer hat sich wohl auch um Literatur bemüht, doch ist er dabei nicht überall sehr weit vorgegangen. Manches steht unkritisch übernommen da, beispielsweise S. 20, wo er von „normannischen Schiffen“ berichtet, über die Procopios von Caesarea schon um 550 geschrieben haben soll: Aber im 6. Jahrhundert hat es noch gar keine Normannen gegeben. Dann Blicke auf die Motivreise: S. 22 wird aus einer oberösterreichischen Sage zitiert, in der eine Stimme klagend mahnt: „Hast das Bründl bei dir und wasch'st dich nicht!“ Also ein einwandfreies Peer-Gynt-Motiv, aber nicht als solches erkannt. S. 23 wird vom Motiv des „kleinen Verlustes“ durch das zufallende Tor im Berg berichtet, aber mit Hinweis auf eine nicht zuständige Arbeit von Will Erich Peuckert, wogegen der maßgebende Artikel „Abschlagen der Ferse“ von Karl Spieß (HDM, Bd. II, S. 92 ff.) nicht herangezogen erscheint . . .

Man sieht, es wäre nicht schwer, die ganze Arbeit mit Fragezeichen auf jeder Seite zu versehen. Das hat leider niemand vor der Drucklegung getan und so liegt halt eine der vielen unvollständigen, unreifen Dissertationen im Druck vor, deren Veröffentlichung eigentlich niemand nützt — höchstens dem Verfasser.

Leopold Schmidt

Leander Petzoldt (Hg.), *Vergleichende Sagenforschung*. Herausgegeben von L. P. (= Wege der Forschung, Bd. CLII). Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1969. 8°, XII + 430 Seiten.

Nachdem Leander Petzoldt in seiner als stättlicher Band der FFC erschienenen Dissertation über die Don-Juan-Sage ein Musterbeispiel vergleichender Sagenforschung geliefert und sich in Studium Generale 22

(1969), S. 913—929 auch grundsätzlich über „Wege und Probleme der vergleichenden Sagenforschung“ geäußert hat, ist mir nicht ganz begreiflich, warum er für den vorliegenden Band diesen speziellen Titel gewählt hat. Denn die hier zusammengestellten achtzehn Aufsätze aus den letzten fünfzig Jahren sind vorwiegend allgemein-theoretischer Art, es geht um Definitionen des Begriffs Sage, um Terminologie und Klassifizierung, um Fragen der Formen und Strukturen, um Inhaltsanalysen, am Rande auch noch um psychologische und soziale Bedingungen des Sagenerrählens. Für Lehrende und Lernende, für Interessenten aus den Nachbarwissenschaften, auch für interessierte Laien ist eine solche Zusammenstellung wichtiger Arbeiten aus zum Teil entlegenen Publikationen zweifellos nützlich. Neben bekannten deutschen und österreichischen Forschern wie Friedrich Ranke, Mathilde Hain, Will-Erich Peuckert, Matthias Zender, Lutz Röhrich, Leopold Schmidt oder Ina-Maria Greverus sind auch namhafte Autoren anderer Länder wie C. W. von Sydow, Gunnar Granberg, Lauri Honko, C. H. Tillinghagen, Linda Degh, Oldřich Sirovátka, K. V. Čistov und Wayland D. Hand vertreten, woraus zu ersehen ist, wie sehr sich auch die Sagenforschung, ungeachtet der regionalen Begrenztheit ihres Stoffes, mehr und mehr internationalisiert hat. Von gemeinsamen Bemühungen auf mehreren Kongressen, vor allem um arbeitstechnische Probleme der Katalogisierung der Stoffmassen, ist denn auch in mehreren Arbeiten ausgiebig (für den Außenstehenden vielleicht gar zu ausgiebig) die Rede. Da wären andere Beispiele für die Verschiedenheit von Wegen und Möglichkeiten der Sagenforschung wohl aufschlußreicher gewesen.

Es ist mir wohl bewußt, wie sehr der Herausgeber eines solchen Sammelbandes von der Qual der Wahl belastet ist, daß er möglichst objektiv selektieren, auch zeitbedingt überholtes nicht ganz unterschlagen will. Dennoch brauchte ein Satz wie etwa in Siegfried Benschlags Beitrag, wonach die „Schöpferkraft germanisch-deutschen Geistes, der sich aus der Gemeinschaftsverbundenheit bäuerlichen Lebens die Welt als Ganzheit organischen Werdens angeeignet und anverwandelt hat“, 1969 nicht mehr abgedruckt werden. Dergleichen war schon 1941 für manchen schwer erträglich, darüber hilft auch ein Nachwort Benschlags von 1967 nicht hinweg. Ebenso hätte man beispielsweise auf den doch etwas vagen Gelegenheitsvortrag von Wayland D. Hand über „Stabile Funktion und variable dramatis personae in der Volkssage“, der dem Forschungsstand von 1964 nicht entspricht, verzichten können, zumal Hand ohnehin noch mit einem Forschungsbericht am Schluß des Bandes zu Wort kommt. Stattdessen hätte man sich vielleicht eine ausführlichere Einleitung über die Auswahlprinzipien oder ein die einzelnen Beiträge kommentierendes Nachwort des Herausgebers gewünscht, zumindest einige Angaben über die Autoren und ihre Leistungen im Bereich der Sagenforschung über die theoretischen und methodischen Ansätze hinaus. Hinweise auf konkrete Ergebnisse monographischer Arbeiten oder interessante Stoffbereiche, auf die Tendenzen der von Leopold Schmidt postulierten „neuen Ära der Sagenforschung“ hätten das Weiterlesen verlockend machen können. Das Literaturverzeichnis, das Hand seinem erwähnten Bericht beigegeben hat, reicht dafür meines Erachtens nicht aus.

Elfriede Moser-Rath

Plattdeutsche Volksmärchen. Gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Wissner. Mit einem Nachwort von Kurt Ranke. Anmerkungen von Fritz Harkort (= Märchen der Weltliteratur, o. Nr.). Düsseldorf 1970. Eugen Diederichs Verlag. DM 18,50.

Die beiden Bände „Wissner“ von 1914 und 1927 gehören zu den wichtigsten Bänden in der Sammlung, die Von der Leyen gegründet hatte, und die heute so erfreulich weiterlebt. Nunmehr liegt der erste Band in einer Neuausgabe vor, um neun Märchen verkürzt, dafür aber mit einem sehr lesenswerten Nachwort von Kurt Ranke ausgestattet, ferner mit einem Wörterverzeichnis und mit den unentbehrlichen Typen-Anmerkungen von Fritz Harkort. Es steht nicht auf dem Titelblatt, daß es sich nur um den I. Band handelt, aber das Nachwort gibt doch an, daß auch der II. Band folgen werde.

Damit kann sich also eine neue Generation wieder mit den Märchenaufzeichnungen aus Ostholstein vertraut machen, die sicherlich zu den lebendigsten Aufzeichnungen aus dem Volksmund gehören, die im ersten Drittel unseres Jahrhunderts vorgelegt wurden. Die plattdeutschen Texte sind schwer verständlich, für unsereinen ist es eine mühevollere Lektüre. Aber die Anmerkungen erleichtern ja jetzt den wissenschaftlichen Gebrauch doch wesentlich. Was darüber hinausgeht, hat Ranke wohl in seinem dreibändigen Werk „Schleswig-Holsteinsche Volksmärchen“ (1955 bis 1962) gesagt. In Fachbibliotheken muß man also auch weiterhin beide Werke stehen haben.

Leopold Schmidt

Rudolf Schenda, Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770—1910 (= Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 5). 607 Seiten. Frankfurt am Main 1970, Verlag Vittorio Klostermann.

Die „Volksliteratur“, das „Volksbuch“ mit allen Seitenästen und Nebenzweigen hat in der deutschen Volkskunde nie eine sehr bedeutende Rolle gespielt, obwohl es an Einzelarbeiten, die meist von der Germanistik mitangeregt waren, auch nicht gefehlt hat. Volkserzähl- und Volksliedforschung haben sich jeweils mit meist thematisch begrenzten Teilgebieten des Gesamtphänomens beschäftigt, also „Ritter- und Räuberromane“, „Wildschützenlieder“ und verwandte Erscheinungen zu behandeln versucht.

Die Flugblattforschungen, die Bilderbogenausstellungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß das Gebiet noch immer sehr fründig ist. Die bibliographisch eingestellten Erhebungen von Schenda haben italienische und französische Volksbüchlein in bisher ungeahnten Mengen erhoben. Aus all diesen Vorarbeiten und Anregungen zusammen ist nunmehr dieser wuchtige Band entstanden, der freilich nicht mehr dem Konto Volkskunde verpflichtet sein will, sondern einer bisher wenig bekannten, aber vermutlich in Zukunft fruchtbaren „Literatursoziologie“. Man wird sich ihrer, wie so vieler anderer neuen Strömungen, von uns aus als einer Hilfsdisziplin bedienen. Es steht uns daher auch nicht das Recht einer vollgültigen Kritik mehr zu, man kann nur feststellen, nach welchen Richtungen Schenda seine Forschungen weitergetrieben hat.

Den für uns beurteilbaren Hauptteil des Werkes stellen die Kapitel V „Formen und Gattungen der populären Literatur“, und VI „Besondere Kennzeichen der populären Lesestoffe“ dar. Bei den „Kennzeichen“

findet man dann das, was für gewöhnlich Themen, Motive usw. heißt, also: Helden wie Napoleon, Grausames Geschick, Rettung in letzter Minute, Triumph der Unschuld usw. Im einzelnen, direkt als „Erzähltypen und Erzählmotive“ deklariert: Kindsmord, Tod im Backofen, Räuberwirthaus und Mordeltern, Lebende Leichen, Totenschädel, Mädchen als Soldat, Lieber Löwe. Dann, als „Stereotypen und Requisiten“: Rosige Räuber, Geister und Gespenster, Findelkinder, Waisen, Savoyarden, Giftmischerinnen, Einsiedler, Höhle, Mühle, Försterhaus. Ferner bereits auf Fragen der Darstellungsform übergreifend „Formeln und Schemata“: Dualismus — Streitgespräch, Zahlen von drei bis zwölf, Stunden, Tage, Wochen, Monate, Das gebildete Alphabet. Und schließlich die „Parodie“: Predigten, Vom Vaterunser zum Evangelium, Katechismus und Zehn Gebote. — Wenn man bedenkt, daß Schenda diese Fülle von Motiven und Motivgestaltungen, die der Volkserzähl- und Volksliedforschung so gut bekannt sind, als Aufgliederung der „Formen und Gattungen“ verstanden wissen will, wobei er als solche Einzelblätter, Heftchen, Reihen, Kalender, Presse, Volksbuch im engeren Sinn, Romane, Traktate und „Sachbücher“ behandelt, daß Schenda also diese gegliederte Fülle von jahrhundertealten Stoffen und Formen so gut kennt und so eingehend, wenn auch mit einer Art von persönlicher Aversion, vielleicht sogar Haßliebe darstellt, dann möchte man auf die „literatursoziologischen“ Ausführungen der ersten Kapitel eigentlich verzichten. Die durchaus interessanten Mitteilungen zum „Problem des Lesens“, zur Zensur, zur Produktion der populären Lesestoffe, zu deren Kolporteurs usw. bieten doch etwas zu wechselvolle Gesichtspunkte, die immer wieder auf den polemischen Obertitel „Volk ohne Buch“ zugeschnitten erscheinen: Wenn man einmal murrend mitteilt, wie ungebildet das „Volk“ gewesen sei, wie wenige Menschen der Grundschichten in alten Zeiten überhaupt hätten lesen können, und dann gleich anschließend feststellt, welche hohe Auflagen die einzelnen Volksbücher gehabt haben, und daß die neuere Massensliteratur Millionenauflagen kennt, die zweifellos die Auflagenhöhe aller „literarisch“ anerkannter Schriftstellereien übertrifft, dann bezeugt man sich doch sehr stark als „Mensch mit seinem Widerspruch“. Man wird es dem Verfasser nicht verargen, daß ihn die in sich widersprüchlichen Teile der Volksliteratur persönlich nicht freuen, daß er für fast alle abwertende Urteile fällt, über volksverderbliche Schriften ebenso wie über gutgemeinte Literaturfördernde, die er dann als „Gartenlaubengeschwätz“ abtut. Aber, und das muß man nun an der vielleicht vorhandenen Grenzlinie zwischen Volkskunde und Literatursoziologie doch wohl sagen: Es handelt sich jedenfalls um historische Wissenschaften, die auf dem Weg zur Objektivität sich auch der Zurückhaltung bezüglich der persönlichen Urteile über Zeiten und Geschmacksrichtungen befleißigen müssen. Aber Schenda gibt, und daß muß seinen sehr fleißigen und lesenswerten Arbeiten insgesamt nachgesagt werden, Schenda gibt immer, auch besonders wieder in diesem Buch seinem Hang zu einer grämlichen Ablehnung alles Vorhergehenden, besonders aller bürgerlichen Konventionen, immer wieder nach. Das liest sich, wenn man auf eine gewisse polemische Literatur seit der Zeit des „Jungen Deutschland“ her bis zur unmittelbaren Gegenwart eingeschworen ist, zweifellos gut. Jedoch, so mag man sich fragen, wenn einem schon „die ganze Richtung nicht paßt“, dann muß man sich ja nicht damit beschäftigen. Eine Forschung aus Aversion, das ist doch eigentlich eine merkwürdige Sache. Nun, die Fritz Thyssen-Stiftung hat das Unternehmen gefördert, irgendwo wird sich für eine

Begabung, wie sie Schenda doch zweifellos darstellt, auch eine Verwertungsmöglichkeit für seine Studien aufzutun. Daß es nicht innerhalb des Faches Volkskunde sein wird, das wird wohl sein Weg zur „Literatursoziologie“ selbst mit sich bringen. Leopold Schmid

Hannes Sturzenegger, Volkstümlicher Wandschmuck in Zürcher Familien. Wesen und Funktion (= Europäische Hochschulschriften R. XIX, Bd. 2). 348 Seiten (vervielfältigt), 47 Abb. Bern 1970, Verlag Herbert Lang & Cie AG. sFr. 32,—.

Eine gediegene Dissertation bei Arnold Niederer. Der Verfasser hat sich einen querschnittartigen Überblick über den gegenwärtig üblichen Wandschmuck durch Erhebungen zu verschaffen gewußt, zu denen Gewerbeschüler, Primarschüler usw. herangezogen wurden. Einige Befragungen außerhalb von Zürich dienten zur Ermöglichung von Vergleichen, wobei ein Ausgriff nach Sardinien wohl übers Ziel hinauschießt.

Das Material aus der Stadt Zürich ist gewissenhaft gegliedert: Religiöser Wandschmuck, Mahnbilder und Mahnsprüche, Berufsbezug, Dekorativer Wandschmuck und Repräsentation, Familienbezug. Unter „Heimat und Ferne“ werden Bilder usw. zusammengefaßt, die entweder die „Heimat“ oder die „Erlebte Ferne“ oder auch deren „Ambivalenz“ andeuten können. Dann folgen die „Wunschbilder“, also einmal Wünsche nach der Ferne, sozusagen „Fernweh“, Wünsche nach der Vergangenheit „Antiquitätenliebe“, dann Sozialwünsche, nach dem sozial „Höheren“. Und „Komplexe Wunschbilder“ fehlen auch nicht, also „Idealbilder“, erträumte „Paradiese“. Es handelt sich um die viel ironisierten „Schlafzimmerbilder“. Einflüsse von Bausinger sind allenthalben mit Händen zu greifen. Einigermaßen verständlicher Weise schließt Sturzenegger die Waffen als Wandschmuck hier an. Daß alle diese Dinge ihre Geschichte haben, zeigt der Verfasser in einem kurzen Kapitel „Einige historische Aspekte des modernen Wandschmuckgebrauches“. Freilich drängen sich da Bedenken auf. Man kann doch das Interieur einer ausgesprochenen Sammlung, wie sie Schloß Grafenegg in Niederösterreich war, kaum direkt mit dem Wandschmuck der bürgerlichen „kleinen Leute“, damals und jetzt, in Verbindung setzen (S. 230 ff.).

Stoff und Auswertung werden in kurzen Schlußabschnitten gut zusammengefaßt. Eine stoffliche Bereicherung stellen Umfragen in Zürcher Wandschmuckgeschäften dar, die anhangsweise mitgeteilt werden.

Sieht man von dem etwas überheblichen Ton und von der leicht ironischen Färbung ab, zu dem der Stoff offenbar verlockt, und wozu das stilistische Vorbild Bausingers wohl auch angereizt hat, so wird man bescheinigen, daß eine nützliche Arbeit vorliegt, die in eine bestimmte Forschungsrichtung der Gegenwart hineinpaßt. An sich stammen die Anstöße, wie heute so oft, aus der Spamer-Zeit, und meine seinerzeitigen Hinweise auf die Wiener Verhältnisse wie deren Ausföhrung durch Hans Aurenhammer (ÖZV 61, 1958, S. 195 ff.) sind auch nicht unbemerkt geblieben. Aber viel wichtiger sind zweifellos die Vorarbeiten von Wolfgang Brückner geworden, der sich mehrfach mit dem „Trivialen“ (1967) oder auch „Kleinbürgerlichen und wohlstandsbürgerlichen“ (1968) Wandschmuck beschäftigt hat. Es handelt sich im ganzen um einen weiteren Schritt zur volkskundlichen Aufschlüsselung des 19. Jahrhunderts und seines Erbes. Viele Vorarbeiten, nämlich Samm-

lungsergebnisse, liegen längst stumm in den Depots der Museen. Der Wandel vom religiösen zum weltlichen Bildwandschmuck läßt sich an den dort gesammelten Graphiken usw. weitgehend ablesen. Wenn die Museen in einiger Zeit Erweiterungsbauten bekommen und mit ihren Kollektionen aus dem 19. Jahrhundert ausstatet werden, wird man sehen, wieviel hier längst getan worden ist. Leopold Schmidt

Gerda Baudisch, **Das patriarchale Dorf im Erzählwerk von Janko M. Veselinović** (= Slavistische Beiträge, hrsg. v. Alois Schmaus, Bd. 43), München, Verlag Otto Sagner, 1969. 225 Seiten.

Die Reihe der in schlichter Aufmachung vom allzfrüh 1970 verstorbenen Münchener Slavisten und Balkanologen Alois Schmaus herausgegebenen „Slavistischen Beiträge“ bietet in der so sehr der Volkskunde aufgeschlossenen Haltung des Organisations immer wieder auch Themen, die uns in die literarisch gestaltete Welt der slawischen Volkskulturen Einblicke gewinnen läßt. Ich erinnere an die Bände 3: M. Moskaik, Jan Kupala, der Sänger des weißruthenischen Volkstums (1961); 4: V. Pleyer, Das russische Altgläubigentum (1961); 10: J. Mrosik, Das polnische Bauerntum im Werk Eliza Orzeszkowas (1963); 32: D. Kullman, Das Bild des bulgarischen Mittelalters in der neubulgarischen Erzählliteratur (1968); 33: D. Burkhardt, Untersuchungen zur Stratigraphie und Chronologie der südslawischen Volksepik (1968); 41: M.-G. Wosien, The Russian Folk-Tale. Some Structural and Thematic Aspects (1969). Mehrere dieser Verfasser haben neben der Slavistik auch Volkskunde studiert und diese Ausrichtung mit in ihre Studien einbezogen. So auch die Verfasserin der hier angezeigten Arbeit, Frau Gerda Baudisch-Bartl. Hier stand die Analyse des Widerscheins dörflichen Lebens im Serbien der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Aufgabe, wie er sich aus dem sehr reichen Lebenswerk jenes Dichters Janko M. Veselinović (1862—1905) ablesen läßt, den die Literaturgeschichte als den „Idylliker unter den Dorferzählern der serbischen Realistik“ bezeichnet, bezogen auf die aus unzähligen, vor allem eben auch volkskundlichen Quellen der Zeit überprüfbare soziale Wirklichkeit. Der Dichter, einer ländlichen Popenfamilie entstammend, kannte die dörfliche Wirklichkeit aus dem Eigenerleben bis in die bedrückende Problematik der Enge, aus der er schließlich als Gymnasiast schon ausriß und sich mehr und mehr politisch zu engagieren begann, bis er einer der bedeutsamsten Streitgeister als Journalist und Dichter in den Reihen der sogenannten „Radikalen Partei“ wurde. Sein Weg hat ihn durch Großstadtwelt und Gefängnisse des Regimes der beiden Obrenović, der Reaktion auf jeder Seite und durch die bitteren Enttäuschungen seines Dorflehrerberufes, der ihm freilich keine Berufung war, geführt, bis zu jener eigenartig wehmütigen Resignation, in der Veselinović offenen Auges den „Verfall“ des dörflichen Gemeinschaftslebens (Auflösung der Großfamilie-zadruga; das akzeleriert wirksame werdende Generationsproblem; frühsozialistische Aufklärungsideen der Stadt im sich wandelnden Dorfe; Zusammenprall mit der ausgehöhlten, überlebten Patriarchalität altbalkanisch-serbischer Sonderprägung) sieht und dabei dennoch versucht, eben dieses vergehende, vergangene patriarchale Dorf nach Art einer Idylle als eine „heile Welt“, die einzige dem Serbenvolke gemäße Welt zu sehen. Dies besonders im Roman „Seljanka“ (Die Bäuerin), ab 1888 in Zeitschriftfortsetzungen, 1893 in Buchform, seither in nicht weniger als 24 Auflagen! Nicht etwa bloß als „folkloristisches Lokalkolorit“, sondern als Wesensgrundlage zur dichterischen Aussage in per-

sönlich intendierter Wertung sind die Elemente der serbischen Volkskultur als Erscheinungsformen „geordnet“-patriarchalen Lebens aufgenommen in Teilaspekten wie zadruža (Großfamilie) und inokoština (vita sine cognatis, cum sola uxore et libris degens), Haus und Hof, bäuerliche Hierarchie, Teilung und Auflösung der Zadruža, ihre Neubildungen, Familiengefühl, Nachbarschaft, Freundschaft, Glaube und Brauch im Jahresablauf wie im Ring der Lebensfeste usw. Alle diese funktional im Erzählwerk des Veselinović eingesetzten Elemente werden mit den literarischen Zitaten gut im Kontext erhellt. Darüber hinaus sind aber auch (wegen der geographischen Lage des Schauplatzes der meisten Erzählungen und zumal dieses Romans in der Nähe der islamischen Welt Bosniens und der Türkengrenzen und daraus bedingt der Nachwirkungen einer orthodox-slawisch-islamisch-türkischen Symbiose von nahezu fünfhundert Jahren zwischen der Amsfeldschlacht und der Befreiung Serbiens und den Balkankriegen) die Fachausdrücke in sorgfältiger Analyse zusammengestellt und interpretiert, so daß die Südosteuropa-Volkskunde auch daher gute Wort- und Sachbelege hinsichtlich ihrer im ausgehenden 19. Jahrhundert noch feststellbaren Semantik und (Rechts-)Gültigkeit finden kann. Denn der wissenschaftliche Anmerkungsapparat ist ebenfalls mit großer Belesenheit und Umsicht erstellt.

Leopold K r e t z e n b a c h e r

Georgios A. Megas, Das Märchen von Amor und Psyche in der griechischen Volksüberlieferung (Aarne-Thompson 425, 428 und 432) (= Pragmateiai tes Akademias Athenon, T. 30, 1971). Großoktav, 206 Seiten, 7 Karten im Anhang. Athen, Grapheion demosieumatou tes Akademias Athenon, 1971.

Es gibt vermutlich kein zweites Märchen, das so lang und so intensiv schon behandelt worden wäre wie das durch Apuleius von Madaura überlieferte von Eros und Psyche. Von älteren Untersuchungen abgesehen erschienen im letzten halben Jahrhundert: Otto Weinreich, *Das Märchen von Amor und Psyche und andere Volksmärchen im Altertum* (in: Friedländer, *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms*, Bd. II, Leipzig 1921, S. 89—132); Ernst Tegethoff, *Studien zum Märchentypus von Amor und Psyche* (Bonn und Leipzig 1922); Jan-Ojvind Swahn, *The Tale of Cupid and Psyche* (Lund 1955); *Amor und Psyche*, hg. Gerhard Binder und Reinhold Merkelbach (Darmstadt 1968). Der Märchenforschung im Sinn der Finnischen, des weiteren skandinavisch-angelsächsischen Schule entspricht die mächtige Monographie von Swahn am meisten.

Dieser Monographie folgt auch Georgios Megas in seiner neuesten Publikation, die knapp vor der Verleihung des Herder-Preises an unser verehrtes korrespondierendes Mitglied erschienen ist. Aber Swahn verfügte, wie begreiflich, nur über eine verhältnismäßig bescheidene Zahl von griechischen Varianten, nämlich 35, und übersah zudem, daß die sogenannten italienischen Varianten aus Apulien und Kalabrien auch der griechischen, eben der großgriechischen Überlieferung zuzuordnen seien. Megas hat alle ihm zugänglichen in Jahrzehnten gesammelten Varianten heranziehen können, und das sind nicht weniger als 442, von Kalabrien im Westen bis zum Pontus im Osten, mit reichster Bezeugung im eigentlichen Griechenland, nicht zuletzt auf seiner Inselwelt. Mit dieser imposanten Variantenzahl kann Megas die Fülle der Probleme der Untertypen bewältigen. Die räumliche Verteilung wird durch die beigegebenen Karten verdeutlicht.

Aber die reine Materialfülle und deren kulturgeographische Verbreitung ist letzten Endes nicht die Hauptsache an diesem Buch. Megas hat vielmehr die Gelegenheit ergriffen, und noch einmal so deutlich wie nur möglich ausgeführt, daß es sich bei dem von Apuleius zuerst überlieferten Märchen um griechisches Volksgut handle, das seinerseits, seinem Aufbau wie seinen handelnden Gestalten nach in die Zeit und Sphäre der mykenischen Kultur, also etwa in den Bereich um 1000 vor Christus, im Ostmittelmeer entstanden sein dürfte. Gleiches gilt vermutlich für so manches „Märchen“, das eigentlich auf eine frühgriechische Heroensage zurückgeht, und schon deshalb ist diese Behauptung von Megas nicht unwahrscheinlich.

Die Märchenforschung ist also um eine sehr bedeutende, erfreulicherweise in deutscher Sprache veröffentlichte Monographie bereichert worden, zu der wir nicht nur dem hochbetagten, aber immer lebensvollen Verfasser, sondern der ganzen Märchenforschung herzlich gratulieren möchten.

Leopold Schmid

Anzeigen / Einlauf 1969 — 1971

Brauchtum / Brauchkunst

Susanne Anderegg, Der Freiheitsbaum. Ein Rechtssymbol im Zeitalter des Rationalismus (= Rechtshistorische Arbeiten Bd. IV). Zürich 1968. 139 Seiten. 20.610

Klaus Beitzl, Vom „Saniklasstab“ im Tiroler Nikolausbrauch (Paznaun). (Tiroler Heimatblätter Br. 44, Innsbruck 1969, S. 11—16, 1 Abb.)

derselbe, Das Klausenholz. Gebetshölzer im vorweihnachtlichen Kinderbrauch. (Alpes orientales Bd. V, Laibach 1969, S. 241—255, 3 Abb., 1 Karte.) 21.185 SA

derselbe, Das Klausenholz. Untersuchung der Gebetszählhölzer im vorweihnachtlichen Kinderbrauch. (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 20, Bonn 1969, S. 7—92, 10 Abb., 2 Karten.) 21.480 SA

Andreina Nicoloso Ciceri und Luigi Ciceri, Il Carnevale in Friuli. Mascheramente e maschere, usi epifanici. Udine 1967. 229 Seiten, 147 Abb. 20.352

René Creux, Volkskunst in der Schweiz. Unter Mitarbeit von Christoph Bernoulli, Richard Bernard, Henri Gremaud, Max Gschwend, Rudolf Hanhart, Adolf Hottinger, Theodor Keller, Ottavio Lurati, Irmgard Müller, René J. Müller-Styger, Arnold Niederer, Margarete Pfister-Burkhalter, Willy Rotzler, Marc-R. Sauter, Jenny Schneider, Walter Tobler, Walter Trachsler, Robert Wildhaber, Robert L. Wyss, ergänzt durch einen Text von André Siegfried. Fontainemore 1970. 327 Seiten, zahlr. Abb. 21.526

Bernward Deneke, Zeugnisse religiösen Volksglaubens. Aus der Sammlung Richter (= Bilderhefte des Germanischen Nationalmuseums, 2). Nürnberg 1965. Unpag., 63 Abb. 21.386 FM-A

Tekla Dömötör und E. Eperjessy, Dodola and other Slavonic Folk-Customs in County Baranya (Hungary). (Aus: Acta Ethnographica, Bd. 16, Budapest 1967, S. 399—408, mit Noten und Abb. im Text.) 21.135 SA

Helene und Thomas Finkenstaedt, Stangelsitzerheilige und Große Kerzen. Stäbe, Kerzen und Stangen der Bruderschaften und Zünfte in Bayern. Weißenhorn 1968. 244 Seiten, 80 Abb. 20.416

Theo Gantner, Geburt — Taufe — Kleinkind. Ausstellung im Schweizerischen Museum für Volkskunde. Basel 1968. 16 Seiten, 12 Abb. im Text. 21.195 FM-A

Karoly Gink und Ivan Sándor Kiss, Dorfkunst und Dorfkünstler in Ungarn. Budapest 1968. 140 Seiten, zahlr. Bildtafeln, zum Teil farbig. 20.931

Finn Grandt-Nielsen, Lav og Lavsting i Odense. Tegninger Per Ravn. (Zünfte und Zunfaltertümer in Odense). Odense 1969. 80 Seiten, Abb. im Text, 8 Farbtafeln. 21.066

Friedrich Haider, Tiroler Volksbrauch im Jahreslauf. Innsbruck 1968. 592 Seiten, Noten im Text, zahlr. Bildtafeln. 20.403

Karl Haiding, Stiertreiber und Stiegrössing. (Aus: Festschrift 150 Jahre Joanneum. Graz 1969. S. 389—404, mit 16 Abb.) 20.907 SA

Hans Jürgen Hansen (Hg.), Kunstgeschichte des Backwerks. Geschichte und Entwicklung der Gebäckarten und ihrer Formen. Unter Mitarbeit von Ingetrud Bauer, Barbara Bazinska, Ernst Burgstaller, R. Calvel, Luis Cortes Vazquez, W. Eiselen, W. J. Fance, George A. Floris, Fritz Hahn, Ernstgeorg Hanssen, Nika Standen Hazelton, Toini-Inkeri Kaukonen, Thor Magnusson, Margarete Pfister-Burkhalter, Christa Pieske, Klaus Rüstig, Ernst Thiele, Paolo Toschi, Max Währen, Piroška Weiner und Popi Zoras. Oldenburg 1968. 284 Seiten, zahlreiche Bildtafeln. 20.439

Roger Henninger, Le Pflingstpfletteri de Soultzbach-les-Bains (aus: Art populaire de la France de l'Est. S. 261—272, mit 7 Abb. im Text). 21.112 SA

Claudia Hoff, Masken (= Luitpold-Sonderheft 7). München, o. J. Unpag., Farbtafeln. 21.354 SA

Franz Hula, Mittelalterliche Kultmale. Die Totenleuchten Europas. Karner, Schalenstein und Friedhofsoculus. Wien 1970. 108 Seiten, Karten und zahlr. Abb. auf Tafeln. 21.544

(Erika Karasek), Pfefferkuchen — Masken — Pyramiden. Weihnachtliche Volkskunst. Berlin, Museum für Volkskunde (1969), Unpag., 16 Abb. 21.173 FM-A

Alfred Karasek-Langer, Quattrocento anni di presepio nell' America Latina (in: Il Presepio, Bd. XVII, 1969, Nr. 60, S. 2—9, mit Abb. im Text). 21.189 SA

derselbe, Krippenkunst in Böhmen und Mähren (aus: Sudetenland, Heft 1, 1970, 15 Seiten, 13 Abb.). 21.461 SA

Hanns Koren, Sepp Walter und Boris Kuhar, Sonderausstellung Masken aus Slowenien. Graz, Steirisches Volkskundemuseum, 1969. Unpag., 4 Abb. 20.498 FM-O

Werner Lenz, Alle Jahre wieder. Weihnachten von A—Z. Gütersloh 1968. 144 Seiten, Abb. im Text. 20.452

Rudolf Albert Maier, Versuche über Traditionen des „Stoffwerts“ von Tierknochen und Traditionen primitiven „Tierdenkens“ in der Kultur- und Religionsgeschichte. München (1969, 43 Seiten. 21.051

János Manga, Hirtenkunst im Tiefland und im Oberland (aus: Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Bd. 16, Budapest 1967, S. 207—304, mit 42 Abb.).
21.131 SA

(Liselotte Möller und Hans Jürgen Hansen) Kunst der Konditoren. Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe, 1968. Unpag., mit Abb. und 1 Faltblatt.
20.804 FM-A

Franco Monaco, Italienische Volksfeste. Ins Deutsche übertragen von Christiane Kusch. Ohne Ort, 1967. 161 Seiten, unpag. Bildtafeln.
20.374

Luis Pedro Peña Santiago, La „Argizaiola“ vasca. Creencias, ritos y costumbres relacionados con la misma (Das baskische Kerzenwachsstock-Wickelgerät. Glaube, Riten und Bräuche in Bezug darauf). (= Coleccion Aunamendi, Bd. 38) San Sebastian 1964. 197 Seiten, 370 Abb. im Text.
21.279

(Wolfgang Pfandler), Peter und Paul in Götzens. Bildbericht über einen Umgang (Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift, Nr. 3, S. 190 bis 197, mit Abb.).
20.252 SA

Hans Pienn, Schützenscheiben mit bergmännischen Darstellungen aus Eisenerz (= Leobener Grüne Hefte, H. 126). Wien 1970. 16 Seiten, 16 Tafeln.
8703/126

Lutz Röhrich, Adam und Eva. Das erste Menschenpaar in Volkskunst und Volksdichtung. Stuttgart 1968. 196 Seiten, 149 Abb., Noten im Text.
20.471

Karl Sälzle, Deutsches Jagdmuseum München. Eröffnungskatalog. München 1966. 272 Seiten, Abb. im Text.
21.169 FM-A

William Sansom, Christmas. London 1969. 256 Seiten, zahlr. Abb. im Text.
20.388

(Wilhelm Sauter) „Ein new Jar“. Neujahrswunschblätter aus sechs Jahrhunderten. München 1969. 73 Seiten mit Abb.
21.003

Gertrud Smola, Im Namen Gottes fang ich an. Ausstellung Segenszeichen im Alltag. Graz, Kunstgewerbemuseum und Volkskundemuseum am Joanneum, 1968. 24 Seiten, Abb. auf Umschlag.
20.390 FM-Ö

Ulrich Steinmann, Der Ständebaum des Petrarkameisters. Ein Hinweis auf seine Beziehungen zu den „Böhmischen Brüdern“ (aus: Letopis. Reihe C, Nr. 11/12, 1968/69, S. 251—263, mit 6 Abb.).
20.431 SA

Susanne Thune, „Beseligende Weihnachtszeit“. Eine kulturgeschichtliche Plauderei. Günzburg 1969. 63 Seiten, Abb. im Text.
21.081

Zoltan Ujváry, Un masque d'animal d'origin slave dans les coutumes populaires de la Hongrie orientale (aus: Annales Instituti Philologiae slavicae Universitatis Depreceniensis. Slavica VII, 1967, S. 169—183, mit 8 Abb. auf 4 Tafeln).
20.640 SA

derselbe, Anthropomorphe mythische Wesen in der agrarischen Volksüberlieferung Ungarns und Europas (aus: Acta Ethnographica, Bd. XVII, 1968, S. 63—119, mit 7 Abb. im Text). 20.643 SA

Jan Urban, Bergbausymbole aus Kuttenberg (= Leobener Grüne Hefte, H. 95), Wien 1966. 45 Seiten, 27 Abb. auf Tafeln. 8703/95

Sepp Walter, Steirische Volkskunst. Den Freunden des Hauses (Leykam) zum Jahreswechsel 1969/70. Bildkalender. Graz-Wien 1969. 14 Blatt. 21.197 M

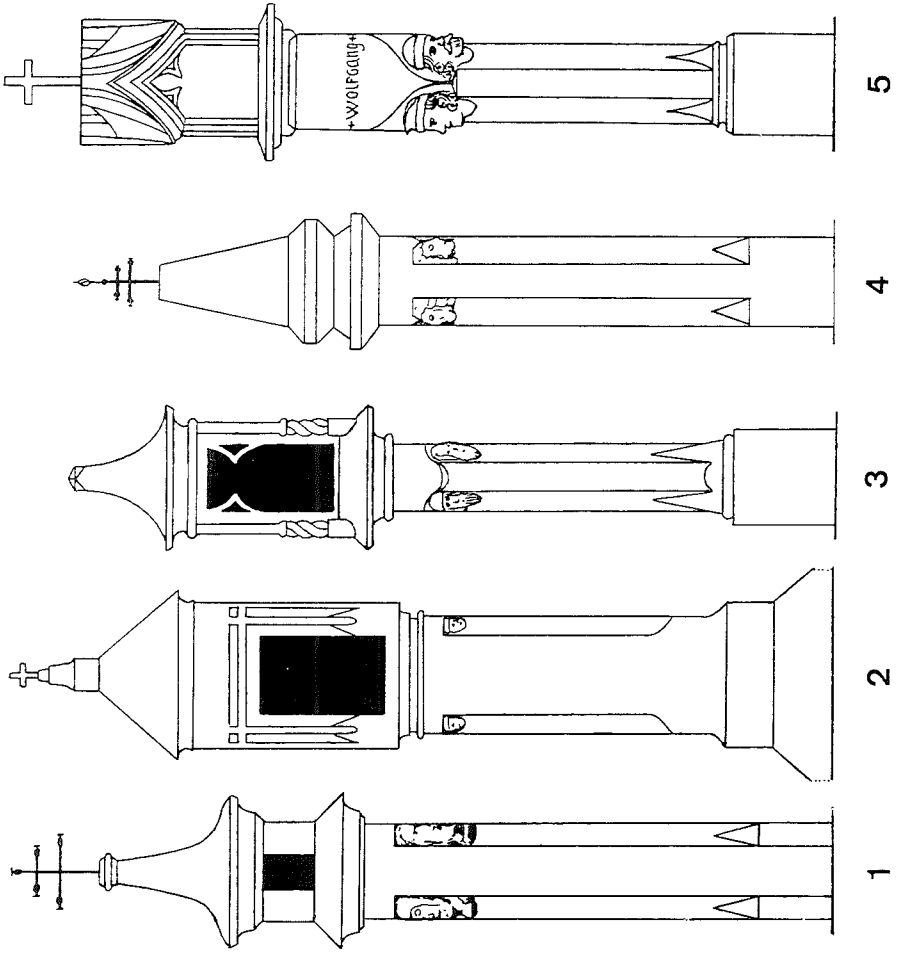
Rudolf Weinhold, Buttenträgerfiguren — Gebrauchs- und Ziergeräte aus der Weinbautüberlieferung (aus: Kontakte und Grenzen. Festschrift für Gerhard Heilfurth, S. 321—327, mit Abb. 23—36 auf Taf. XI bis XIV). 21.320 SA

Christian Zindel, Zu den Felsbildern von Carschenna (in: 97. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, Jg. 1967, Chur 1969, S. 5—22, mit 15 Abb. im Text). 21.343 SA

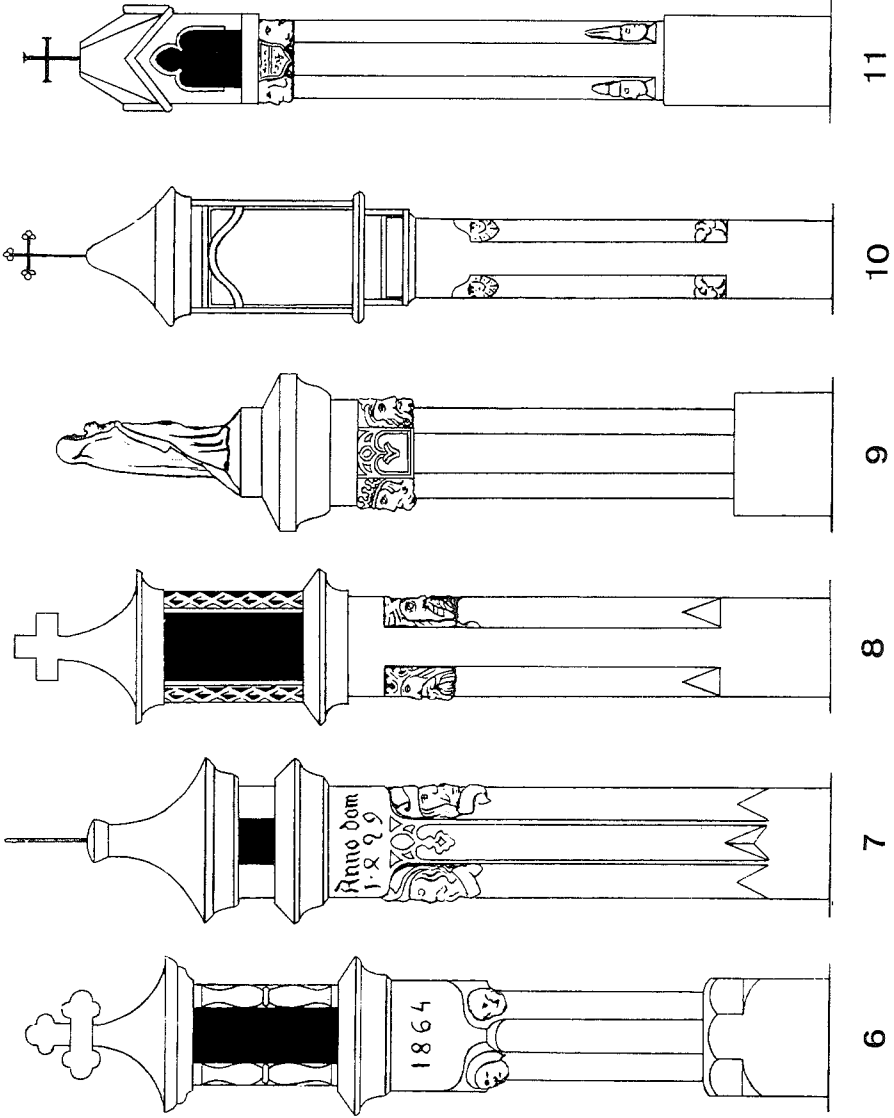
Annemarie Zogg und Robert Hirt, Zürcher Gebäckmodel (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 148/149), Zürich 1970. 72 Seiten, 51 Abb. auf Tafeln. 21.519

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1971

Kunstdruckbeilage

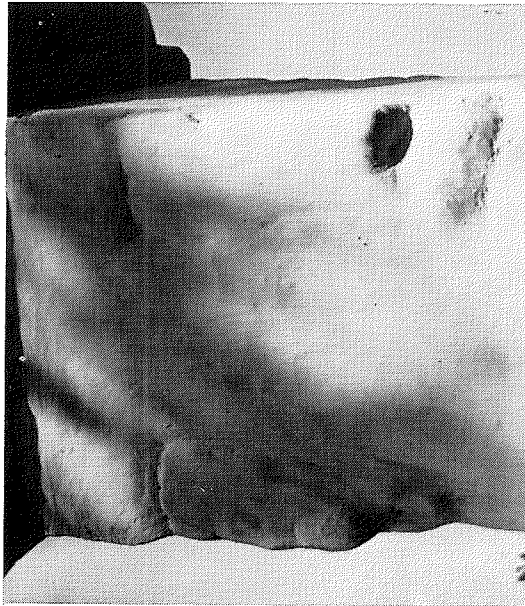


zu Berger, Lichtstockschäfte II

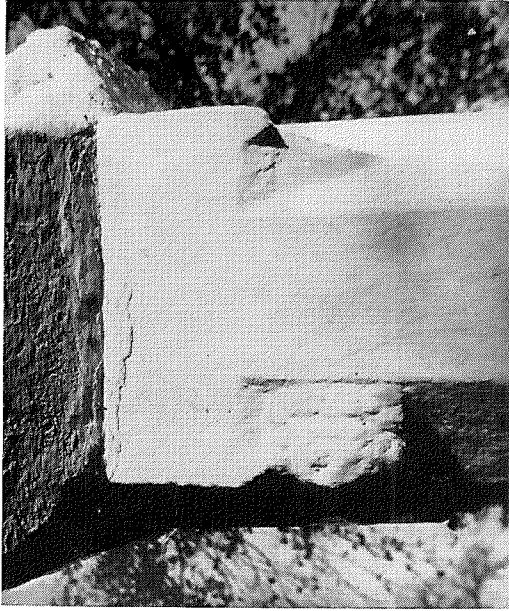




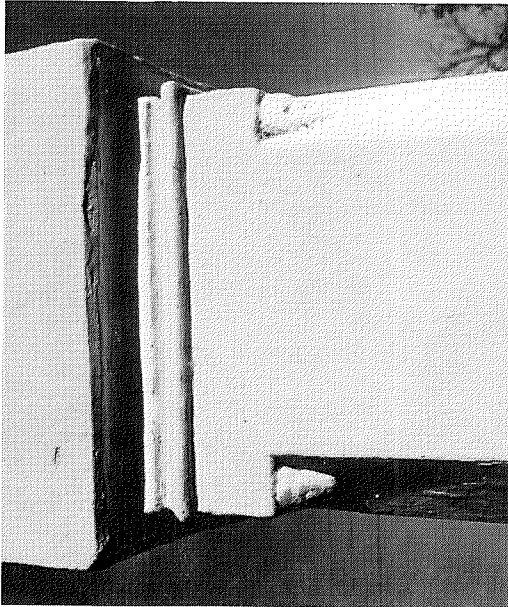
13



12



15



14



17



16

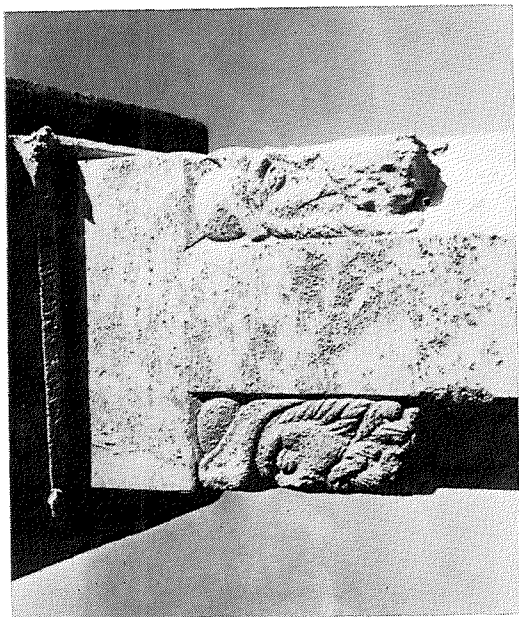
zu Berger, Lichtstockschäfte VI



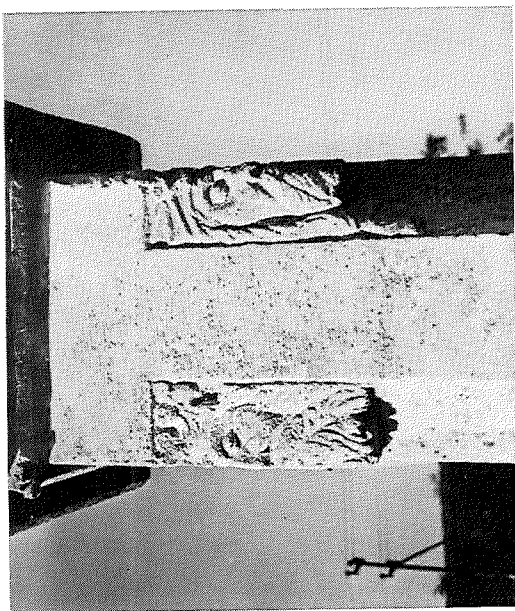
19



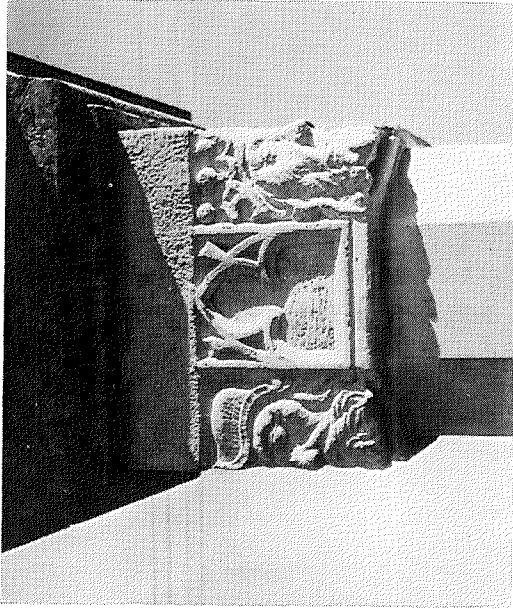
18



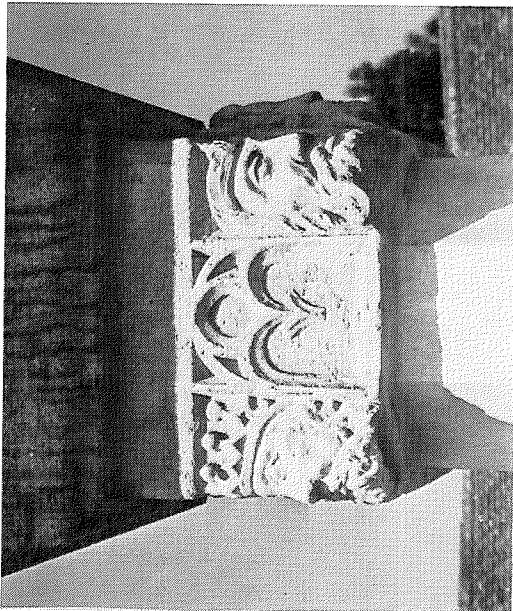
21



20



23



22

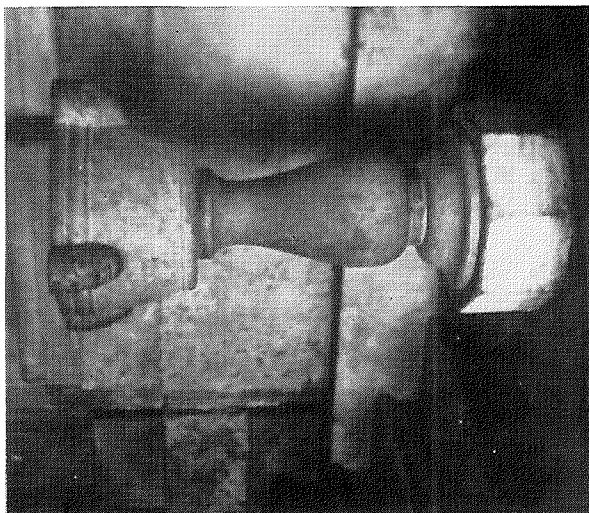


25



24

zu Berger, Lichtstockschäfte X

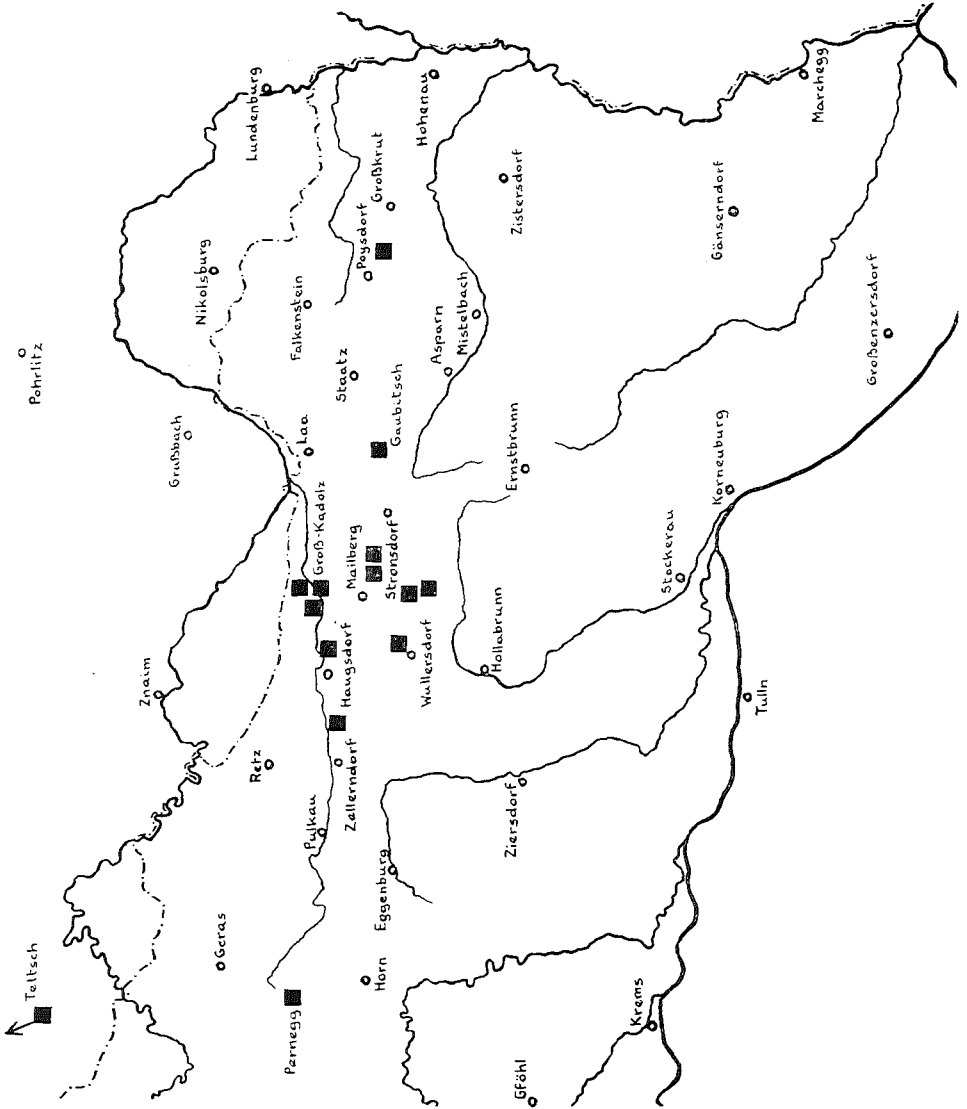


27



26

zu Berger, Lichtstockschäfte XI



Volkskunde und Computer

Eine Auseinandersetzung

Von Heda J a s o n

Department of Poetics and Comparative Literature
Tel-Aviv University. Tel-Aviv, Israel

Wir sind nun fortgeschritten und haben Computer. Unbegrenzte Möglichkeiten scheinen sich vor uns zu öffnen. Unternehmen, die bis unlängst ganze Menschenleben geduldigen Fleißes in Anspruch nahmen, können jetzt in einigen Stunden, sozusagen im Handumdrehen, ausgeführt werden. Wie ein Kind, das einen neuen Spielzeughammer bekommen hat und nun alles damit anklopft, so möchte man mit dem neuen „Spielzeug“ alles versuchen, was nur durch die Maschinerie laufen will. Vieles eignet sich ausgezeichnet dazu, anderes leider etwas weniger. Wie weit geht nun wirklich die Kraft des neuen Wunders? In Anbetracht der allgemeinen Unruhen, die über die Universitäten rollen, und der Suche nach neuen Wegen, neuen Fragestellungen, neuen Methoden und Prinzipien (siehe z. B. Greverus, 1969), möchten wir uns hier mit der Frage der Benutzung der Computermaschinerie in unserem Fach auseinandersetzen. Wir wollen Gebiete in unserem Fach besprechen, auf denen die Maschine schon angewendet worden ist, und sehen, ob mit Vorteil, oder wo sie unseres Erachtens mit gutem Nutzen angewendet werden kann, und so die Arbeit des Forschers um vielfaches ergiebiger machen — und theoretischen Fortschritt fördern kann.

Die Hilfe, die man von der Maschine erwarten kann, läßt sich in zwei Gebiete teilen: Technische Dienste sind es, die wir bekommen, und Beihilfe bei der Lösung von Forschungsproblemen. Die technische Hilfe ist es, die uns die viele teure Zeit erspart und unsere Arbeitszeit um vieles produktiver macht. Diese bleibt jedoch immer nur technisch, d. h. sie fördert nicht direkt unsere Einsicht in die Natur der Dinge und bringt uns dem Verständnis des Seins nicht näher. Die Maschine kann aber indirekt unseren theoretischen Untersuchungen helfen, indem sie uns ermöglicht, unvergleichlich größere Mengen von Daten zu untersuchen, als wir bisher imstande waren, und dadurch präzisere Resultate zu er-

zielen. Die Maschine kann unseren theoretischen Untersuchungen in direkter Weise behilflich sein, indem sie unsere Theorien, wenn in formaler Sprache ausgedrückt, auf Gültigkeit und innere Folgerichtigkeit für eine sehr große Menge von Fällen prüfen kann.

Hier wollen wir versuchen, diejenigen Gebiete unseres Faches zusammenzustellen und zu besprechen, auf denen unseres Erachtens Maschinen mit mehr oder weniger Nutzen angewendet werden können. Die einfacheren technischen Bereiche stellen wir voran (für eine allgemeine Einführung in die Computerbenützung für sprachliches Material siehe Hays 1966, Hays 1967).

Das Problem der wissenschaftlichen Kommunikation: Wir alle wissen, daß es der Veröffentlichungen immer mehr gibt, und daß es immer schwieriger wird, die Zeit zu finden, um den Lesestoff zu bewältigen und das herauszulesen, woran man eigentlich interessiert ist. Um durch dieses Dickicht einen Weg zu finden, blättern wir mühsam durch Bibliographien, Abstrakta und Sachregister. Wie es jetzt steht, haben wir einige periodische und kumulative Bibliographien, die leider unkomplett sind, auch nicht regelmäßig erscheinen und deren Kompilatoren nicht zusammenarbeiten¹⁾.

Eine maschinell bearbeitete, kumulative Bibliographie könnte auf dem laufenden gehalten werden und periodisch mit geringen Kosten von der Maschine als output im gewünschten Format abgedruckt werden. Das will heißen, es muß nicht jedesmal ein teurer Satz vorbereitet werden, und es müssen nicht jedesmal hunderte Seiten anstrengender und zeitraubender Korrekturen gelesen werden. Was noch wichtiger ist, die Bibliographie kann auch unausgedruckt laufend, noch in der Maschine, mit geringen Kosten konsultiert werden. Das kumulative Programm erspart es uns, Jahrgang nach Jahrgang mühsam durchblättern zu müssen. Die Maschine reiht laufend neue Titel ein und ergänzt laufend die Autoren- und Sachregister. Das will heißen, die Maschine kann

¹⁾ Bibliographie Internationale des Arts and Traditions Populaires; ed. R. Wildhaber, 1919 ff.

Demos, Institut für die deutsche Volkskunde, Akademie der Wissenschaften, Berlin, 1960.

International Bibliography of Social and Cultural Anthropology, 1955, UNESCO, London, 1958.

Journal of American Folklore, April Supplement, American Folklore Society, University of Texas Press, Austin, Texas, 1955 ff.

Mel'ts, M. IA, Russkij Fol'klor; bibliograficheskij ukazatel, 1917—1965, 3 vols., Moskau, 1961—1967.

PMLA — Publications of the Modern Language Association of America, New York, 1884/5 ff.

Southern Folklore Quarterly, Gainesville, Florida, 1939 ff.

auf Wunsch die Titel, die einen gewissen Gegenstand behandeln, mit Hilfe des Sachregisters aussuchen, abdrucken und uns so jedes Suchen ersparen. Ein entsprechend organisierter internationaler Informationsdienst kann auch das periodische Abdrucken der Bibliographie ersparen (siehe Hays 1967, Kap. 10 und 12, und die dort angegebene Bibliographie).

Das Eliminieren des Satzes und Druckes und die Möglichkeit des laufenden Konsultierens der Bibliographie hat einen weiteren wichtigen Vorteil: die Verspätung, mit der wir jetzt die bibliographische Information bekommen, wird aufgehoben, was uns lebendigeren Kontakt mit unseren Fachkollegen ermöglicht.

Ähnlich kann man mit **Abstrakten** verfahren. Wenn sich die Gewohnheit allgemein einbürgert, mit jedem Aufsatz und Buch gleich eine Zusammenfassung desselben zu veröffentlichen, kann ein Sachregister vorbereitet werden, das in derselben Weise wie die Bibliographie konsultiert werden kann. Wir haben bereits soziologische, psychologische und linguistische Abstrakte²⁾. Letztlich erschienen auch Abstrakte in Folklore (diese leider auf sehr niedrigem Niveau)³⁾, und gerade wurden auch anthropologische Abstrakte angezeigt⁴⁾. Die meisten Veröffentlichungen aber, die diese „Abstracts“ behandeln, sind leider auf die Vereinigten Staaten und andere englisch sprechende Länder beschränkt.

Das Problem der **Zugänglichkeit** der Daten: Eine gut angelegte Lochkarten-Kartei, die verschiedenen Register der Archiv- und Museenbestände enthaltend, könnte Zeit sparen, um die nötigen Materiale zu finden. Karteien können beliebig maschinell reproduziert werden, um in anderen Anstalten bei der Hand zu sein, in Karteiform oder auf magnetischem Band. Eine zentrale Aufbewahrungsstelle kann die gewünschte Information telephonisch (mit der Hilfe von einem time-sharing-system) aus allen Archiven in Minuten besorgen.

Jede Untersuchung, die **Karteien** erfordert, kann bei größerer Zahl der Karten vorteilhaft maschinell bearbeitet werden; oder bei kleinerer Zahl der Karten maschinell schnell sortiert wer-

²⁾ L. L. B. A. — Language and Language Behavior Abstracts, University Microfilms, Ann Arbor, Michigan, 1968 ff.

³⁾ Psychological Abstracts, American Psychological Association, Washington, 1927 ff.

Sociological Abstracts, American Sociological Association, et al., New York, 1952 ff.

⁴⁾ Abstracts of Folklore Studies, Supplement to Journal of American Folklore, University of Texas Press, Austin, Texas, 1963 ff.

⁴⁾ Abstracts in Anthropology, Greenwood Periodicals, announced.

den, nach beliebigen Grundsätzen umgruppiert werden, und die jeweiligen Resultate können ausgedruckt werden. Untersuchungen, die statistische Bearbeitung der Daten benötigen, lassen sich besonders vorteilhaft maschinell bearbeiten.

Weiters kann die Maschine jede Art von Diagrammen und Zeichnungen produzieren, ihre Maßstäbe ändern, sie vergleichen, neue Daten laufend hinzufügen oder die gewünschte Art der Daten separieren. Die Maschine kann Formen von Gegenständen registrieren und jede beliebige Form, wenn nötig, wieder finden. So können mit einem Programm Charakterzüge verglichen und in Raum und Zeit verfolgt werden, alles im Zeitraum von Minuten.

Uns allen ist die mühsame, Jahrzehnte dauernde Arbeit an den volkskundlichen Atlanten gut bekannt. Bis der Atlas endlich fertig und gedruckt vor uns liegt, sind die Daten nur noch von historischem Interesse und ist die ursprüngliche Fragestellung überholt. Hier kann die Maschine gute Dienste leisten. Sie wird Daten sichten, ordnen und die Karten zeichnen. So kann die Maschine Landkarten in beliebigen Maßstäben herstellen, vergrößern oder verkleinern und vergleichen, neue Daten laufend hinzufügen, Daten separieren oder von mehreren Karten mit verschiedenen Daten eine gemeinsame Karte produzieren. All dies kann vor unseren Augen auf einem Television-Bildschirm vor sich gehen. Mit dem sogenannten „Lichtstift“ kann der Forscher beliebige Daten auf den Television-Bildschirm zeichnen, jede Zeichnung festhalten und sofort ausdrucken. Die volkskundliche Karte kann auf diese Weise, anstatt eine tote Registration eines einmaligen Momentes zu sein und nur der Darstellung zu dienen, ein lebendiges Arbeitsinstrument werden, das historische Theorien über Raum- und Zeitentwicklungen prüfen und vergleichen und vor unseren Augen den historischen Prozeß auf den Bildschirm simulieren kann, wobei jedes beliebige Bild gleich im Outprint festgehalten werden kann. Die rein technischen Gegebenheiten ermöglichen uns also eine Verwandlung der toten Karte in ein lebendiges Instrument der historischen Untersuchung⁵⁾.

Das nächste Gebiet, das unser mechanischer Roboter mit Leichtigkeit fördern kann, ja eigentlich erst so richtig in Angriff

⁵⁾ An der Columbia University, New York, wird jetzt der „Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry“ mit Hilfe von Computern vorbereitet. Leiter: Uriel Weinreich (verstorben 1967), jetzt Marvin J. Herzog. Das Werk ist noch in Arbeit; für Untersuchungen, die aus der Arbeit am Atlas hervorgegangen sind, siehe: Herzog 1965, Lowenstein 1969, Herzog 1969, Weinreich 1969, Wolf 1969, Green 1969, Schwartz 1969, Schwaechter 1969, Ravid 1969.

nehmen läßt, ist Stilanalyse. Die Literaturwissenschaft hat dieses Gebiet schon entdeckt und betreibt seit einiger Zeit Stilanalyse mit großem Erfolg. So ließ sich auf diese Weise z. B. manche Frage der strittigen Verfasserschaft lösen⁶⁾.

In unserem Fach ist es der Stil des einzelnen Erzählers und Sängers und der Stilkanon der jeweiligen Kultur, die von Interesse sind. Die Fragen des mündlichen Kunststils; seiner grammatischen Besonderheiten gegenüber der alltäglichen Sprache; die poetischen Eigenschaften und die Bildhaftigkeit des gesprochenen Kunstwerkes; die Probleme des gesprochenen Stils gegenüber dem geschriebenen; die Probleme der individuellen Kunstgestaltung der Erzählung oder des Liedes; das Problem der Variabilität des gesprochenen Literaturwerkes (siehe Strohbach, 1966) — all dies, und vieles andere, ist jetzt mit der Hilfe von Tonbandaufnahmen leicht in Angriff zu nehmen. Die Maschine wird uns helfen, den jeweils verwendeten Wortschatz zu bestimmen, die charakteristischen Redewendungen zu finden und die Besonderheiten des grammatischen Baues von Satz und Absatz zu ermitteln.

Als zweite Dimension kann die Untersuchung von mehreren aufeinanderfolgenden „Generationen“ von Erzählern dienen. Diese würde zeigen, wieviel von der künstlerischen Ausstattung zusammen mit dem Inhalt tradiert wird, und wieviel individueller Beitrag ist, was Fragen der sogenannten Biologie der Volkstradition sind.

Bisher besprachen wir die Anwendung, die maschinelle Methoden auf verschiedenen Gebieten in unserem Fach finden könnten. Wenden wir uns nun einem Gebiet zu, in dem der Computer schon seit dem zweiten Weltkrieg auf dem weiten Gebiet der Gesellschaftswissenschaften in den Vereinigten Staaten angewendet wird. Die Methode kam zur Volkskunde von den Bereichen der politischen Wissenschaft, der Psychologie und der Soziologie. Jedes Fach, das mit sprachlichem Material zu tun hat, kann sie anwenden. Est ist die sogenannte *content analysis*⁷⁾. Auf die Volkskunde angewendet versucht diese Methode, dem Sinne und den Werten, die in der Volksliteratur einer Kultur ihren Ausdruck fanden, und so dieser Kultur selber näherzukommen. Sie unter-

⁶⁾ Siehe: Bessinger and Parrish 1964; Bowles 1967; Ellis 1966; Leed 1966; Raben 1967; Whalley 1967; Wier 1967. Berichte über laufende Untersuchungen siehe in *Computers and the Humanities*, New York 1967 ff., und *Computer studies in the Humanities and Verbal Behavior* 1968 ff. Die Programme werden gewöhnlich unentgeltlich zur Verfügung angeboten.

⁷⁾ Siehe: Berelson 1952; Holsti 1969; Kadushin et al. 1968; Pool 1959; Psathas 1969; Stone et al. 1966.

sucht den Wortschatz der Erzählungen (oder Lieder, Sprichwörter, magischer Formeln usw.) einer Kultur, stellt die betonten und die fehlenden semantischen Felder und einzelne Begriffe und Begriffsbereiche einander gegenüber und versucht Schlüsse daraus zu ziehen.

Die Methode wurde anfangs manuell betrieben. Als die Maschinen aufkamen, bekam die Arbeit weiteren Anstoß, da jetzt viel größere Mengen Materials mit weit weniger Mühe verarbeitet werden können. Das stellt naturgemäß verlässlichere Resultate in Aussicht. Der zweite Vorteil besteht darin, daß die objektive Maschine das subjektive Element in der manuellen Kodierung des Textes ausscheidet. Die Maschine sucht den Text gemäß einer Liste von Wörtern und Wortkombinationen, die ihr aufgegeben wurde, ab. Man kann nun das Faktum der häufig vorkommenden oder der fehlenden Wörter, Wortkombinationen und semantischen Felder zu deuten versuchen. Man kann Texte aus verschiedenen Kulturen vergleichen und aus eventuellen Unterschieden in den Resultaten über diese Kulturen Schlüsse zu ziehen versuchen.

Der erste, der diese Methode in der Volkskunde angewendet hat, war Th. A. Sebeok (1953, 1956, 1957, 1958, 1959 a, 1959 b, 1962, 1965). Er ließ Lieder und magische Texte der Tscheremissen durch die Maschine laufen und Wortkombinationen aufsuchen. Leider hat er seinen Resultaten keine kultursemantische Interpretation beigegeben, und seine weiteren Arbeiten an diesen Texten befassen sich mit deren linguistischen und rein poetischen Eigenschaften. Der nächste im Felde ist B. Colby (1963, 1966 a, 1966 b, 1966 c), der Texte aus einigen Kulturen einander gegenüberstellte und versuchte, aus der Verteilung des Wortschatzes auf die Struktur der Erzählungen zu schließen. Er fand aber selber, daß seine Resultate leider nicht gut interpretiert sind. Dasselbe geschah P. Maranda (1967 a, 1967 b). Dieses traurige Ergebnis wird noch trauriger, wenn wir sehen, daß dies keinen von beiden besonders bekümmert. Sie widmen ihre Energie der weiteren Verfeinerung der Wortliste, die der Maschine eingegeben wird (der „General Inquirer“ — siehe Stone et al., 1966), in der Hoffnung, daß darin die Lösung liegt.

Dieser Mißerfolg ist aber nicht der Maschine in die Schuhe zu schieben. Wortzählen scheint nützlich zu sein, wenn man psychiatrische Interviews und Zeitungsartikel auf ihren Inhalt untersucht. Es scheint aber für volksliterarische Materialien, die ja Kunstwerke sind, nicht besonders geeignet zu sein. Schon vor einigen Jahren hat A. Dundes die Fehlerhaftigkeit dieser Methode besprochen, seine Stimme hat aber kein Gehör gefunden (Dundes, 1965).

Der „content analysis“ fehlt hier eigentlich die Theorie. Sie hat keine klar formulierte Fragestellung, auf die sie Antwort suchen würde. Es ist eine Art „fishing expedition“ — hat man Glück, „erfischt“ man etwas.

Wenden wir uns nun einigen von den Gebieten der Volkskunde zu, die ihre Fragen klar formuliert haben, und die eine Methode entwickelt haben, um diese Fragen zu beantworten. Wir wollen hier versuchen zu zeigen, wie in diesen Gebieten die Maschine angewendet werden könnte, um auf die gestellten Fragen mit Hilfe der bestehenden Methoden Antworten zu suchen. Die Fragestellungen, die wir besprechen wollen, sind die Frage nach dem Ursprung und der Historie der Volksliteratur — das Gebiet der historischen Folkloristik und die Frage nach ihren ästhetisch-formalen Qualitäten — das Gebiet der kunsttheoretischen Volkskunde.

Die uns allen gut bekannte finnische historisch-geographische Methode kann mit Leichtigkeit von der Maschine gefördert werden. Ein einziges Programm genügt, um alle Typen der Erzählungen und erzählender Lieder (Epen und Balladen), die postuliert wurden, zu bearbeiten. Eine flüchtige Skizze des Programms, das die Maschine ausführen müßte, um eine beliebige Monographie zu produzieren, würde folgendermaßen aussehen:

1. Teile jeden Text in Motive ein (jedes Motiv bekommt sein Paßport, bestehend aus: der Laufnummer des Textes, dem geographischen Kode, dem Alterskode und der Quellenangabe.

2. Vergleiche die Motive und nummeriere sie durchgehend in eine kumulative Liste. Gleiche Motive bekommen die gleiche Kodenummer. Die Motive werden verglichen und die gleichwertigen zusammengruppiert, nachdem sie maschinell normalisiert worden sind (d. h. der Text wird auf die Wortwurzel reduziert, die Synonyme werden mit Hilfe einer entsprechenden Wortliste als solche erkannt und auf einen gemeinsamen Nenner gebracht).

3. Bereite eine Tabelle der Motive vor; die Reihen sollen die Motive enthalten und die Spalten die Texte, z. B.:

Text Nr.	1	2	3	4
Motiv Nr. 1	x	x		x
2	x			x
3		x	x	x

Die Versionen werden nach gewünschtem geographischem Prinzip und in den geographischen Abteilungen nach Alter geordnet. Die Tabelle wird ausgedruckt.

4. Summiere die Motive in der Tabelle nach den einzelnen geographischen Gebieten und bestimme so die Normaltypen. Printout.

5. Addiere die Normaltypen, um den Archetyp zu bekommen. Printout.

6. Zeichne Landkarten und skizziere die Versionen darauf (jeder Normaltyp kann mit besonderen graphischen Zeichen versehen werden).

Sind die Monographien von allen Erzähltypen einmal ausgearbeitet, so kann die Maschine die Ergebnisse in Tabellen summieren, um Erzählproduktionsherde anzuzeigen, die Hauptursprungszeiten für jedes Gebiet anzugeben und die Hauptverbreitungswege auf Karten festzulegen (über die Ziele der historisch-geographischen Methode siehe bei Aarne 1913, p. 56).

Die Maschine spart uns die mechanische Arbeit und verbilligt den Arbeitsprozeß: die Leistung der Maschine in einer Zeiteinheit ist unvergleichlich höher als die des Forschers. Die Ausführung des ganzen Programmes für einen Erzähltyp von ca. tausend Versionen würde vielleicht eine Stunde in Anspruch nehmen, was an Kosten bloß einige hundert Mark ausmacht. Da ein Programm für alle Typen genügt, verteilen sich die respektiven Kosten. Das Programm kann aus standardisierten Teilprogrammen zusammengestellt sein, die von IBM billig bezogen und mit der Anpassung der Details dem Zweck gerecht gemacht werden können.

Gehen wir nun an die Arbeit, müssen wir gleich bei dem ersten Schritt Halt machen. Wir brauchen eine automatische Prozedur, um ein Motiv aus dem Text maschinell ausscheiden zu können. Wir müssen der Maschine genau sagen können, wo ein Motiv im laufenden Text anfängt und wo es endet, d. h. eine Prozedur angeben können, die keine Intuition benötigt, da die Maschine eben keine Intuition hat. Nun haben wir leider keine klare und unmißverständliche Definition des Motivs, und die Erzählungen werden intuitiv in Motive zerlegt. Dadurch ist es auch nicht möglich, eine automatische maschinelle Prozedur für die Erkennung der Motive durch das Programm zu entwerfen. Dies ist natürlich der Fehler unserer Theorie und wird durch das Entwerfen eines Programmes nur unterstrichen und klar zum Bewußtsein gebracht.

Wir haben nun zwei Möglichkeiten zu handeln. Wir können den leichten, aber unfruchtbaren Weg gehen, die Texte zuerst manuell in Motive zu zerlegen und das Programm mit Punkt zwei anlaufen lassen. Oder wir können uns die Mühe nehmen und versuchen, uns selbst klar zu machen, was wir denn eigentlich unter einem Motiv verstehen. Aus welchen Teilen ist diese Einheit zu-

sammengestellt? In was für einem Verhältnis stehen diese Teile (= niedere Einheiten) zueinander? Wie sind diese zur komplexeren Einheit „Motiv“ zusammengestellt? Und wie können wir die Einheit, die wir „Motiv“ benannten, aus dem zusammenhängenden Text abgrenzen? Wissen wir erst dies alles, dann können wir versuchen, unser neues Wissen in eine formale Sprache zu bringen, die dann in die Maschinensprache übersetzt werden kann. Danach können wir unser Programm anlaufen lassen und fertige Monographien von der Maschine bekommen⁸⁾.

Mit unserer Arbeit haben wir aber weit mehr getan: wir haben neue und interessante Einsichten in den Bau der Volksliteratur gewonnen. Die Maschine war der strenge Schulmeister, der uns gezwungen hat, uns selber darüber klar zu werden, was wir denn eigentlich unter „Motiv“ verstehen. Der Schleier, der über dem Phänomen „Volksliteratur“ liegt, ist etwas dünner geworden.

Betrachten wir nun die ästhetisch-formelle Fragestellung. Was wir wissen möchten, ist der innere literarische Bau des Kunstwerkes, seine Struktur. Diese hat einige Ebenen, unter anderem diejenige des Sprachgewandes (Stileigenschaften — „textural structure“), die Ebene des Erzählinhalts („narrative structure“) und die der Dramatisierung des Liedes oder der Erzählung (die akustischen und optischen Effekte, die der Künstler benützt — „dramatic structure“ —, siehe Jason, 1969).

Die Ebene des Sprachgewandes — die Stilanalyse — besprechen wir oben; die Untersuchungen der dramatischen Struktur ist kaum in Angriff genommen, da sie schwer fixierbar ist und kostspielige Apparaturen benötigt (Filmaufnahmen)⁹⁾.

Die Struktur des Erzählinhaltes scheint ein zusammenhängendes System zu bilden, das mit Leichtigkeit in formale Sprache übersetzt werden kann¹⁰⁾. Die Analyse wird in enger Anlehnung

⁸⁾ V. Propp (1928) würde seine „Funktion“ als Einheit vorschlagen (die A. Dundes — 1962 — „motifeme“ benannt hat). Diese wurde aber bis jetzt noch nicht so weit bearbeitet, um von der Maschine automatisch aus zusammenhängendem Text ausgeschieden werden zu können.

⁹⁾ Siehe einige Anfänge bei Haiding 1955, Jansen 1957 und Kriss-Rettenbeck 1965.

¹⁰⁾ Nicht formalisierte Anfänge der Analyse siehe bei Shklovskij 1919, Volkov 1924, Nikiforov 1927, Propp 1928, Dundes 1964, Jason 1967, Jason 1971; ein Formalisierungsversuch von Propps Analyse wurde vom Linguisten der Chomsky-Schule G. Lakoff unternommen — Lakoff 1964, nach Chomsky 1957; andere Versuche machten Greimas 1963, Bremond 1964; Powlinson 1965 und Mathiot n. d. Wir möchten die Arbeit C. Levi-Strauss' nicht hier einschließen, da er sich nicht mit dem ästhetischen Aspekt des Erzählinhaltes einer Literaturgattung befaßt, sondern mit der Struktur des Sinngeltes des mythischen Denkens (Levi-Strauss 1955, 1964, 1966).

an die moderne linguistische Methode gemacht. Dies gilt auch für die Formalisierung der Analyse, die als ein Kalkül konstruiert werden kann. Erzähleinheiten auf einigen Ebenen (analog den Einheiten „Morphem“, „Wort“ und „Satz“ in der Sprache) und Kompositionsregeln werden postuliert, die die Beziehungen zwischen den Einheiten beschreiben und einfachere Einheiten zu komplexeren Einheiten zusammenstellen (analog zu den syntaktischen Regeln der Sprache). Wir stellen also sozusagen eine „Grammatik“ der Erzählungen zusammen, die eine Syntax der literarischen Kompositionsregeln und ein Lexikon der einfachen Erzähleinheiten enthält.

Die Maschine soll uns nun helfen, unseren Aussagenkalkül (unsere Theorie, die eine „Grammatik“ ist) zu entwickeln und soll uns zeigen, inwiefern dieser Calculus das Phänomen „Volkserzählung“ (oder Volkslied) richtig beschreibt. Ist unsere Theorie gültig, so wird die Maschine das liebe Großmütterchen beim Märchen erzählen ablösen können. Das heißt, wir können unsere Theorie von der Maschine prüfen lassen. Wenn Lexikon-Einheiten und Tabellen der Kompositionsregeln der Maschine eingegeben werden, so sollte sie Erzählungen, die nicht von natürlichen Geschichten zu unterscheiden sind, mechanisch komponieren können.

Falls wir also unsere Theorie durch die Maschine laufen lassen und die Erzählung, die die Maschine uns wiedergibt, nicht einer natürlichen Erzählung gleichwertig ist, so haben wir in unserer Theorie einen Fehler gemacht. Die Unterschiede zwischen der Erzählung der Maschine und einer natürlichen Geschichte werden uns aufzeigen, wo wir Fehler in unserer Theorie zu suchen haben.

Die Maschine ist nur ein Werkzeug und kann nur ganz genau das ausführen, was man ihr aufträgt, und kein Jota mehr. Haben wir einen Fehler gemacht — so kann ihn die Maschine nicht als solchen erkennen; sie wird ihn bloß millionenfach vergrößern, was nicht immer angenehm ist... Und wenn wir sinnloses Zeug durch die Maschine laufen lassen, um es, sagen wir, statistisch zu verarbeiten, wird es darum nicht plötzlich Sinn bekommen. Wir müssen genau wissen, was wir als Resultat der Maschinenarbeit erwarten. Eben diese Eigenschaft der Maschine, nicht denken zu können, zu fordern, daß alles auseinandergesetzt und erklärt wird, keine „sich von selbst verstehende Annahmen“, keine Vorurteile, kein Vorwissen und keine Interessen zu haben, sondern eine sinnvolle, zielbewußte Theorie zu benötigen — diese Eigenschaft eben ist es, die wir gut benützen können, um unsere Theorien zu prüfen. Die Verarbeitung der Theorie durch die Maschine wird sofort alle Fehler, Ungereimtheiten und Widersprüche

in unserer Theorie aufdecken, die wir übersehen haben. So wird die Maschine unser Lehrer: sie lehrt uns systematischer zu denken und hilft uns bessere Theorien zu entwerfen. Das Denken selber bleibt aber soweit unsere Aufgabe.

Vorläufig sind wir noch sehr weit von dem Experiment mit dem Großmütterchen. Unsere Theorie ist noch weit davon, so vollständig zu sein, um in formalen Ausdrücken, die es erlauben würden, sie in die Maschinensprache zu übersetzen, formuliert werden zu können. Wir können uns damit trösten, daß es der ganzen großen Armee der Linguisten auch noch nicht gelungen ist, eine volle Grammatik mit Erfolg durch die Maschine laufen zu lassen, um mit ihr ein Zwiegespräch beim Kaffeetisch zu führen.

Dieses wäre eine flüchtige Übersicht der Fälle, in denen wir uns der Maschine bedienen können. Ob und wieweit unsere Arbeit auf sinnvolle Fragen antwortet, unsere Theorien entwickeln hilft, ob sie unser Wissen fördert und uns tiefere Einsicht in die Natur der Dinge gibt — das ist nicht die Angelegenheit der Maschine. Solche Fragen sind für sie irrelevant. Die Maschine ist ein folgsamer, aber ganz stupider Diener, und wir müssen es lernen, ihm Befehle zu geben. Mit der Entwicklung unserer Theorien und der Stellung neuer Fragen werden sich neue Gebiete der Maschinenbenützung eröffnen.

Die Benützung der Maschine erfordert natürlich Mittel, die von irgendwoher zu beschaffen sind. Aber verglichen mit der Ersparnis an Arbeitszeit und der Erhöhung der Produktivität der Arbeit des Forschers sind die benötigten Mittel minimal. Natürlich, Kaninchenzüchtern wirft handgreiflicheren Gewinn ab, aber da man sagt, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt (Deut. 8 : 3), dürfen wir doch einige Hoffnungen hegen? ¹¹⁾

¹¹⁾ Als dieser Aufsatz gerade fertig war, brachte der Postmann die neue Nummer des *Proverbiu m* (Nr. 14, 1969) mit dem Aufsatz Bengt Holbeks „Computer Classification of Proverbs“ und dem Kommentar Pentti Leinos „A Computer for the Paremiologist?“ B. Holbek, in der Rolle des Archivars, versucht Computer zu benützen, um die vorhandenen Materiale zu ordnen. Das Resultat ist ein bibliographisches Hilfsmittel, ein Index, der ein schnelles Auffinden der nötigen Materiale ermöglicht und so dem Publikum dienen kann.

P. Leino geht vom Standpunkt des Forschers aus und fragt: Was kann man nun anfangen mit den schön geordneten Materialien? Die Maschine kann uns alle „rhythmic proverbs collected from female informants in Western Jutland in the period between 1875—1900, containing the words *bedre* (better) and *end* (than)... (Holbek 1969: 375—376)“ schön fein zusammen ausdrücken. Was sollen wir mit dieser Information anfangen? Der Forscher muß erst einmal sein Problem haben, sich überlegen, wie er es lösen soll, und dann Materialien suchen (Leino 1969 : 379). In jedem Falle (außer wenn historisch-geographische

BIBLIOGRAPHIE

- Aarne, Antti
1913 Leitfaden der vergleichenden Märchenforschung, FFC 13. Helsinki.
- Berelson, Bernard
1952 Content Analysis in Communication Research. Glencoe, Ill., The Free Press.
- Bessinger, J., and Parrish, S., (eds.)
1964 Literary Data Processing Conference Proceedings. New York, IBM.
- Bowles, Edmund A. (ed.)
1967 Computers in Humanistic Research: Readings and Perspectives. Englewood Cliffs, Prentice Hall.
- Bremond, Claude
1964 Le message narratif, *Communication* 4 : 4—32.
- Chomsky, Noam A.
1957 Syntactic Structures. The Hague, Mouton.
- Colby, Benjamin N.
1966a The Analysis of Culture Content and the Patterning of Narrative Concern in Texts, *American Anthropologist* 68 : 374—388.
1966b Cultural Patterns in Narrative, *Science* 151 : 793—798.
1966c Development and Application of an Anthropological Dictionary. In: *The General Inquirer*, P. J. Stone et al., eds., Cambridge, Mass., The MIT Press, pp. 603—615.
- Colby, Benjamin N., Collier, George A., and Postal, Susan K.
1963 Comparison of Themes in Folktales by the General Inquirer System, *Journal of American Folklore* 76 : 318—323.
- Dundes, Alan
1962 From Etic to Emic Units in the Structural Study of Folktales, *Journal of American Folklore* 75 : 95—105.
1964 The Morphology of North American Indian Folktales. FFC 195. Helsinki.
1965 On Computers and Folktales, *Western Folklore* 24 : 185—189.

Monographien vorbereitet werden) wird eine Auswahl des Materials genügen, um gültige Ergebnisse zu erzielen. Dafür ist es nicht nötig, das ganze Material in den Computer zu stecken.

Es kommt uns vor, daß es hier um die Frage der theoretischen Einstellung geht, die unserer Arbeit unterliegt: ist es die historisch-geographische Denkweise, so brauchen wir Archivmaterial in unbegrenzten Mengen, Archive, gut geordnet und indexiert, am besten mit Hilfe von Computern. Wollen wir aber soziologische, psychologische oder strukturelle Untersuchungen unternehmen, dann brauchen wir weder Archivmaterialien in großen Mengen (bereits veröffentlichtes Material — wenn es gut veröffentlicht ist! — und entsprechende Feldarbeit genügen), noch umfangreiche, gut geordnete Archive, Computer, um Materialien zu ordnen, oder „Typen“ als Ordnungsprinzipien (die die Computerarbeit außer Gebrauch setzen wird! — Holbek 1969 : 375).

Die Frage ist also nicht eine der Sprichwortforschung allein, und auch nicht eine der Art: „Wer hat recht?“, sondern eine der Art: „Was für Nutzen kann ich daraus ziehen für meine Arbeit?“

Die Details des Verfahrens werden Humanisten im allgemeinen interessieren und nicht auf Volkskundler beschränkt sein.

- Ellis, Allan B., Favat, Andre F.
 1966 From Computer to Criticism: An Application of Automatic Content Analysis to the Study of Literature. In: The General Inquirer, P. J. Stone et al. eds., Cambridge, Mass., The MIT Press, pp. 628—638.
- Greimas, A. J.
 1963 La conte populaire russe. Analyse fonctionelle, International Journal of Slavic Linguistics and Poetics 9 : 152—175.
- Greverus, Ina-Maria
 1969 Zu einer nostalgisch-retrospektiven Bezugsrichtung der Volkskunde, Hessische Blätter für Volkskunde 60 : 11—28.
- Haiding, Karl
 1955 Von der Gebärdensprache der Märchenerzähler, FFC 155. Helsinki.
- Hays, David G.
 1966 (ed.) Readings in Automatic Language Processing. New York, American Elsevier.
 1967 Introduction to Computational Linguistics. New York, American Elsevier.
- Herzog, Marvin J.
 1965 The Yiddish Language in Northern Poland: its Geography and History. Bloomington, Ind., Indiana University Press, and The Hague, Mouton.
- Holbek, Bengt
 1969 Computer Classification of Proverbs, Proverbium 14 : 372—376.
- Holsti, Ole R.
 1969 Content Analysis for the Social Sciences and Humanities. New York, Addison-Wesley Publ. Co.
- Jansen, William H.
 1957 Classifying Performance in the Study of Verbal Folklore, In: Studies in Folklore, W. E. Richmond, ed., Bloomington, Ind., Indiana University Press, pp. 110—118.
- Jason, Heda
 1967 Oral Literature and the Structure of Language. Paper presented at the Annual Meeting of the American Anthropological Association, Washington, D. C. RAND Paper P-3733. Mimeo.
 1969 A Multidimensional Approach to Oral Literature, Current Anthropology 10 : 413—426.
 1971 The Narrative Structure of Swindler Tales, Forthcoming in ARV.
- Kadushin, Charles, Lovett, Joseph, and Merriman, James
 1968 Literary Analysis with the Aid of the Computer, Computers and the Humanities 2 : 177—202.
- Kriss-Rottenbeck, Lenz
 1965 Probleme der volkswissenschaftlichen Gebärdenforschung, Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. Volkach: K. Hart.
- Lakoff, George P.
 1964 Structural Complexity in Fairy Tales. Ms.
- Leed, Jacob (ed.)
 1966 The Computer and Literary Style: Introductory Essays and Kent, Ohio, Kent State University Press.

- Leino, Pentti
 1969 A Computer for the Paremiologist? *Proverbium* 14 : 377—379.
- Levi-Strauss, Claude
 1955 The Structural Study of Myth. *Journal of American Folklore* 68 : 428—444.
 1964 *Le Crui et le Cuit*. Paris, Librairie Plon.
 1966 *Du miel aux cendres*. Paris, Librairie Plon.
- Maranda, Pierre
 1967a Computers in the Bush: Tools for the Automatic Analysis of Myths. In: *Essays on the Verbal and Visual Arts: Proceedings of the 1966 Annual Spring Meeting of the American Ethnological Society*. J. Helm, ed., Seattle and London, University of Washington Press, pp. 77—83.
 1967b Formal Analysis and Intercultural Studies. *Social Sciences Information* 6 (No. 4) : 7—36.
- Mathiot, Madeleine
 n.d. Cognitive Analysis of a Myth — an Exercise in Method. Forthcoming in: *The Structural Analysis of Myths*, P. and E. Maranda, eds.
- Nikiforov, A. J.
 1927 K voprosu o morfologicheskom izuchenii narodnoj skazki (Zu der Frage des morphologischen Studiums der Volkserzählung). *Sbornik otdeleniia Russkogo iazyka i slovesnosti AN SSSR* 101 : 173—178.
- Pool, Ithiel de Sola (ed.)
 1959 *Trends in Content Analysis*. Urbana, University of Illinois Press.
- Powlison, Paul S.
 1965 A Paragraph Analysis of a Yagua Folktale. *International Journal of American Linguistics* 3 : 109—118.
- Propp, Vladimir I. A.
 1928 *Morfologia skazki*. Leningrad. (Zweite Ausgabe Moskau 1969.) (Englische Übersetzung: *Morphology of the Folktale*, Philadelphia 1958; zweite Ausgabe, Austin 1968.)
- Psathas, George
 1969 The General Inquirer: Useful or not? *Computers and the Humanities* 3 : 163—174.
- Raben, Joseph
 1967 Computers and Literary Studies. *Data Processor* 10 (March) : 11—16.
- Sebeok, Thomas A.
 1953 The Structure and Content of Cheremis Charms. *Anthropos* 48 : 369—388.
 —
 1956 Sound and Meaning in a Cheremis Folksong Text. In: *For Roman Jakobson*, M. Halle et al., eds., The Hague, Mouton, pp. 430—439.
 —
 1957 Toward a Statistical Contingency Method in Folklore Research. In: *Studies in Folklore*, W. E. Richmond, ed., Bloomington, Ind., Indiana University Press, pp. 130—140.

- 1959a Approaches to the Analysis of Folksong Texts. *Ural-Altische Jahrbücher* 31 : 392—399.
- 1959b Folksong viewed as Code and Message. *Anthropos* 54 : 141—153.
- 1962 The Texture of a Cherevias Incantation. *Memoires de la Societe Finno-Ugrienne* 125 : 523—527.
- 1965 The Computer as a Tool in Folklore Research. In: *The Use of Computers in Anthropology*, D. Hymes, ed. The Hague, Mouton, pp. 255—271.
- Sebeok, Thomas A., und Zeps, V. J.
- 1958 An Analysis of Structured Content, with Application of Electronic Computer Research in Psycholinguistics. *Language and Speech* 1 : 181—193.
- Shklovskij, Viktor
- 1919 Sviaz' priemov siuzhetoslozheniia s obshchimi priemami stilia (Das Verhältnis der Methode der Komposition der Fabula zu den allgemeinen Methoden des Stils), *Poetica* 2 : 115—150 (St. Petersburg).
- Stone, Philip, J., Dunphy, Dexter C., Smith, Marshall S., und Ogilvie, Daniel M. (eds.)
- 1966 *The General Inquirer: A Computer Approach to Content Analysis*. Cambridge, Mass., The MIT Press.
- Strohbach, Hermann
- 1966 Variabilität: Gesetzmäßigkeiten und Bedingungen. *Jahrbuch für Volksliedforschung* 11 : 1—9.
- Volkov, R. M.
- 1924 Skazka. Rozyskaniia po siuzhetoslozheniiu narodnoj skazki. Tom I. (Das Märchen. Untersuchungen zur Komposition des Volksmärchens. Band I.) Odessa, Gos. Izd. Ukrainy.
- Whalley, George
- 1967 *Literary Computing*. *Bulletin of the Computer Society of Canada*, Summer, pp. 9113.
- Wier, Dennis R.
- 1967 A Suggested Basis for Literary Evaluation by Computer Processing. *Journal of Aesthetics and Art Criticism* 26 : 47—52.

ABSTRACT

Tasks are surveyed computers can be used for as a good technical help: digital computers are put to work in order to prepare dictionaries, bibliographies, and indices; to do card filling jobs; to enable running field work control. Next are discussed jobs on which computers could be put to serve the special needs of folk-narrative research: (a) the historical-geographical school can make its tale-monographs almost entirely by computers; (b) ethnographic atlases can be animated by display facilities the computer has and thus the atlas can serve as a research tool, and not be a graphic display of data only; (c) extensive and exact style analyses can be undertaken at low cost; (d) generative "grammars" for the narrative structure can be tested.

ZUSAMMENFASSUNG

Der Computer kann als (a) technische Hilfe benützt werden, und (b) in der Ausarbeitung von Forschungsproblemen behilflich sein. Er kann:

(a) Bibliographien und Register zusammenstellen; Karteien, Archiv- und Museenbestände führen; Zeichnungen, Diagramme und Mappen (volkskundliche Atlanten) erzeugen;

(b) historisch-geographische Monographien ausarbeiten; Suchlisten für content analysis laufen lassen (dies praktizierte, aber verfehlte Anwendung); Stilanalysen der Volksliteratur und Volkskunst in großem Maßstabe erleichtern; und strukturelle Theorien auf Gültigkeit prüfen.

Geister- und Dämonenvorstellungen im südosteuropäischen Raum griechischer Sprachzugehörigkeit

Von Theodoros Vlachos

Dämonen- und Geistervorstellungen, die teilweise ihren Ursprung im Mittelalter, teilweise schon im Altertum haben, zählen zu Erscheinungen des Aberglaubens, die heute noch beim griechischen Volk zu finden sind.

Das griechische Wort Dämon (*δαίμων*) ist von allen Kulturvölkern in die wissenschaftliche Terminologie aufgenommen worden. Homer nennt Gott *θεός* oder *δαίμων*. Platon identifiziert den Dämon mit dem Erfahrenen. Der Begriff allein war ursprünglich eigentlich ohne Bedeutung, deswegen wurde er mit besonderen Epitheta bestimmt, wie *εὐδαίμων*, *ὀλιγοδαίμων*, *δυσδαίμων*, *κακοδαίμων* usw.

Nach griechischen Überlieferungen werden die Dämonen von den Göttern geboren und waren ein Art Verbindungswesen zwischen Göttern und Menschen. So bezeichnet Aristoteles die Dämonen als Götterkinder, nicht als Götter. Hesiod sieht die Dämonen ebenfalls als Götterkinder mit übernatürlichen Kräften. Nach den Platonikern gab es zahlreiche Dämonen, die zwischen Himmel und Erde lebten.

Parallel den Vorstellungen der Dichter und Philosophen hat die Volksphantasie eigene Dämonenvorstellungen geschaffen. Sie kannte gute und böse Dämonen und glaubte, daß jeder Mensch von Geburt an von zwei Dämonen begleitet werde; der eine, der zu guten, der andere, der zu bösen Werken riet. Der gute Dämon war weiß, der böse schwarz. Mit der Zeit und als Auswirkung des Christentums haben sich viele Vorstellungen geändert.

Heute gibt es in Griechenland eine große Zahl von Leuten, die den Glauben an die Dämonen und Geister weder ablehnen noch anerkennen wollen. Die griechische Geister- und Dämonenwelt, so wie sie im folgenden geschildert wird, war vor etwa 50 Jahren lebendiger. Heute existiert sie in der Form fast nur noch in Dörfern und Kleinstädten, in Großstädten ist sie infolge der Technisierung und des gesellschaftlichen Strukturwandels weitgehend verschwunden.

Nicht nur im Altertum und im Mittelalter, sondern auch heute noch werden nach dem Glauben der Griechen die Ursachen vieler Krankheiten auf Eingriffe von bösen Geistern zurückgeführt.

In der Regel schreibt man Erkrankungen ohne vorhergehende Anzeichen dem Teufel zu. Ein Wirbelwind bringt in der Vorstellung der Griechen wie auch gelegentlich in anderen Teilen Europas Krankheiten mit sich, da er bösen Geistern Wohnstätte ist¹⁾.

Besonders gefährlich sind die Dämonen den Wöchnerinnen, deswegen darf in vielen Orten Griechenlands während der Entbindung die Zimmertüre nicht geöffnet werden, um den bösen Geistern den Eintritt zu verwehren, die Mutter und Kind schaden würden.

Die Dämonen wirken nach dem Volksglauben nur zu bestimmten Tages- und Jahreszeiten, an denen die Menschen für übernatürliche Erscheinungen empfänglich sind. Es sind die Zeiten der Dunkelheit, der Nacht, der Dämmerung, des hohen Mittags, der Adventzeit und der Zwölfnächte der Weihnachtszeit²⁾.

Die Wirkung der bösen Geister beschränkt sich nicht nur auf Menschen und Tiere, sondern auch auf die Pflanzenwelt.

Die Phantasie des Volkes hat viele Abwehr- und exorzistische Mittel gegen die Angriffe und schädigenden Wirkungen der Dämonen erfunden. Knoblauch, Besen, Gewehre, Schießpulver zählen dazu. Auch gibt es Zaubermeister, die von Dämonen verursachte Erkrankungen heilen können. Solche Zauberer genießen allerdings bei der Bevölkerung wenig Achtung, weil man annimmt, daß sie mit dem Teufel einen Pakt geschlossen haben.

Nerai des

Unter den „Elementargeistern“ bilden die Wasserdämonen noch die geschlossenste Gruppe: Sie sind wie die Gestalten keiner anderen Dämonengruppe Personifikationen von Naturkräften, die überall auf der Welt in immer wieder ähnlicher Weise spontan entstehen können. Wie ein Höhleneingang und ein Erdloch, so sind auch der See und der Brunnen für sie Öffnungen in das Innere der Erde, Zugänge zu einer anderen Welt.

Die Nerai des neugriechischen Volkes, die Nymphen des Altertums, sind die graziösesten Personifikationen, die die Vorstellung des Volkes erzeugt hat.

¹⁾ Die Schäden des Wirbelwindes nennen z. B. die Deutschen Teufelswerke.

²⁾ Die Zeit der Zwölften gilt in ganz Europa als Spukzeit.

a) Der Name

Der Name der Neraides ist in den verschiedenen Orten unterschiedlich. Am gebräuchlichsten in ganz Griechenland ist Neraides. Dem Wortlaut nach bedeutet sie Wassergeister³⁾. Das griechische Neron heißt auf deutsch Wasser⁴⁾.

In Chios werden diese Wassergeister neben Neraides auch Kales Arkontisses, Angeludes, Karkalousses, Mavrophores, Geradiges, Kales Gynaikes, Asprophores, Meliganes, Kutes, Anagrialoudes, Kallikatouzoues usw. genannt⁵⁾.

Die Altgriechen gaben auch den Nymphen verschiedene Namen gemäß dem Orte, wo sie erschienen. Die Nymphen des Meeres hießen Nereiden⁶⁾. Die Nymphen der Brunnen nannten sie Najaden⁷⁾. Den Nymphen der Bäume gaben sie den Namen Dryaden oder Amadryaden⁸⁾. Die Nymphen der Berge hießen sie Orestiaden⁹⁾.

Heute ist in Griechenland nur noch der Name der altgriechischen Meeresnymphen (Nereiden) erhalten, von dem sich Neraides abgeleitet hat. Dieser Name erscheint in verschiedenen Formen, wie Anerades, Nerades, Aneraides, Aneragides, Neraisses. Die Neraides haben auch noch andere Namen, wie Exotikes, Anemikes, Xoneria, Ageloudes, Kalomoiros, Kales Kyres¹⁰⁾, Kalotyches, Korassia, Koppelles.

In einigen Orten Nord-Makedoniens und Nord-Thrakiens werden die Neraides mit dem slawischen Namen Samantiwa oder Samowila bezeichnet.

In anderen Gegenden tragen die Neraides auch Personennamen, von denen viele altgriechischen und einige neugriechischen Ur-

³⁾ Curt Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, Bonn 1864, S. 29.

⁴⁾ Du Cange, Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis auctore Carolo du Fresne, Vratislaviae 1891, s. u. νερόν.

⁵⁾ Stylianos Wios, *Χίαικαι Παραδόσεις (Λαογραφία)*, Athen 1925, Bd. 8, S. 440).

⁶⁾ Vgl. Eurip. Iphig. Taur. 428. Eurip. Iphig. Aul. 1053. Eurip. Androm. 1267. Die Nereiden wurden zusammen mit Thetis und Peleus am Fuße des Berges Pelion verehrt (vgl. Paus. II, 1, 7) und in Kardamyle an der lakonischen Küste (vgl. Paus. III, 26, 5). Die Nereiden erschienen auch in den Flüssen (Eurip. Ion, 1081, vgl. dazu Friedrich Welcker, Griechische Götterlehre, Göttingen 1857—1862, Bd. I, S. 656).

⁷⁾ Homerischer Hymnos in Aphrodite, Str. 262. Artemidor, Oneirocr. II, 27.

⁸⁾ Apollonios, Argon. II, 476.

⁹⁾ Die Albanesen haben auch Nymphen (Bräute) der Berge. Vgl. Johann Georg von Hahn, Albanische Studien, Jena 1854, Bd. I, S. 161.

¹⁰⁾ So heißen sie auch bei den Albanesen. Vgl. J. G. v. Hahn, a. a. O., S. 161.

sprungs sind, wie Kalliope, Ourania, Lampetia, Astero, Zougrapho, Pyrgoula, Kanella ¹¹⁾).

Eine Frau aus Kardamyla auf Chios hatte, wie es heißt, die Sprache der Neraides erlernt und konnte auf diese Weise persönliche Kontakte mit den Nereides Aglaia, Diamanto, Kali, Chryso, Areti Smaragdi und mit einem männlichen Neraido, namens Anestos, pflegen ¹²⁾).

Die schönste aller Neraides ist die Kyra Kalo, die Königin der Neraides, wie in der Antike Artemis, die Königin der Nymphen ¹³⁾).

Im Bezirk Samos auf Kefalonia glaubt das Volk, daß die Oberste der Neraides, die Schwester Alexanders der Großen sei, die freundlicher zu den Menschen ist als die übrigen ¹⁴⁾).

b) Erscheinungsorte

Nach Vorstellung der Neugriechen finden sich die Neraides in Höhlen, Quellen, Brunnen, Flüssen, Schluchten, Tälern und Ebenen, Seen, Wäldern, Bäumen, Trümmern, gepflegten Gärten, Mühlen ¹⁵⁾, auf Brücken, Dreiwegen, im Meer usw. Sie erscheinen also an genau denselben Orten wie die Nymphen der Alten, die Gottheiten der Natur waren ¹⁶⁾. Nuß- und Feigenbäume sind die bevorzugten Bäume, in denen sie sich einfinden, deswegen gilt der Schatten dieser Bäume als sehr gefährlich. An vielen Orten wagen die Menschen nicht, vor allem um die Mittagsstunde, im Schatten von Nuß- und Feigenbäumen zu schlafen.

Der beliebteste Erscheinungsort der Neraides sind die Quellen von Heilwassern, wohin sich die Kranken begeben, um zu gesunden. Sie versuchen, die Neraides nicht zu stören, um nicht von ihnen schlecht behandelt zu werden ¹⁷⁾).

¹¹⁾ St. Kyriakides, *Ἑλληνικὴ Λαογραφία*, I. Teil, II. Auflage, Athen 1965, S. 195.

¹²⁾ Stylianos Wios, a. a. O., S. 445.

¹³⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 196.

¹⁴⁾ Bernhard Schmidt, *Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum*, I. Teil, Leipzig 1871, S. 107, 125.

¹⁵⁾ Bernhard Schmidt, *Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder*, Leipzig 1877, S. 244–245.

¹⁶⁾ Stylianos Wios, a. a. O., S. 441. B. Schmidt, *Das Volksleben der Neugriechen*, a. a. O., S. 101. Im saarländischen Volksglauben walten auch auf den Bäumen, in den Quellen und in den Sträuchern gute oder böse geistige Kräfte. Vgl. Nikolaus Fox, *Saarländische Volkskunde*, Bonn 1927, S. 271.

¹⁷⁾ G. Ch. Chasiotis, in *Χρυσάλλις*, Bd. III, S. 11.

Die Alten glaubten auch, daß die Heilquellen durch die Nymphen entstanden waren¹⁸⁾.

Auch im Mittelalter waren die Neraides bekannt. Das Volk nannte sie Nerajides. Sie erschienen um dieselbe Zeit wie heute und an den gleichen Orten. Sie waren Dämonen weiblichen Geschlechts und wiederum nichts anderes als die Nymphen des Altertums¹⁹⁾.

Weil nach der Vorstellung der Neugriechen in Orten wie die o. e. die Neraides erscheinen, gibt es in Griechenland eine Reihe von Ortsnamen, die den Erscheinungsort der Neraides bezeichnen, wie: Neraidenhöhle, Neraidenstein, Neraidengarten, Neraidenburg, Neraidendorf²⁰⁾.

c) Gestalt

In den meisten Orten Griechenlands sind die Neraidesvorstellungen ähnlich. Die Neraides sind junge, schlanke, hübsche Mädchen mit langen, weißen Kleidern und in der Hand oder auf dem Kopf ein Tuch tragend. Sie haben schöne, große, strahlende Augen. Viele Überlieferungen sprechen überhaupt von der Schönheit der Neraides, aber diese hübschen Nymphen haben entweder Ziegen- oder Eselsfüße. Im Altertum gab es auch Gottheiten mit Eselsfüßen²¹⁾.

Oft vergleicht das griechische Volk hübsche Mädchen mit Neraides oder schöne Augen eines Mädchens mit denen einer Neraida. Auch in Serbien werden außerordentlich schöne Mädchen mit Neraides verglichen²²⁾.

Die Neraides gehen meistens in Gruppen und fangen an zu tanzen, wenn sie den geeigneten Ort dafür finden. Sie erscheinen deshalb oft tanzend. Auch die altgriechischen und römischen

¹⁸⁾ Paus. V, 6, 6, und VI, 22, 4. In Frankreich vermuten die Bergbewohner der Anvergne, daß die Heilkraft der Mineralwasser von Marat-le Quaire von den Feen stammen, vgl. J. A. Bouillet, *Tablettes historique de l'Anvergne*, Paris o. J., Bd. II, S. 585. Auch in vielen anderen Orten Europas wird die Heilkraft der Mineralwasser den Feen zugeschrieben, die die Wasser durch ihren magischen Stock entstehen ließen, vgl. Alfred Maury, *Les fées au moyen âge, recherches sur leur origine*, Paris 1843, S. 27.

¹⁹⁾ Johannes Magistros Kanavoutzes, bei N. G. Politis, *Μελέτη ἐπὶ τοῦ βίου τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων*, Athen 1871, S. 95—96.

²⁰⁾ Stylianos Wios, a. a. O., S. 441. St. Kyriakides, a. a. O., S. 195. Curt Wachsmuth, *Das alte Griechenland im neuen*, Bonn 1864, S. 30. Ähnliche Beispiele gibt es auch in Frankreich, vgl. Alfred Maury, in *Revue archéologique*, Bd. X., Paris 1848, S. 364.

²¹⁾ Aristoph. *Batr.* 293.

²²⁾ N. G. Politis, *Μελέτη*, a. a. O., S. 92.

Nymphen erschienen meistens tanzend²³). Ebenso halten es die deutschen und slawischen Wassergottheiten, die den griechischen Neraides entsprechen²⁴).

Während die Neraides tanzen, singen sie auch und spielen verschiedene Instrumente. Oft erscheinen sie Wasserkrüge tragend, waschend, Kaffee mahlend, Schätze bewachend oder bei ihrer Hochzeit, zu der sie sterbliche Musikanten einladen. Sie haben zeitweise auch das Aussehen eines Wirbelwindes; deswegen gibt es Leute, die sich bei auftretenden Wirbelwind solange auf den Boden legen, bis er vorüber ist²⁵).

Auf Zakynthos und Chios sagen die Leute beim Wehen des Wirbelwindes: „Die Neraides tanzen“²⁶). Man darf nicht pfeifen, solange der Wirbelwind weht.

Verbreitet ist auch der Glaube, die Neraides haben erotische Beziehungen mit sterblichen Menschen, mit denen sie zusammen erscheinen. Wenn sie Kinder gebären, laden sie eine sterbliche Hebamme in ihre Höhle ein²⁷).

Genau wie es weibliche Neraides gibt, kommen männliche Neraidoi vor²⁸). Die Kinder der männlichen und weiblichen Neraides sind ungesund, und die Neraides versuchen sie mit sterblichen Kindern auszutauschen. Deswegen wagen die Wöchnerinnen nicht, in den ersten 40 Tagen ihre Kinder allein zu lassen²⁴).

²³) Soph. Oedip. Colon. 718, vgl. S. Pasley, Travels in Crete, o. J., Bd. II, S. 215.

²⁴) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, Berlin 1875, Bd. I, Seite 264, 278.

²⁵) N. G. Politis, Λαογραφικά Σύμμεικτα, Bd. III, Athen 1931, S. 54. Die Irländer glauben, daß bei Wirbelwind die „Elf“ herumziehen. Auch sie legen sich nieder, bis der Wind aufhört zu wehen. Vgl. E. L. Résie, Histoire et traité sciences occultes, ou Examen des Croyances populaires sur les êtres surnaturels, la magie, la sorcellerie, la divination, etc., Paris 1857, Bd. I, S. 463. Ähnlich war es auch in Deutschland mit der „Wilden Jagd“. Wenn sie hereinherbrauste, warfen sich die Leute auf die Erde und ließen sie über sich ziehen, in der Meinung, sich so vor dem ewigen Jäger (Maldit) zu retten, vgl. N. Fox, a. a. O., S. 283.

²⁶) B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen, a. a. O., S. 124. Stylianos Wios, a. a. O., S. 442. Hiermit läßt sich der niedersächsische Volksglaube vergleichen, daß die Herodias beim Wirbelwind tanzt. Vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, Bd. I, Berlin 1875, S. 526. Die Tiroler nennen den Wirbelwind Hexentanz, vgl. J. V. Zingerle, Sitten und Gebräuche des Tiroler Volks, Innsbruck 1857, S. 10. Nach polnischem und rumänischem Volksglauben tanzen die bösen Geister, wenn der Wirbelwind weht. Vgl. Jacob Grimm, a. a. O., S. 599.

²⁷) Stylianos Wios, a. a. O., S. 442.

²⁸) Die Vorstellung über die Existenz männlicher Neraidoi war im Altertum unbekannt. Es scheint, daß sie aus der Verwechslung der Satyren mit den Nymphen der Mythologie entstanden ist. Vgl. Ludwig Preller, Griechische Mythologie, Bd. I, Berlin 1894, S. 40.

²⁹) St. Kyriakides, a. a. O., S. 197.

d) Zeitpunkt ihrer Erscheinung

Wie die meisten bösen Geister erscheinen auch die Neraides am Mittag um 12.00 Uhr und um Mitternacht. Der Zeitpunkt gegen Mittag ist allerdings umstritten, aber viele Beispiele sprechen dafür. Mitternacht erscheinen sie bis zur Ankündigung des Tages durch das Krähen des Hahnes und insbesondere des schwarzen Hahnes, den sie sehr fürchten.

Auf Naxos zeigen sich die Neraides während der ganzen Nacht auf Brunnen. Deswegen muß derjenige, der nachts im Brunnen Wasser holen will, zuerst dem Wasser „guten Abend“ sagen, sonst fügen die im Brunnen hausenden Neraides ihm Schaden bei. Trinken die Leute von Naxos nachts aus dem Krug Wasser, bewegen sie es zuerst, sonst erkranken sie, weil die Neraides erschreckt wurden³⁰⁾.

Im Volksglauben einiger Orte waschen sich die Neraides genau wie die Nymphen der Alten um Mitternacht in Brunnen oder anderen Wasserquellen, weil um diese Zeit das Wasser schläft. Niemand wagt dann zum Brunnen zu gehen, denn man könnte durch die Neraides Schaden erleiden.

e) Arten

Es gibt die örtlichen, die guten Geister und die fremden, die als böse Dämonen gelten. Die lokalen Neraides sind nicht tatsächlich gute Geister, sondern lediglich besser als die fremden. Die örtlichen Neraides sind immer freundlich zu den Menschen des betreffenden Ortes und kämpfen auch mit den fremden, die den Bewohner ihrer Gegend schaden wollen³¹⁾.

In einigen Landstrichen nehmen die Neraides im Glauben des Volkes die Stelle von Gespenstern (Stoicheia) ein. Hier gibt es wiederum zwei Arten, die Neraides der Berge und die des Meeres. Jeden Samstag Abend treffen sich beide Gruppen und kämpfen miteinander. Beim Sieg der Bergneraides sind diese den Bergbewohnern wohlgesinnt, die Neraides des Meeres natürlich nicht. Sind dagegen die Meeresneraides erfolgreich im Kampf, haben die Bewohner der Berge zu leiden³²⁾.

³⁰⁾ D. Th. Oekonomides, *Χιακai Παραδόσεις in Λαογραφία*, Bd. 17, Athen 1957, S. 48, 49.

³¹⁾ Stylianos Wios, a. a. O., S. 445. B. Schmidt, *Das Volksleben der Neugriechen*, a. a. O., S. 126.

³²⁾ N. G. Politis, *Λαογραφικά Σύμμεικτα*, Bd. III, Athen 1931, S. 39.

f) Auswirkungen

In den meisten Teilen Griechenlands ist die Ansicht verbreitet, daß die Neraides böse Wesen sind. Hauptsächlich lassen die Neraides jene Sterblichen, die sie allein unterwegs antreffen und die auf ihre Frage antworten, verstummen. Sie rauben auch wohlgestaltete Kinder, bringen sie allerdings manchmal reich beschenkt wieder zurück, meistens aber behalten sie sie³³⁾. Teilweise tauschen sie ihre kranken Kinder mit schöneren und gesünderen Menschenkindern³⁴⁾. Sie saugen den Säuglingen das Blut aus, wenn niemand zu Hause ist³⁵⁾.

Die Neraides essen meistens an Kreuzwegen. Tritt jemand auf das Essen, schlagen sie ihn, und meistens bekommt der Betreffende einen solchen Schock, daß er das ganze Leben an Geisteserkrankung leidet³⁶⁾. Die Neugriechen nennen diesen Kranken „Parmenos“, das dem altgriechischen nympholeptos entspricht, das ist Nympholepsie³⁷⁾.

Manchmal töten die Neraides auch die Sterblichen. Sie versuchen auf jeden Fall immer die Menschen zu erschrecken. Nur denjenigen, die mit sieben Monaten geboren sind sowie die Halbneraides, können sie nicht schaden. Vor den Priestern haben sie Angst.

Viele menschliche Musikanten werden zu Neraideshochzeiten eingeladen. Sie erhalten als Lohn viel Geld, das aber beim Fortgehen sofort zu Kohle wird.

Die Neraides verlieben sich manchmal in Sterbliche und heiraten sie oder leben mit ihnen zusammen, ohne sie zu heiraten. Wenn es diesen Sterblichen gelingt, das Kopftuch der Neraides zu stehlen, können jene nicht mehr fortgehen und bleiben bei dem Mann³⁸⁾. Besonders in Thessalien ist der Volksglaube verbreitet, daß Neraides, deren Kopftuch gestohlen wird, solange bei den Männern bleiben bis sie ihr Tuch wieder gefunden haben. Wenn sie kleine Kinder haben, kehren sie heimlich nachts zurück und pflegen

³³⁾ Leo Allatius, *De templis Graecorum recentioribus*, ad Ioannem Morinum; *De narthece ecclesiae veteris, ad Gasparem de Simeonibus; nec non de Graecorum hodie quorundam opinionibus*, ad Paulum Zacchiam, Coloniae Agrippinae 1645, S. 158. Vgl. auch J. G. von Hahn, *Griechische und albanesische Märchen*, Leipzig 1864, Nr. 84.

³⁴⁾ K. I. Mantzouranis, *Κυνοριακαὶ Παραδόσεις*, (Λαογραφία, Bd. 4, Athen 1900, S. 464).

³⁵⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 197. Stylianos Wios, a. a. O., S. 443.

³⁶⁾ K. I. Mantzouranis, a. a. O., S. 464.

³⁷⁾ Vgl. dazu Platon Phaedros, S. 238 c.

³⁸⁾ B. Schmidt, *Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder*, Leipzig 1877, S. 133—135.

ihre Kinder. Noch heute gibt es Familien, die mit großem Stolz ihre Abstammung von den Neraides herleiten.

Auf dem Kopf wachsen den Neraides einige Goldhaare. Gelingt es einem Menschen eines davon zu bekommen, ereignet sich daselbe wie mit dem Tuch.

Diese Liebesverhältnisse und Hochzeiten der Neraides mit Sterblichen erinnern an die Liebe der Göttinnen der Antike mit Menschen, wie Aphrodite mit Adonis³⁹⁾, Thetis mit Peleus⁴⁰⁾ und Kalypso mit Odysseus⁴¹⁾.

Die Neraides, die Schätze bewachen, versprechen manchmal einem Sterblichen von diesen Schätzen, beladen seinen Maulesel mit Gold und befehlen ihm, nach Hause zu gehen, ohne zurückzuschauen. Befolgt der Mensch dies, hört er dann Lärm hinter sich. Er schaut sich um, um zu sehen, was war. In diesem Moment rauben Fremde den Schatz⁴²⁾.

Die Neraides lehren einigen ihnen genehmen Sterblichen verschiedene Heilpraktiken. Viele Medizinmänner glauben, ihre Fähigkeiten von den Neraides gelernt zu haben.

Die Neraides tanzen nicht immer, sie arbeiten auch. Sie spinnen und weben genau wie die antiken Nymphen⁴³⁾. Die sogenannten Neraidesspindeln, die man gefunden haben will, sollen diese Tätigkeiten bestätigen. Das Volk hängt solche Spindeln den kleinen Kindern um den Hals als Schutzmittel gegen die Neraides⁴⁴⁾.

g) Abwehrmittel

Wie für die meisten Dämonen, gibt es auch gegen die Neraides Abwehrmittel, und zwar folgende, die die Neraides selbst empfohlen haben wollen: 1. Das Zeichen des Kreuzes und verschiedene Gebete, wie Vater unser; 2. Die Redewendung „Honig und Milch“, weil beides als besonders willkommene Speise für die Neraides betrachtet wird⁴⁵⁾; 3. Die Glasperle in der Halskette oder dem Armband der Kinder.

³⁹⁾ Theokr. Eidyl. XV, 132.

⁴⁰⁾ Ilias, XXIV, 59, Odys. XXIII, 432.

⁴¹⁾ Odys.

⁴²⁾ Stylianos Wios, a. a. O., S. 444.

⁴³⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 198.

⁴⁴⁾ Bernhard Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen, a. a. O., S. 106.

⁴⁵⁾ B. Thèotoky, Détails sur Corfou, Korfou 1826, S. 123. Vgl. N. G. Politis, Λαογραφικά Σύμμεικτα, Bd. III, Athen 1931, S. 56. Helene Karyde, Ἀρκαδικὰ Σύμμεικτα, (Λαογραφία, Bd. 20, Athen 1962, S. 579). Hier wird wieder der Zusammenhang der Neraides mit den Nymphen des Altertums deutlich, denen Milch und Honig geopfert wurde. Vgl. Theocr. 5, 53, 58. Stylianos Wios, a. a. O., S. 444.

h) Heilung der Neraidesgeschlagenen

Um die Neraides zu versöhnen, räte der Volksglaube demjenigen, der von den Neraides geschlagen wurde, zu Dreiwegen zu gehen und mittags oder mittenachts für die Neraides Zuckerwerk oder andere süße Speisen zu opfern. Oft bringt man die Süßigkeiten auch zu dem Ort, an dem der Betreffende von den Neraides ergriffen worden ist, oft in Begleitung von Zauberinnen⁴⁶⁾.

Wrikolakes

Wrikolakes werden jene Dämonen im neugriechischen Sprachgebrauch bezeichnet, die in den westeuropäischen Ländern als Vampire bekannt sind. Es sind Verstorbene, deren Seele mit dem Körper verbunden bleibt und niemals aufhört mit dem Körper in Kontakt zu sein und niemals von ihm entfernt wird, solange er unverwest ist. Tagsüber ruhen sie sich aus oder arbeiten in ihrem Grab, abends gehen sie hier- und dorthin und schaden Menschen und Tieren. Der Ursprung der Überlieferungen über diese Dämonen ist sehr alt. Wrikolakes sind in der ganzen Welt bekannt und mit den Vorstellungen über Tote und Seelen verbunden, bei denen der verstorbene Körper, obgleich er seine Bewegung verloren hat, weiterlebt und anderen Menschen schaden kann oder — aber selten — von Nutzen ist⁴⁷⁾.

Aus diesem Volksglauben heraus sind viele und verschiedenartige Sitten über das Verhältnis der Toten zu den Lebenden entstanden. So hat man beispielsweise im alten Griechenland den Körper der Verstorbenen verbrannt, damit die Seele aus dem Körper weiche und in den Hades gehe, um ihre Ruhe zu finden und die Lebenden nicht störe. Die alten Ägypter waren darauf bedacht, daß der Körper des Verstorbenen unverwest blieb, damit auch die Seele nicht vernichtet wurde.

Die Vorstellungen über Wrikolakes sind in ganz Griechenland fast gleich⁴⁸⁾.

⁴⁶⁾ J. G. von Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864, Nr. 80.

⁴⁷⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 208.

⁴⁸⁾ Am häufigsten und intensivsten leben die Wrikolakes als sogenannte Vampire in der Vorstellung der Südslawen. Sie fürchten die Wiederkehr der Verstorbenen. „Bei den serbisch-orthodoxen Christen blieb dieser uralte Totenkult bis heute erhalten, während ihn die römisch-katholischen Priester wegließen. In uns leben alle unsere Toten! hat viel früher als Gustave le Bon ein alter Bogomile gesagt.“ Vgl. Jasna Belović, Die Sitten der Südslawen, Dresden 1927, S. 157. Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Leipzig 1878 bis 1887, S. 80.

Wenn der Körper eines Verstorbenen vier Jahre nach dem Tode noch unverwest ist, hält das Volk ihn für einen Wrikolakas⁴⁹⁾. Der Wrikolakas ernährt sich von dem Fleisch und Blut der Lebenden⁵⁰⁾. Der Grund des Wrikolakasglaubens liegt in der Vorstellung vom fortlebenden Toten und seiner Gier nach Leben, das er besonders im Blut zurückzugewinnen hofft; darum bleibt er auch unverwest und behält andere Anzeichen eines unheimlichen Weiterlebens.

a) Der Name

Dieser Dämon trägt in Griechenland viele Namen, die gewöhnlichsten sind: Wrikolakas, Wrokolakas, Wroukolakas, Wourwoulakas, Wourdoulakas, Wourwolakas, Wordolakas, Wourkolakas, Woulkolakas, Katachnas, Katoikas, Telonio, Lambiasma, Sarkomenos.

Der Name Wrikolax oder Wrikolakas leiten Korais⁵¹⁾ und Politis⁵²⁾ von dem Wort Wrikelos oder Wrikolos ab, das im Altertum eine tragische Person bedeutete, die den Menschen Furcht einflößte. Politis lehnt die Meinung ausländischer Forscher ab, die den Namen vom Slawischen herleiten, begründet auf ein in allen slawischen Sprachen vorkommendes Wort mit ähnlichem Wortstamm, wie Vikodlak (altserbisch), Volkodlak (slowenisch), Vukodlak (serbisch), Vrkolak (bulgarisch), Vikodlak (böhmisch). Außerdem weisen sie auf das türkische Vurkolak, das albanesische Vurvoliak und das rumänische Vurkolak hin⁵³⁾.

⁴⁹⁾ Viele griechische Volkslieder halten diese Vorstellung fest: „Er soll unverwest wie die Steine bleiben“, „er soll von der Erde nicht aufgenommen werden“.

⁵⁰⁾ Der Glaube an blutsaugende Tote findet sich auch bei außer-europäischen Völkern, vgl. Richard Andree, *Ethnographische Parallelen und Vergleiche*, Leipzig 1878—1887, Bd. I, S. 90. Die auffallendste Parallele treffen wir in Afrika. Dort werden die Zauberer nach ihrem Tode Blutsauger, die Milch aus Menschen und Tieren saugen und die Schlafenden quälen, in dem sie sich auf sie setzen.

⁵¹⁾ Adamantios Korais, *Ἀτακτα*, Bd. II, S. 84.

⁵²⁾ N. G. Politis, *Αἱ περὶ βρυκολακῶν προλήψεις παρὰ τῶ λαῶ τῆς Ἑλλάδος*, in *Ἰδιόσός*, 2. Jahrgang, Athen 1912, S. 401—408, 450—456. N. G. Politis, *Παροιμίαι*, Bd. III, Athen 1899—1902, S. 260.

⁵³⁾ Viele glauben, daß der europäische Name Vampir aus der serbischen oder türkischen Sprache übernommen worden ist. Vgl. O. v. Hovorka — A. Kronfeld, *Vergleichende Volksmedizin*, Stuttgart 1908—1909, I. Bd., S. 426. Die deutschen Bezeichnungen von Wrikolakes sind: Gier, Gierhals, Gierrach, Unbegier, seltener Blutsauger. Vgl. G. M a n n h a r d t, *Die praktischen Folgen des Aberglaubens mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Preußen*, Berlin 1878, S. 12. Der Name Vampir tritt im Deutschen zum erstenmal 1732 auf. Vgl. Carl Meyer, *Der Aberglaube des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte*, Basel 1884, S. 346.

Allatius hat versucht, den Namen von dem Wort Wourkolakos (dasselbe wie Wrikolakas), Wourka (stinkender Schlamm) und Lakos (Grab) herzuleiten, aber diese Bedeutung befriedigt die heutigen Forscher nicht⁵⁴⁾. Oikonomos hat sich vergebens um die Etymologie des Namens bemüht⁵⁵⁾. Ich möchte mich eher der Ansicht von Korais und Politis anschließen. Es ist nämlich wahrscheinlicher, daß die Neugriechen die Vorstellungen ihrer Ahnen⁵⁶⁾ übernehmen als die eines benachbarten Volkes.

b) Wer wird Wrikolakas

Sehr mannichfaltig sind die Ursachen, aus denen ein Mensch nach seinem Tode zum Wrikolakas wird. Im allgemeinen werden folgende Fälle aufgezeichnet:

1. Die Toten, die nicht bestattet oder ohne die herkömmlichen Beerdigungszeremonien begraben werden⁵⁷⁾.
2. Solche, denen nach dem Tode kein Kreuz oder Pantalfa (Drudenfuß) auf die Brust gezeichnet wurde.
3. Todgeborene Kinder.
4. Ungetaufte Kinder⁵⁸⁾. Deswegen darf ein krankes ungetauftes Kind auch von einem Laien getauft werden, wenn kein Priester in der Nähe ist⁵⁹⁾.
5. Exkommunizierte und für den Tod nicht Vorbereitete, das heißt solche, die nicht kommuniziert und gebeichtet haben.
6. Die an einem Samstag Geborenen.
7. Schlechte Bürgermeister.
8. Schlechte Zöllner.

⁵⁴⁾ Leo Allatius, De templis Graecorum recentioribus, ad Ioan-nem Morinum; De narthece ecclesiae veteris, ad Gasparem de Simeoni-bus; nec non de Graecorum hodie quorundam opinionibus, ad Paullum Zacchiam, Coloniae Agrippinae 1645, S. 335.

⁵⁵⁾ K. Oikonomos, Δοκίμιον περί τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς σλαβονο-ρωσσοικῆς γλώσσης πρὸς τὴν ἑλληνικὴν, Petersburg 1828, Bd. III, S. 290.

⁵⁶⁾ Xen. Kyrου Paideia, 8, 7, 18, Sophokles, Oed. Tyran. 22 ff.

⁵⁷⁾ An vielen Orten Griechenlands müssen unbedingt bestimmte Klagelieder von den Verwandten und Klageweibern während der Bestattung gesungen werden, sonst hat der Verstorbene keine Ruhe. Auch im Altertum gingen die Seelen von Unbestatteten nicht in den Hades ein, sondern blieben am Rande desselben und liefen ohne Ruhe umher. Vgl. Hom. Ilias, XXIII, 71, Odys. XI, 51, Verg. Aen. VI, 325, Plat. Phaid. 81 c, Plat. Staat, 615.

⁵⁸⁾ Ähnliches finden wir auch in anderen Ländern, vgl. Jos. Virgil Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren, Leipzig 1864, S. 25.

⁵⁹⁾ Elp. Saranti-Stamouli, Προλήψεις Θράκης, in Λαογραφία, Bd. 13, Athen 1951, S. 215.

9. Der Verstorbene, auf dessen Leiche eine Katze, ein Huhn, ein Hund oder ein Feind gesprungen ist ⁶⁰).
10. Diejenigen, denen ein Körperteil abgeschnitten und nicht begraben wurde.
11. Ermordete ⁶¹).
12. Ertrunkene ⁶²).
13. Jemand, der sich im Todeskampf verflucht; er schadet dann dem ganzen Dorf.
14. Alle, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind ⁶³).
15. Gottlose ⁶⁴).
16. Priester der orthodoxen Kirche glauben zuweilen, daß häufiger Türken und deren Glaubensgenossen als Griechen zum Wrikolakes werden.
17. Von ihren Eltern Verfluchte.

Um festzustellen, wer von mehreren Verstorbenen zum Wrikolakes geworden ist, untersucht man die Gräber der frisch Verstorbenen. Derjenige, der am wenigsten verwest ist, ist Wrikolakes ⁶⁵).

c) Erscheinungsort und -zeit

Meistens erscheinen die Wrikolakes auf Friedhöfen, aber auch auf den Dorfplätzen. Nicht selten besuchen sie ihre Familien und schaden ihnen. In einigen Orten finden sie sich im Wald ein.

⁶⁰) St. Kyriakides, a. a. O., S. 208. Ähnliches finden wir auch in Albanien (vgl. J. G. v. Hahn, Albanesische Studien, Jena 1854, Bd. I, S. 163) und Rußland (vgl. Mannhardt, a. a. O., S. 265). Man glaubt dort, daß die Katze oder andere Tiere, die über die Leiche springen, Magier sind, die zur Katze oder zum Tier verwandelt worden sind. Bei den alten Germanen galt die Katze als zauberkundiges kluges Tier. Gern verwandelten sich die Hexen in schwarze Katzen (vgl. Nikolaus Fox, Saarländische Volkskunde, Bonn 1927, S. 287). Dadurch wird der Tote zum Wrikolakes. Deswegen haben die Familienangehörigen eines Toten Angst den Verstorbenen nachts alleine zu lassen (Vgl. auch B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen, a. a. O., S. 162, Anm. 2. N. G. Politis, Παράδοσεις, Athen 1904, Bd. II, S. 578).

⁶¹) G. L. Maurer, Das griechische Volk, Bd. I, Heidelberg 1835, S. 207, Anm. 47.

⁶²) Elp. Saranti-Stamouli, a. a. O., S. 215.

⁶³) Solche Anschauungen finden sich auch im Altertum, vgl. Lucian. Philos. 29, Servius zu Verg. Aen. IV, 386, Heliod. Aethiop, II, 5, Tertull. de anima c. 56 s. f. und c. 57.

⁶⁴) Auch bei anderen Völkern, vgl. Carl Meyer, a. a. O., S. 345.

⁶⁵) Die alten Slawen streuten Asche über die ganze Fläche des Friedhofs, um so festzustellen, aus welchem Grab der Wrikolakes herauskomme. Vgl. Norbert Reiter, Mythologie der alten Slawen, in H. W. Haussig, Wörterbuch der Mythologie, I. Abteilung, 6. Lieferung, Stuttgart, S. 201.

Schaut man nachts in den Spiegel, wird man in derselben Nacht von Wrikolakes erschreckt oder erleidet Schaden durch sie. Man darf auch nachts nicht pfeifen, weil sie sich dann sammeln.

Die Zeit der Wrikolakes ist überwiegend die Nacht und besonders die Mitternacht. Beim dritten Hahnenschrei müssen sie verschwinden, und der Chef der Wrikolakes stellt fest, ob alle in ihre Gräber zurückgekehrt sind. Manchmal erscheinen sie auch tagsüber⁶⁶⁾.

d) G e s t a l t

Meistens erscheinen die Wrikolakes in Menschengestalt mit den weißen Leichentüchern, mit denen sie als Verstorbene begraben worden sind. Sie haben sehr lange Nägel und sind rot vom Blut⁶⁷⁾. Sie sind fast immer sehr dick, weil sie viel Blut saugen, deswegen vergleicht das Volk ein zu dickes Kind mit einem Wrikolakas. Der Chef der Wrikolakes ist immer ein exkommunizierter Verstorbener. Er ist ganz schwarz. Die Wrikolakes erscheinen oft tanzend wie auch viele andere Dämonen. Beim Tanz singen sie immer, aber die Menschen kennen ihre Lieder nicht.

Oft erscheinen die Wrikolakes in großen Gruppen und meistens mit einem Kienholz in der Hand. Sie können immer in das Haus ihrer Familien gehen, weil sie durch das Schlüsselloch schlüpfen können. Sie erscheinen auch als Feuer, als schwarzer Hund oder als Frosch⁶⁸⁾. Manchmal haben sie Esels- oder Pferdefüße wie die Anaskelades oder Neraides. Um ihre Zwecke zu erreichen, können sie sich in viele andere Gestalten verwandeln.

e) A u s w i r k u n g e n

Ogleich die Wrikolakes im allgemeinen unschädlicher als andere Gespenster sind, versetzen sie die Menschen in Furcht, weil sie das Aussehen von Verstorbenen haben. Oft bekleideten sich Räuber mit weißen Gewändern, um den Wrikolakes zu gleichen. Sie stahlen, was sie wollten, ohne von den Dorfbewohnern daran gehindert zu werden, denn jene hatten Angst, weil sie glaubten, Wrikolakes vor sich zu haben.

In einigen Orten Griechenlands begeben sich die Bewohner nachts nicht außerhalb des Hauses, um nicht Wrikolakes zu begegnen.

Einige Wrikolakes sind im Glauben des Volkes Ursache für Katastrophen. Sie saugen schlafenden Menschen und Tieren das

⁶⁶⁾ Leo Allatius, a. a. O., S. 143.

⁶⁷⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 208.

⁶⁸⁾ Norbert Reiter, a. a. O., S. 200.

Blut aus den Adern, oder töten sie und essen ihre Gedärme. Liebespeise für die Wrikolakes ist die Leber der Menschen⁶⁹⁾. Sie ersticken kleine Kinder und bringen den Frauen Fehlgeburten. Das Volk leidet viele Unglücksfälle von den Wrikolakes ab⁷⁰⁾, die nicht aufhören, wenn nicht die Dorfbewohner mit verschiedenen Gebeten dafür sorgen, daß der Körper des zum Wrikolakes gewordenen Menschen verwest. Auf den Friedhöfen trinken die Wrikolakes das Öl der Öllämpchen auf den Gräbern.

Es gibt Dörfer in Griechenland, deren Bewohner sich in anderen Orten niedergelassen haben, um sich vor den Wrikolakes zu retten.

Oft besuchen die Wrikolakes ihre Frauen zu Hause und zeugen Kinder ohne Knochen. In Abwesenheit der Ehemänner verkehren sie mit den Frauen⁷¹⁾.

Viele Wrikolakes gehen an Orte, an denen sie als Lebende unbekannt waren. Dort heiraten sie. Ihre Kinder haben auch keine Knochen. Sie werden eines Tages immer als Wrikolakes erkannt und von den Dorfbewohnern verbrannt.

Samstags bleiben die Wrikolakes immer in ihren Gräbern. Mit sieben Monaten Geborene werden von den Wrikolakes gezwungen, mit ihnen zusammen zu tanzen und zu singen. Priester sind ihnen sehr verhaßt. Treffen sie sie unterwegs, versuchen sie ihnen zu schaden, ohne daß sich jene zu erkennen geben. Nachts kommen die Wrikolakes aus ihren Gräbern, fallen die Menschen an und legen sich besonders auf die Brust ihrer Verwandten, um ihnen das Blut auszusaugen⁷²⁾. Gerne rufen sie nachts jemanden außerhalb seines Hauses beim Namen. Antwortet der Angerufene, stirbt er am nächsten Tag; reagiert er nicht, passiert ihm nichts. Die Wrikolakes rufen nur einmal, deswegen antworten die Leute niemals beim ersten Ruf⁷³⁾.

Die Wrikolakes bringen Möbel und andere Geräte durcheinander, wenn niemand zu Hause ist.

Hat man jemals einen Wrikolakes gesehen, vergißt man ihn sein ganzes Leben nicht mehr und bei Erinnerung an ihn wird man jedesmal in großen Schreck versetzt.

⁶⁹⁾ Vgl. S. Laubuscher, Über die Wehrwölfe und Tierverwandlungen im Mittelalter, Berlin 1850, S. 58.

⁷⁰⁾ Ähnlich auch im Altertum, als die Thebaner jedes Unglück ihrer Stadt vom Tode des Laios durch seinen Sohn Oedipus herleiteten, vgl. Soph. Oedip. Tyr.

⁷¹⁾ B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen, a. a. O., S. 165.

⁷²⁾ Dimitris Zelenin, Russische (ostslavische) Volkskunde, Berlin—Leipzig 1927, S. 393.

⁷³⁾ Leo Allatius, a. a. O., S. 142.

f) Abwehrmittel

Folgende verschiedene Abwehrmittel werden gegen Wrikolakes angewandt:

1. Der zum Wrikolakas gewordene Verstorbene wird mit Weihwasser und Weihrauch gesegnet.

2. Amulette werden in das Grab des Leichnams gesteckt.

3. Der Priester liest am Grab verschiedene Gebete für die Seelenruhe des Toten.

4. Man entfernt das Herz aus dem Leichnam und verbrennt es in heißem Öl und Essig⁷⁴⁾.

5. Ein Mensch, der nach der Vorstellung des Volkes zum Wrikolakes wird, wenn er exkommuniziert ist, wird in der Kirche aufrecht gestellt, wenn das Volk ihm verzeihen will. Ein Bischof liest besondere Gebete für die Ruhe seiner Seele, und das Volk entschuldigt ihm. Will es ihm hingegen nicht verzeihen, aber auch nicht, daß er Wrikolakas wird und den Menschen schadet, stößt es ein dickes Holz in seinen Mund. Damit wird der Betreffende nicht zum Wrikolakas, seine Seele geht aber auch niemals ins Paradies ein.

6. Über der Haustüre des Verstorbenen wird das Zeichen einer Pentalfa angebracht.

7. Man bewirft den Wrikolakas mit Steinen aus der linken Hand.

8. Das wirksamste Mittel nach der Vorstellung des Volkes ist die Vernichtung des Leichnams.

Da die christliche Kirche glaubt, daß der Körper eines sündigen Menschen unverweslich ist und zum Wrikolakas wird, versuchen die Priester und Bischöfe durch verschiedene Zeremonien den zum Wrikolakas Gewordenen von seinen Sünden zu befreien und damit den Menschen unschädlich zu machen. Nach nicht-christlicher Vorstellung wird der Tote ausgegraben und sein Herz aus dem Körper entfernt. Dann wird der Körper verbrannt oder auf eine verwüstete Insel gebracht.

Bei zunehmendem Monde gewinnen die Wrikolakes an Kraft. Während mondloser Tage muß man sie vernichten. Der beste Tag für die Vernichtung der Wrikolakes ist der Samstag, weil, wie schon erwähnt, sie am Samstag in ihren Gräbern bleiben. Man findet sie somit mit offenen Augen und unverwest im Grab. Am sichersten vernichtet man sie durch Feuer, man hört sie dabei

⁷⁴⁾ K. I. Mantzouranis, *Κυνουριακαὶ Παραδόσεις* in *Λαογραφία*, Bd. 4, Athen 1914, S. 473.

stöhnen, oder man schießt ihnen eine Zauberladung in den Leib, dabei bluten sie.

9. Man legt auf den Kopf des Verstorbenen ein Holzkreuz und darauf eine Münze ⁷⁵⁾).

10. Auf Lesbos legt der Priester auf den Mund eines jeden Verstorbenen ein Wachskreuz ⁷⁶⁾).

Anaskelades

Die Anaskelades sind eine besondere Kategorie von Dämonen, die nur während der Nacht erscheinen. Sie haben Eselsgestalt. Die Menschen finden solche Esel nachts auf ihren Wegen. Reiten sie auf jenen, wird aber nach wenigen Minuten die Gestalt der Tiere immer größer. Die Menschen können Schaden erleiden, wenn sie nicht erkennen, daß sie es mit einem Dämon zu tun haben. Die Esel springen zum Beispiel in die Luft und werfen den Reiter zu Boden, der oftmals dabei zu Tode kommt. Vielen Sterblichen gelingt es jedoch durch bestimmte Abwehrmittel, besonders durch christliche Gebete, die Anaskelades zu beherrschen. Dann können sie diese Esel als Transportmittel benutzen. Die gleiche Wirkung tritt auch ein, wenn der Mensch auf den Rücken des Esels eine Pentalfa zeichnet oder ein Messer mit schwarzem Griff in das Hinterteil des Esels steckt.

Anaskelades gab es auch im Altertum und während der byzantinischen Zeit. Die Onoskelides der Antike waren solche Dämonen, die Eselsfüße hatten, wie die Empousa, die Neraides und die Kalikanzari ⁷⁷⁾. Vieles ist über diese bösen Geister nicht überliefert worden, lediglich Denkmäler aus der mykenischen Epoche beweisen diese Dämonenvorstellungen. Immer wieder finden wir aus dieser Zeit Abbildungen von Dämonen mit Eselsfüßen.

Vergleichbar den Anaskelades ist das „Pittermännchen“ (Serrig) im Saarland (West-Deutschland). Das Männchen setzt sich nachts dem ahnungslosen Fußgänger auf den Rücken und läßt sich eine Strecke weit tragen. Die Last wird so schwer, daß der geängstigte Träger schließlich zusammenbricht ⁷⁸⁾).

Ähnliche Überlieferungen über die Erscheinung von dämonischen Eseln oder auch Pferden, auf denen Menschen reiten und dann durch einen hohen Sprung des Esels zu Boden geschleudert

⁷⁵⁾ Das finden wir auch in anderen Ländern. Die Familienangehörigen eines Verstorbenen legen eine Münze auf den Kopf des toten Verwandten, damit er sich seinen Platz im Paradies erkaufen kann. Vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, Berlin 1875, Bd. II, S. 791.

⁷⁶⁾ N. G. Politis, Bd. III, Athen 1931, S. 332. Λαογραφικά Σύμμεικτα,

⁷⁷⁾ Leo Allatius, a. a. O., S. 129.

⁷⁸⁾ Nikolaus Fox, Saarländische Volkskunde, Bonn 1927, S. 282.

werden, so daß sie sterben müssen, gibt es auch bei anderen europäischen Völkern, so bei den Italienern und Franzosen. Wahrscheinlich sind solche Sagen auch Reste älterer Vorstellungen über eselgestaltige Dämonen. Glotz meint, daß es sich hier nicht um Dämonen handelt, sondern um vermummte Magie treibende Menschen⁷⁹⁾.

In der Antike war nicht nur in Griechenland der Esel ein dämonisches Wesen, sondern auch in Ägypten⁸⁰⁾.

Auf Kreta heißen die Anaskelades auch Atzoumbades. Das Wort ist mittelalterlichen Ursprungs und stammt von dem arabischen „Hadjib“ (= Pförtner). Es findet sich häufig in den akritischen Gedichten. Auf Kreta wurden nämlich als Atzoumbades (= Pförtner) Sarazenen in Dienst genommen. Diese Atzoumbades wurden mit der Zeit in der Vorstellung der Kretaner Dämonen und mit den Anaskelades identifiziert⁸¹⁾.

Lamies

Die Lamies in der Vorstellung der Neugriechen sind Dämonen, die in Quellen, Brunnen und Flüssen hausen, nicht selten auch in Bäumen. Sie gelten aber auf jeden Fall als Wasserdämonen und Verwandte der Neraides, womit das Volk sie oft verwechselt⁸²⁾. Die Königin der Neraides ist sogar die „Lamia des Meeres“⁸³⁾.

Der Name kommt von dem altgriechischen Wort Lamia; dies war ein böser Dämon, der die kleinen Kinder erstickte und den Tieren das Blut aussaugte⁸⁴⁾. Die Lamies lieben es, wohlgestaltete junge Männer zu heiraten. Sind jene jedoch nicht einverstanden, töten sie sie⁸⁵⁾.

Die Lamia war in der antiken Mythologie eine Mißgestalt. Sie wurde mit der Empousa, Gello, Mormo sowie mit dem Meerdämon Glaukon fälschlicherweise verglichen.

Die Lamies gehen meistens allein; es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß sie auch in Gruppen auftreten. Sie gelten als Herr-

⁷⁹⁾ G. Glotz, *La civilisation égéenne*, Paris 1923, S. 276.

⁸⁰⁾ Plutarch, *Isis*, 30, „τὸν ὄνον οὐ καθαρὸν, ἀλλὰ δαιμονικὸν ἡγοῦνται ζῆλον εἶναι“.

⁸¹⁾ N. G. Politis, *Τὰ ὀνόματα τῶν Νεράιδων καὶ τῶν Ἀνασκελάδων*, in *Λεξικογραφικὸν Ἀρχεῖον τῆς Μέσης καὶ Νέας Ἑλληνικῆς*, Bd. 5, Athen 1918, S. 17—32.

⁸²⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 199.

⁸³⁾ N. G. Politis, *Δημῶδεις μετεωρολογικοὶ μῦθοι* (Ἀπόσπασμα ἐκ τοῦ *Παρνασσού*), Athen 1880, S. 49.

⁸⁴⁾ B. Schmidt, *Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder*, Leipzig 1877, S. 141.

⁸⁵⁾ B. Schmidt, *Das Volksleben der Neugriechen und das helle-nische Altertum*, I. Teil, Leipzig 1871, S. 131.

scher der Quellen und Brunnen, und ist es in ihrem Belieben, so lassen sie die Wasserstelle austrocknen, um von den Sterblichen ein Menschenopfer zu fordern. Nachdem sie das Opfer verspeist haben, lassen sie das Wasser wieder fließen. In der Vorstellung des Volkes sind die Lamies schlanke, hübsche Frauen mit ungeheuer großem Busen und mehr als zwei Füßen, einem Fuß aus Kupfer oder einem Eselsfuß, einem Ochsen- oder Ziegenfuß oder anderen. Ein Fuß ist immer der eines Menschen.

Im Unterschied zu den Neraides sind die Lamies immer böse Dämonen. Sie haben sehr lange und gepflegte Haare, die sie meistens mit goldenen Kämmen kämmen⁸⁶⁾. Kommt jemand vorbei, während sie sich gerade kämmen, schaden sie dem Betreffenden. Sie sind bekannt für ihre Gefräßigkeit. Die Lamies sind sterblich, und man kann sie nur töten, wenn man sie mit der linken Hand erschießt⁸⁷⁾.

Am Meer schaden die Lamies oft den Schiffen. Sie verursachen Wirbelstürme oder lassen die Schiffe in Strudel untergehen. Sie singen und tanzen auf den Wellen und entführen die Schiffe. Befindet sich ein Schiff wegen Wirbelsturmes in Gefahr, schießen die Schiffsleute gegen den Sturm und glauben, so die Lamia zu töten⁸⁸⁾. Das Volk hat festgesetzt, daß der Sturm nach einem solchen Schuß immer zum Erliegen kommt⁸⁹⁾. Begegnet man Lamies, erkrankt man⁹⁰⁾. Böse Frauen werden oft Lamies genannt. Die Lamies werden auch mit Drachen identifiziert⁹¹⁾.

Telonia

Als Telonia werden im allgemeinen böse Geister bezeichnet, die in der Luft ständig mit den Engeln um die Seelen der verstorbenen ungetauften Kinder kämpfen⁹²⁾. Sie versuchen dabei, die Seelen daran zu hindern, in den Himmel einzugehen.

⁸⁶⁾ D. Oikonomides, *Ναξιακαὶ Παραδόσεις*, in *Λαογραφία*, Bd. 17, Athen 1957, S. 67. Vgl. N. G. Politis, *Παραδόσεις*, Bd. I, Athen 1904, S. 498.

⁸⁷⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 200.

⁸⁸⁾ N. G. Politis, *Δημώδεις μετεωρολογικοὶ μῦθοι* ('Απόσπασμα ἐκ τοῦ *Παρνασσού*) Athen 1880, S. 49.

⁸⁹⁾ Feuvielle, *Eclairs et tonneres*, Paris 1874, S. 77.

⁹⁰⁾ Th. I. Athanasopoulos, *Ἡ Λάμια τῆς βούσης*, in *Λαογραφία*, Bd. 3, Athen 1912, S. 671—672.

⁹¹⁾ Dies finden wir im bulgarisch sprechenden Makedonien; die Bulgaren bezeichnen den Drachen als Lamia. Vgl. N. G. Politis, *Λαογραφικὰ Σύμμεικτα*, Bd. III, Athen 1931, S. 6—7.

⁹²⁾ N. G. Politis, *Παραδόσεις*, Athen 1904, Bd. II, S. 1234. In der deutschen Dichtung des Mittelalters finden wir auch einen ähnlichen Streit zwischen den Engeln und den Teufeln. Vgl. J. Grimm, *Deutsche Mythologie*, a. a. O., S. 796.

Telonia ist die Pluralform von Teloni, eine Deminutivform von Telonis, das heißt Zöllner. Weil die Zöllner in der Vorstellung der Menschen meistens böse sind, verwandeln sie sich nach ihrem Tode in Dämonen⁹³).

Auf einigen Inseln Griechenlands sind die Telonia im Volksglauben „elektrische Lichter“, die die Schiffsleute während eines Sturmes auf dem Schiffsmasten sehen⁹⁴). Während die alten Griechen diese Lichter für Dioskuren hielten, die versuchten, das Schiff vor dem Sturm zu erretten⁹⁵), glauben die Neugriechen das Gegenteil, nämlich daß die Erscheinung dieser „elektrischen Lichter“ Unglück verkündet⁹⁶).

Sehen die Schiffsleute solche „elektrischen Lichter“, bemühen sie sich durch verschiedene Gebete und exorzistische Mittel diese dämonischen Wesen zu entfernen. Das Schießen mit einem Gewehr oder einer Pistole auf sie ist sehr oft ein wirksames Abwehrmittel⁹⁷).

Den Ursprung der Vorstellungen von „elektrischen Lichtern“ finden wir nicht nur bei den Dioskuren der alten Griechen, sondern schon bei den alten Indern unter den Göttern der Winde (= Açvins)⁹⁸).

Von guter Vorbedeutung sind heute noch die Telonia bei den Arabern, Spaniern, Chinesen und Holländern⁹⁹). Sie sind genau wie die altgriechischen Dioskuren.

Auf Mykonos sind die Telonia böse Brunnengeister¹⁰⁰).

Kalikantzari

Die Kalikantzari sind dämonische Wesen, die die Vorstellung der Neugriechen geschaffen hat. Sie haben sehr wahrscheinlich ihren Ursprung in dem Brauch, sich während der Zwölftage von

⁹³) Du C a n g e, Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis auctore Carolo du Fresne, Vratislaviae 1891, S. 1541. Vgl. auch Lukas-evangelium 12, 20.

⁹⁴) N. G. Politis, Λαογραφικά Σύμμεικτα, Bd. III, Athen 1931, S. 3. Diese „elektrischen Lichter“ oder Sterne sind in Europa bekannt unter dem Namen „S. Elmsfeuer“. Vgl. Piper, Das St. Elmsfeuer, Berlin 1851.

⁹⁵) Vgl. L. Preller, Griechische Mythologie, Berlin 1887, Bd. II, S. 105. F. G. Welcker, Griechische Götterlehre, Göttingen 1857—1863, Bd. II, S. 429—435. Th. Martin, La Foudre et le feu St. Elme dans l'antiquité, in Revue archéologique, Bd. 13, Paris 1866, S. 168 ff.

⁹⁶) B. Skarlatos, Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου, ε. Τελώνιον.

⁹⁷) K. Z. Matzas, Περὶ τῆς ἐν τῇ ἀτμοσφῆρᾳ ἠλεκτρικῆς, in Ἐφημερίς τῶν Φιλομαθῶν, Bd. 15, Athen 1857, S. 1157.

⁹⁸) Myriantheus, Die Açvins, München 1876, S. 155—182.

⁹⁹) N. G. Politis, Λαογραφικά Σύμμεικτα, Bd. III, Athen 1931, S. 24.

¹⁰⁰) B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen, a. a. O., S. 174.

Weihnachten bis zum Dreikönigsfest zu vermummen ¹⁰¹). In diesen Tagen erscheinen auch die Kalikantzari. Diese haben im Volksglauben das gleiche Aussehen wie die vermummtten Gestalten ¹⁰²). Die Kalikantzari werden gern mit Werwölfen identifiziert ¹⁰³). Der Werwolf ist im griechischen Märchen als Lykanthropos (= Wolfsmann) bekannt. Wolfsmänner sind Menschen, die zu bestimmten Zeiten zu Wölfen werden ¹⁰⁴).

Die Kalikantzari haben eine tierische Wildheit und lange Zähne wie die Werwölfe. Jene erscheinen im Volksglauben vieler Länder während der Weihnachtszeit wie in Griechenland die Kalikantzari ¹⁰⁵). Ihnen werden Beziehungen zu den Toten zugeschrieben, weil sie in der Unterwelt leben.

Kalikantzari werden die Kinder, die am Heiligen Abend geboren sind ¹⁰⁶). In einigen Orten Griechenlands glaubt man sogar, daß jedes Kind, das während der Zwölften auf die Welt kommt, sich zum Kalikantzaros verwandelt. Als Zeichen ist während der Nacht der Körper des Kindes wie ein Tier behaart ¹⁰⁷). Diese Kinder werden deshalb zum Kalikantzari, weil sie neun Monate vorher, am 25. März, dem Fest Mariä Verkündigung, gezeugt worden sind. Aus diesem Grunde wagen viele nicht, an diesem Tag geschlechtliche Beziehungen aufzunehmen ¹⁰⁸).

a) Name

Dieser Dämon trägt im neugriechischen Sprachgebrauch folgende Namen: Kalikantzaros, Kalikatsaros, Karkazani, Kalikartzouria, Katzikantarides, Katzikades, Karkantzalos, Lykokantsaros, Karkantsoulia, Kalitzankaros, Pagana ¹⁰⁹), Parorites, Kolowelonides,

¹⁰¹) N. G. Politis, *Παραδόσεις*, Bd. II, Athen 1904, S. 1261. St. Deinakis, *Τὸ ἔτυμον τῆς λέξεως Καλικαντζαρος*, in *Λαογραφία*, Bd. 8, Athen 1925, S. 488—498.

¹⁰²) Otto v. Reinsberg-Düringsfeld, *Das festliche Jahr*, Leipzig 1899, S. 24. Auch die deutschen Perchten und die skandinavischen Julbucken sind aus solchen Bräuchen geschaffen worden.

¹⁰³) Wilh. Herz, *Der Werwolf*, Stuttgart 1862.

¹⁰⁴) Herodot, IV, 105. N. G. Politis, *Παραδόσεις*, Bd. II, Athen 1904, S. 1325. W. Roscher, *Das von der „Kynanthropie“ handelnde Fragment des Marcellus von Side*, Leipzig 1896. W. Herz, a. a. O., S. 61.

¹⁰⁵) W. Herz, a. a. O., S. 109, 114.

¹⁰⁶) Leo Allatius, a. a. O., S. 141—142. C. Wachsmuth, a. a. O., Seite 80.

¹⁰⁷) St. Kyriakides, a. a. O., S. 192. Hier wird die Beziehung zur Lykanthropie deutlich.

¹⁰⁸) B. Schmidt, *Das Volksleben*, a. a. O., S. 146. N. G. Politis, *Παραδόσεις*, Bd. I, Athen 1904, S. 337.

¹⁰⁹) Während der byzantinischen Zeit hieß Paganos der Nicht-Christ. Vgl. An. Komnena, Bon. S. 377.

Planitaria, Tzilikrota, Kaliontzides, Kakanthropismata. Der häufigste und überall in Griechenland bekannte Name aber ist Kalikantzari ¹¹⁰).

Über den Ursprung des Namens ist vieles geschrieben worden ¹¹¹). Lykokantsaros oder Lykanthropismata leitet man von dem Wort Lykanthropos (= Wolfsmann) ab. Kalitzankaros ist durch Metathese der Konsonanten k und tz zu Kalikantzaros geworden. Andere Versuche über die Etymologie des Wortes sind nicht nennenswert.

Michael Psellos war der erste, der sich mit diesen Dämonen befaßt hat. Um seine Zeit, der byzantinischen, aber hießen sie nicht Kalikantzari, sondern Wawoutsikarii ¹¹²). Der Name Kalikantzaros wurde erstmals von Leo Allatius im 17. Jahrhundert erwähnt ¹¹³).

b) Erscheinungsorte

Nach dem Volksglauben erscheinen die Kalikantzari, wie erwähnt, in den Zwölfen. Das ganze Jahr über leben sie unter der Erde und sägen an dem dicken Baum, der die Erde trägt, um die Welt zu stürzen. Sie sind sehr fleißig, und kurz bevor der Baum endgültig durchgesägt ist, ist Weihnachten, und sie verlassen die Unterwelt, um auf die Erde zu kommen. Kehren sie an Theophania in ihr Reich zurück, ist der Baum wieder zusammengewachsen. Sie beginnen ihre Arbeit wieder von vorne. Niemals gelingt es ihnen, den Stützbaum der Erde ganz durchzusägen ¹¹⁴).

Am Heiligen Abend kommen alle Kalikantzari, auf winzigen Tieren reitend, auf die Erde. Sie bleiben zunächst außerhalb der Dörfer, tanzen und feiern, dann verschwinden sie in dunklen Höhlen, und um Mitternacht schlüpfen sie meistens durch die Kamine in die Häuser. Beim ersten Hahnenschrei verlassen sie die menschlichen Behausungen und begeben sich wieder in die Höhlen. Sie lieben auch die Mühlen als Aufenthaltsort. Nachts unterwegs trifft man sie oft ¹¹⁵).

¹¹⁰) St. Kyriakides, a. a. O., S. 190. St. Wios, a. a. O., S. 230.

¹¹¹) Siehe darüber ausführliche Untersuchungen von Ph. Koukoules, *Καλικαντζαροι*, in *Λαογραφία*, Bd. 7, Athen 1923, S. 315—328 und N. G. Politis, *Παραδόσεις*, Bd. II, Athen 1904, S. 1240—1345.

¹¹²) K. Sathas, *Μεσαιωνική Βιβλιοθήκη*, (Bibl. graeca medii aevi) Bd. 5, Venedig 1876, S. 571—572.

¹¹³) Leo Allatius, a. a. O., S. 140—142.

¹¹⁴) B. Schmidt, *Das Volksleben*, a. a. O., S. 152.

¹¹⁵) St. Kyriakides, a. a. O., S. 192.

c) Gestalt

Die Kalikantzari haben ein menschenartiges, aber mißgestaltetes Aussehen. Man identifiziert sie gerne der Gestalt nach mit den Satyren und dem Pan der hellenischen Mythologie¹¹⁶⁾. Zeitweise erscheinen sie in sehr großer Gestalt und manchmal in äußerst kleiner¹¹⁷⁾.

Einige der Kalikantzari hinken, andere sind blind oder einäugig, wieder andere haben schief gewachsene Füße oder einen Eselsfuß, einige sind lahm, anderen fehlt ein Glied des Körpers, etwa ein Ohr. Ihr Gesicht ist verzerrt¹¹⁸⁾. Manchmal haben sie die Gestalt eines nackten Kindes, oft sind sie so behaart wie Tiere. Ihre Kleidung besteht meistens aus Lumpen und eisernen Schuhen. Sind sie nackt, tragen sie auf dem Kopf ein Käppchen¹¹⁹⁾. Oft erscheinen sie auch in Gestalt eines Bockes, selten einer Frau oder einer Ziege mit langem Bart¹²⁰⁾.

Der Führer der Kalikantzari heißt Koutzos (= Lahmer) und ist der Häßlichste von allen.

d) Auswirkungen

Die Kalikantzari sind den Menschen lästig und ab und zu auch gefährlich¹²¹⁾. Während sie durch die Kamine in die Häuser der Menschen eindringen, beschmutzen sie die Asche im Herd. Deswegen wäscht das Volk in den Tagen der Kalikantzari nicht mit der Herdasche, um zu vermeiden, daß die Kleidungsstücke zerrissen werden. Auch herumstehende Speisen beschmutzen diese Dämonen¹²²⁾. Sie urinieren in offene Gefäße und waschen ihre Geschlechtsteile mit Wasser aus offenen Krügen. Sie stehlen und zerstören Kleidungsstücke.

Ihre bevorzugten Nahrungsmittel sind Schweinefleisch, Wurst und andere Speisen, die man während der Zwölfen zubereitet. Nächtliche Wanderer belästigen sie. Hübsche Mädchen verführen sie, wenn sie nachts von den Mühlen zurückkehren. Oft zwingen sie

¹¹⁶⁾ N. G. Politis, *Παραδόσεις*, Bd. II, Athen 1904

¹¹⁷⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 192.

¹¹⁸⁾ St. Wios, a. a. O., S. 231. Elp. Saranti-Stamouli, a. a. O., Seite 215.

¹¹⁹⁾ B. Schmidt, *Das Volksleben*, a. a. O., S. 148.

¹²⁰⁾ Die Perchten der Deutschen sind weibliche Dämonen.

¹²¹⁾ B. Schmidt, *Das Volksleben*, a. a. O., S. 150. Die Ansicht von Kyriakides, a. a. O., S. 191, daß die Kalikantzari nicht gefährlich seien, ist mit Erzählungen aus Athen, von Samos usw. leicht zu widerlegen. Hier ersticken die Kalikantzari die Menschen und zerreißen sie mit ihren Nägeln. Vgl. N. G. Politis, *Παραδόσεις*, Bd. I, Athen 1904, S. 337—338.

¹²²⁾ Elp. Saranti-Stamouli, a. a. O., S. 215.

die Menschen, die sie treffen, mit ihnen zu tanzen, aber nur bis zum dritten Hahnenschrei. Während des Tanzes schlagen sie die Trommeln. Die Kalikantzari besteigen auch die Ziegen, die kurz danach sterben¹²³⁾. Am lästigsten und schädlichsten sind die Kalikantzari an ihrem letzten Tag auf der Erde, nämlich am 5. Januar.

e) Abwehrmittel

Damit die während der Zwölften geborenen Kinder nicht zu Kalikantzari werden, wird dem betreffenden Säugling eine Ferse mit einem heißen Pflugeisen verbrannt. Das Feuer ist überhaupt das stärkste Abwehrmittel gegen die Kalikantzari. In Thessalien verwenden die Bauern während der Zwölften und besonders am Heiligen Abend für die Brennstellen leichtentzündbare Hölzer und sorgen, daß das Feuer während der ganzen Nacht nicht ausgeht. In einigen Gegenden Griechenlands legt man nachts vor der Haustüre einen Feuerbrand, um den Eintritt der Kalikantzari durch diese Öffnung zu verhindern¹²⁴⁾. Auch trägt man, um nachts nicht Kalikantzari zu begegnen, in der Hand einen entzündeten Kienspan¹²⁵⁾. Brennende Kerzen des Epitaphs haben ebenfalls Abwehrkraft. Das Zeichen des Kreuzes über der Haustüre gilt auch, wie bei anderen Dämonen, als ein bewährtes Abwehrmittel gegen die Kalikantzari. Eine ebensolche Wirkung spricht man auch bestimmten Gegenständen, wie Sieb, Besen, vor der Haustüre zu. Überhaupt scheint das Sieb zauberische Kraft auf die Kalikantzari auszuüben. In vielen Orten Griechenlands legt man nachts ein Sieb neben den Herd. Weil die Kalikantzari, wenn das Feuer im Herd erlöscht, gerne in die Häuser eindringen, finden sie sogleich das Sieb. Sie können nicht anders als sofort alle Löcher zu zählen. Da sie aber nur bis zwei zu zählen vermögen, beschäftigen sie sich bis zum ersten Hahnenschrei mit der Zählerei. Dann verschwinden sie sofort und haben keinen Schaden angerichtet¹²⁶⁾.

Große Furcht flößt der schwarze Hahn den Kalikantzari ein. Bei seinem Krähen verschwinden sie. Aus diesem Grunde halten die Menschen gern unter ihren Hähen auch einen schwarzen. Das Messer mit dem schwarzen Griff ist auch als Abwehrmittel bekannt. Wie bei anderen Dämonen gilt auch bei den Kalikantzari Weihrauch als wirksames Abwehrmittel.

Am 5. oder 6. Januar segnet der Priester des Dorfes die Häuser ein, danach verschwinden die Kalikantzari sofort.

¹²³⁾ N. G. Politis, *Λαογράφικα σύμμεικτα*, Bd. III, Athen 1931, S. 95.

¹²⁴⁾ B. Schmidt, *Das Volksleben*, a. a. O., S. 150.

¹²⁵⁾ St. Wios, a. a. O., S. 232, 233.

¹²⁶⁾ G. F. Abbott, *Macedonian Folklore*, Cambridge 1903, S. 219.

Die Herdasche der Zwölften wird besonders gerne als Bekämpfungsmittel gegen Würmer verwendet, die die Wurzeln von Pflanzen und Bäumen anfressen. Das Volk verstreut deshalb diese Asche in den Gärten ¹²⁷⁾.

Strigles

Strigles sind in der Vorstellung der Neugriechen ältere Zauberfrauen, die durch ihre mysteriöse und bösartige Kraft dämonisiert sind.

Im Altertum, während der griechischen und römischen Zeit, glaubte man, daß ältere Frauen, die sich mit Magie beschäftigten, sich in Vögel verwandeln konnten und, ohne daß die Menschen es merkten, in die Wohnungen flogen, Frauen und besonders kleinen Kindern Schaden zufügten, sie töteten und ihnen dann das Blut aussaugten ¹²⁸⁾. Solche Frauen hießen um diese Zeit Strigen. Das Wort Strix bedeutet Nachtvogel ¹²⁹⁾.

Nach Michael Psellos herrschten im Mittelalter dieselben Vorstellungen über die Strigles wie im Altertum ¹³⁰⁾. Die Auffassung der Neugriechen über die Strigles sind identisch mit denen des Altertums und des Mittelalters ¹³¹⁾. Heute nimmt man an, daß die Strigles in den Bergen und an bestimmten Orten hausen. Auf Mykonos bei Mani heißt ein Dorf Striglochori (= Striglesdorf). Mit ihren äußerst scharfen Nägeln ersticken die Strigles die Kinder. Für die ungetauften Kinder sind diese Dämonen am gefährlichsten. Findet eine Strigla kein kleines Kind in einem Haus, zerreißt sie die Brust der Erwachsenen, holt ihnen die Eingeweide heraus und frißt diese dann.

In einigen Gegenden bildet man sich ein, daß Frauen mit mehreren Fehlgeburten Strigles sind und ihre eigenen Kinder essen, genau wie im Altertum die Lamia.

Großer Lärm soll die Strigles aus dem Haus vertreiben. Die ungetauften Kinder dürfen nicht unbeobachtet bleiben ¹³²⁾.

¹²⁷⁾ Vgl. auch B. Schmidt, Das Volksleben, a. a. O., S. 149.

¹²⁸⁾ L. Preller, Römische Mythologie, Berlin 1881, S. 603. W. G. Soldan, Geschichte der Hexenprozesse, Stuttgart 1843, S. 43. (Lieblingsspeise der Strigles ist die Leber der Kinder, die dann ganz gelb werden und sterben.) Vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, Berlin 1875, Bd. II, S. 1012.

¹²⁹⁾ Hesychios, IV, S. 85.

¹³⁰⁾ Leo Allatius, a. a. O., S. 118.

¹³¹⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 200. B. Skarlatos, Λεξικόν, u. W. Στρίγλα.

¹³²⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 200.

In vielen griechischen Märcen tauchen die Strigles immer wieder auf. Das Wort Strigla ist als Schimpfwort in ganz Griechenland bekannt.

Die Vorstellungen der Neugriechen über Strigles sind die gleichen wie bei den Albanesen und den Vlachen¹³³).

Gorgona

Gorgona ist die antike Gorgo, eine schreckliche Mißgestalt. Sie wurde von Göttin Athena getötet¹³⁴).

Im Mittelalter glaubte man, daß die Gorgona wie eine Hure aussah. Sie erschien immer nachts und jene, die ihre strahlenden Augen sahen, starben sofort. Ihre Stimme war ungewöhnlich wohlklingend.

Die Neugriechen sehen in der Gorgona die Schwester Alexander des Großen¹³⁵). Viele Schiffsunglücke werden auf sie zurückgeführt. Die Gorgona nämlich fragt die Schiffsleute immer, ob Alexander der Große noch lebe, antworten sie, „er lebt und regiert“, dann ist sie zufrieden und gewährt dem betreffenden Schiff eine gute Fahrt. Wird ihre Frage dagegen verneint, ist sie so erzürnt, daß sie das Schiff durch Wirbelstürme sinken läßt¹³⁶).

Aus vielen Märcen ist die Gorgona in Griechenland bekannt. In einigen Gegenden vergleicht man ein sehr schönes Mädchen mit ihr¹³⁷).

Auf Kythnos ist der Terminus Gorgoni gebräuchlich, das bedeutet, das Kind einer Gorgona¹³⁸).

Gello

Gello ist ein Dämon, der im griechischen Altertum, Mittelalter und in der Neuzeit die gleiche Wirkung ausübt. Nicht wesentlich unterscheiden sich die Gelloudes von den Strigles, die Namen selbst bezeichnen eine und dieselbe Gattung dämonischer Wesen¹³⁹).

In der Antike war die Gello auf Lesbos als kindestötender Dämon bekannt. Aus der byzantinischen Zeit ist uns überliefert, daß einer Frau, namens Meletine, alle Kinder von der bössartigen und unreinen Gello getötet wurden. Meletine hatte zwei Brüder,

¹³³) Johann Georg von Hahn, Albanesische Studien, Jena 1854, Bd. I, S. 163. Schott, Walachische Märcen, S. 297.

¹³⁴) Eurip. Ion, 989.

¹³⁵) St. Kyriakides, a. a. O., S. 188.

¹³⁶) N. G. Politis, Παράδοσεις, Bd. I, Athen 1904, S. 307.

¹³⁷) Vgl. Ἑλληνικά δημοτικά τραγούδια, Ἀκαδημία Ἀθηνῶν, Δημοσιεύματα τοῦ Ἀπογραφικοῦ Ἀρχείου, ἀριθμ. 7, Athen 1962, S. 377.

¹³⁸) B. Schmidt, Das Volksleben, a. a. O., S. 142.

¹³⁹) Leo Allatius, a. a. O., S. 116.

Sisynios und Synidoros, die beide Heilige waren. Jene haben die Gello unter Qualen gezwungen, die Kinder zurückzugeben. Sie hat alle sieben Kinder erbrochen. Um nicht weiter gequält zu werden, hat sie außerdem den heiligen Brüdern ein Abwehrmittel gegen sie genannt. Daraufhin wurde sie freigelassen¹⁴⁰⁾.

Die Gello trägt zwölf einhalb Namen: Gello, Morra, Bysou, Marmarou, Petasia, Pelagia, Wordona, Apletou, Chamodrakena, Anawardalaia, Psychanospastria, Paidopniktra und Strigla (= der halbe Name)¹⁴¹⁾. Die Gelloudes werden auch in vielen Orten mit den Neraides verwechselt¹⁴²⁾. Sie sind immer Dämonen weiblichen Geschlechts und erscheinen in der Gestalt, die ihnen gerade als zweckmäßig dient. Wollen sie in ein Haus mit geschlossenen Fenstern und Türen, verwandeln sie sich in eine Fliege und dringen durch ein Schlüsselloch ein. Sie erscheinen auch in Gestalt eines Fisches oder einer Schwalbe.

Heute ist die Gello in vielen Orten Griechenlands unbekannt.

Empousa

Der Dämon Empousa erscheint in verschiedenen Gestalten, als riesenhaftes Tier, Maulesel, kleines Kind, große Frau oder Hund. Die Empousa sieht immer häßlich aus, und ihr Gesicht ist ständig von Feuer erhellt. Sie hat wie einige andere Dämonen auch einen Kupfer- oder Eselsfuß. Weil sie häufig ihre Gestalt wechselt, heißt sie auch Vielgestaltige. Sie wird oft mit der Mormo¹⁴³⁾, Gello und Lamia identifiziert.

Die Empousa erschreckt die Sterblichen. Kleine Kinder erstickt sie. Oft werden die Kinder mit den Worten „sei brav, sonst kommt die Moumou“ (das ist Mormo) gewarnt¹⁴⁴⁾.

Wrachnas

Der Wrachnas oder der Swrachnas der Neugriechen ist nichts anderes als der Ephialtes der Altgriechen. Er ist der Alp oder das Alpdrücken, nämlich die Personifikation des wegen einer Krankheit oder einfach einer schlechten Verdauung schweren und ängstlichen Schlafes. Das Gefühl der Last und des Druckes, das der Schlafende empfindet und die Träume mit furchterregenden Gestalten, die man auf der Brust sitzen sieht, haben den Wrachnas geschaffen.

¹⁴⁰⁾ K. Sathas, *Μεσαιωνική Βιβλιοθήκη*, Bd. 5, Venedig 1876, S. 573 bis 574.

¹⁴¹⁾ Leo Allatius, a. a. O., S. 126—129.

¹⁴²⁾ St. Kyriakides, a. a. O., S. 195.

¹⁴³⁾ Hesych. III, S. 118.

¹⁴⁴⁾ B. Schmidt, *Das Volksleben*, a. a. O., S. 141.

Der Name Wrachnas kommt von dem Wort Warypnas, das schwerer Schlaf bedeutet. In Zypern heißt der Wrachnas Warypnas. In den einzelnen Orten Griechenlands trägt der Wrachnas verschiedene Namen, wie Swrachnas, Wawouzikarios, Iskios (= Schatten), Mora, Marousa (in Thessalien). Wrachnas tritt am häufigsten auf. Der Wrachnas ist in der Vorstellung des griechischen Volkes ein unbedeutender Dämon, der den Menschen nicht schaden kann, ihnen aber Furcht einflößt.

Der Wrachnas erscheint in verschiedenen Gestalten, als kleines Kind, als Frau, als völlig behaarte Frau, als Lamia und als Magier oder Magierin. Das Charakteristische an ihm ist, daß er immer eine Mütze trägt; gelingt es einem Sterblichen diese Mütze zu bekommen, dann kann jener viel Geld von dem Dämon verlangen bis er die Kopfbedeckung wieder zurückgibt.

Im Mittelalter war der Wrachnas ein Magier oder eine Magierin ¹⁴⁵⁾.

A e r i k a

Unter Aerika werden Dämonen der Luft verstanden. In Arachoba heißt ein solcher böser Geist Katewatos und wohnt im Parnassosgebirge. Er schadet den Sterblichen nur die ersten zehn Tage des Monats März ¹⁴⁶⁾. In Kastellorision haben die Einwohner um diese Zeit einen unerträglichen Kopfschmerz, den sie Aerikos nennen und den Luftgeistern Aerika zuschreiben ¹⁴⁷⁾. Viele sterben an dieser Krankheit, obgleich sie verschiedene exorzistische Mittel anwenden. Schwangere Frauen werden leicht von der Aerika ergriffen. Aus diesem Grunde muß bei Beginn der Wehen die Zimmertür immer geschlossen bleiben, damit nicht die Luftgeister hereinströmen können ¹⁴⁸⁾. In Makedonien wagt das Volk nicht, sich in den ersten zehn Tagen des Monats März in den Schatten bestimmter

¹⁴⁵⁾ In Frankreich bedeutet der Wrachnas eine Magierin, die während der Nacht durch den Kamin in die Häuser eindringt und die Schlafenden stört. In Deutschland (Saarland) heißt ein ähnlicher Dämon wie der Wrachnas „Tempermännchen“, „Hämmermeisjin“ oder „Drickermänche“. Er setzt sich nachts dem Schlafenden auf die Brust, nimmt immer größere Gestalt an und wird schwerer und schwerer bis der Träumende nicht mehr atmen kann und erstickt. Kleine Kinder erschreckt man in Saarland mit den Worten „O weh, wel kemmt et Tempermisjin!“.
Vg. Nikolaus Fox, a. a. O., S. 283.

¹⁴⁶⁾ N. G. Politis, *Λαογραφικά Συμμεικτα*, Bd. III, Athen 1931, S. 50.

¹⁴⁷⁾ Ach. S. Diamantaras, *Γητέματα Καστελλορίζου*, in *Λαογραφία*, Bd. 4, Athen 1914, S. 502.

¹⁴⁸⁾ N. G. Politis, *Λαογραφικά Σύμμεικτα*, Bd. II, Athen 1921, S. 300.

Bäume um die Mittagsstunde zu legen, um nicht von der Aerika ergriffen zu werden.

In den bewußten Märztagen waschen die Frauen ihre Haare nicht. Andere Abwehrmittel, christliche und heidnische sind ähnlich jenen, die bei sonstigen Dämonen angewandt werden ¹⁴⁹⁾.

Drimes

Drimes oder Drymes nennt das griechische Volk dämonische Wesen, die auf Holz und Wasser eine schädliche Wirkung ausüben und hauptsächlich an bestimmten Tagen des Jahres erscheinen. Diese Tage heißen Drimes, sie haben dämonische Macht und sind für die meisten Orte Griechenlands die ersten sechs Tage des Monats August ¹⁵⁰⁾. Es sind Unglückstage, deswegen vermeiden die Menschen es, in dieser Zeit wichtige Arbeiten zu verrichten ¹⁵¹⁾. Die Kleider, die an diesen Tagen gewaschen werden, verschleißten schnell. Weinberge, die gepflegt werden, trocknen aus, geschlagenen Holz verfault bald ¹⁵²⁾.

In anderen Orten Griechenlands haben die ersten sechs Tage des Monats März solche dämonische Kraft ¹⁵³⁾. In wieder anderen Gegenden glaubt man, daß Drimes alle Samstagstage des März und alle Montage des August oder die Zwölften sind ¹⁵⁴⁾. Entsprechend den Zwölften dauern die Drimes in Thessalien, auf Zypern und in anderen Gegenden zwölf Tage.

Wie die Kalikantzari an Epiphanie durch die Heiligung der Wasser an diesem Tage verschwinden, ziehen sich auch am Tage der Verklärung Christi, am 6. August, durch die Heiligung der Was-

¹⁴⁹⁾ Dim. Loukopoulou, Σύμμεικτα λαογραφικά Μακεδονίας, in Λαογραφία, Bd. 6, Athen 1917, S. 113. Al. E. Vlachu, Σύμμεικτα (Μεγαρικά), (Λαογραφία, Bd. 18, Athen 1959, S. 549—550).

¹⁵⁰⁾ Diese Tage heißen auch Merominia, weil jeder der sechs Tage zwei Monaten entspricht. So steht der erste Tag für die Monate August und September, der zweite für Oktober und November usw. Die Bauern in Thessalien beobachten deshalb in dieser Zeit die Sterne, um festzustellen, wie das Wetter in den kommenden zwölf Monaten wird.

¹⁵¹⁾ G. P. Anagnostopoulos, Προλήψεις και δεισιδαίμονες συνήθειαι ἐν Παπύρω τοῦ Ζαγορίου, in Λαογραφία, Bd. 8, Athen 1921, S. 219.

¹⁵²⁾ Ath. Mproutouras Περὶ τῶν λέξεων Καλικαντζαρος καὶ Δρίμα, Λαογραφία, Bd. 7, Athen 1920, S. 64).

¹⁵³⁾ Sowohl in den ersten sechs März- wie Augusttagen haben die Sterne die gleiche Konstellation, deshalb werden sie gerne verwechselt. Vgl. St. Kyriakides, a. a. O., S. 380.

St. Kyriakides, Δεισιδαιμονίαι καὶ δεισιδαίμονες συνήθειαι (ἐκ Γκιουμουλιζίνης Θράκης) in Λαογραφία, Bd. 2, Athen 1910, S. 408.

¹⁵⁴⁾ Zwölften heißen die Tage zwischen dem Heiligen Abend und Epiphanie.

ser die Drimes zurück. Die Vorstellung über Drimes ist in ganz Griechenland bekannt, am häufigsten aber auf Zypern, in Thrakien und im Epirus ¹⁵⁵).

Die Versuche, das Wort Drimes abzuleiten, sind unbefriedigend. Einige haben den Ursprung des Wortes mit „dryptomai“ (= ich zerreiße mich) erklärt. Andere führen es auf „Dryas“ zurück, weil in den bewußten Tagen die Nymphen Dryades erscheinen. Mpoutouras sucht die Ableitung in dem Wort „Drimys“, das „scharf“ oder „durchdringend“ bedeutet ¹⁵⁶).

Hirtendämonen

Die Hirtendämonen sind Geister, die nur den Hirten der Gebirgsgegenden bekannt sind. Sie haben mehrere Namen, wie Chamdrakia, Smerdakia, Eidolo, Zoulapi, Lawoma, Diabolos, Dämoniko, Ameletito, Armadiako, Apokoromeno und Kolopanis. Was den Hellenen der Weide- und Hirtengott Pan ¹⁵⁷) war, sind den Griechen der Neuzeit diese Dämonen. Sie sind in der Phantasie der Hirten die Urheber der Anthrax, einer Krankheit, an der die davon befallenen Tiere verenden.

Die Vorstellung der Hirten sieht diese Dämonen als tierische Gestalten, meistens als einen Bock mit langem Bart, der die Ziegen besteigt ¹⁵⁸). Solche Ziegen werden schwarz und sterben bald ¹⁵⁹). Die Hirtendämonen erscheinen auch als Schatten, Schattenbild, als eine kleine schwarze Wolke, als Hund oder Katze. Sie sind sehr häßlich, und ihre Beine sind schief. Sie pfeifen wie ein Hirte. Erblicken die Hunde sie, werden diese in solche Angst versetzt, daß sie sich nicht bewegen und bellen können ¹⁶⁰). Die Hirten fürchten sich auch, diese bösen Geister zu erschießen, weil die Kugel wieder zurückkehrt und den Hirten trifft ¹⁶¹).

¹⁵⁵) St. Kyriakides, in *Λαογραφία*, a. a. O., S. 408.

¹⁵⁶) Mpoutouras gibt dafür folgende Erklärung: Die Sonne ist in diesen Tagen sehr stark, und was die Leute machen, gelingt nicht. Deswegen versuchen sie an diesen Tagen nicht zu arbeiten und sagen, daß diese Tage „Drimeis“ sind. Von den „Drimeis“ (= starke) Tagen ist das Wort Drimi und Drimes entstanden. In *Λαογραφία*, Bd. 7, Athen 1920, S. 64.

¹⁵⁷) St. Kyriakides, a. a. O., S. 189. Pausan. I, 32, 7.

¹⁵⁸) Hier wird die Ähnlichkeit mit dem Pan deutlich, der auch die Ziegen begattete. Vgl. F. G. Welcker, a. a. O., Bd. II, S. 661.

¹⁵⁹) Kon. Apostolopoulos, *Παραδόσεις περί ποιμενικών δαιμόνων ἐκ Λεύκης Ναυπακτίας*, in *Λαογραφία*, Bd. 17, Athen 1957—58, S. 617.

¹⁶⁰) Kon. Apostolopoulos, a. a. O., S. 617.

¹⁶¹) B. Schmidt, *Das Volksleben*, a. a. O., S. 156.

Stellen die Hirten fest, daß ihr Vieh von diesen Dämonen ergriffen ist, müssen sie sofort den Weideplatz wechseln. Meistens machen sie das tagsüber, weil die Dämonen nur nachts erscheinen, und so dem Vieh nicht folgen können. Sie müssen aber den Tieren die Glocken entfernen, damit die Dämonen nicht hören, wohin sie gehen.

Wird auf Navpaktos das Vieh von den Dämonen ergriffen, bringen die Hirten es in der Morgenröte eine Stunde weiter weg. Dort schaufeln sie einen nicht sehr tiefen Graben und treiben die Tiere hinein. Befindet sich das Vieh am Ende des Grabens, schütten die Hirten es zu, damit die Dämonen die Spur der Tiere, die sie bis hierhin verfolgt haben, verlieren¹⁶²).

Die Segnung des Viehs durch den Priester ist auch ein wirksames Schutzmittel gegen diese bösen Geister. Ebenso lassen sich die Hirtendämonen durch Verbrennung stinkender Substanzen und sonstiger exorzistischer Mittel, die bei anderen Dämonen auch angewendet werden, vertreiben¹⁶³).

Der Koutzodämonas (der Lahme Dämon)

Er ist eine Dämonart, der den Sterblichen sehr lästig ist. Gefährlich ist er nicht. Sein Name bedeutet nichts anderes als das Wort Teufel (Dämon).

Fast in ganz Griechenland ist der Koutzodämonas bekannt. In einigen Gegenden wird er gern mit den Neraides und den Kalikantzari verwechselt, die wie er, einen Fuß eines Esels oder Bockes oder einen Kupferfuß haben¹⁶⁴).

In einigen Orten stellt man sich unter den Koutzodämonas eine ziegenbockartige Gestalt vor, mit einem langen Kinn und einem Bart, mit Hörnern auf dem Kopf, genau wie ein Bock. Dieses Aussehen hat er in der Phantasie der Bergbewohner, die sich ausschließlich mit Kleinvieh beschäftigen. Auch in Gestalt eines alten lahmen Weibes sieht das Volk dieses bösertige Wesen oft.

Der Koutzodämonas legt den Sterblichen Dornen auf den Weg, damit sich die Vorbeigehenden die Füße verwunden¹⁶⁵). Er blättert

¹⁶²) Kon. Apostolopoulos, a. a. O., S. 618. Dim. Loukopoulos, Σύμμεικτα Αιτωλικά Λαογραφικά, in Λαογραφία, Bd. 4, Athen 1914, S. 414.

¹⁶³) G. A. Megas, Μαγικαί και δεισιδαίμονες συνήθειαι πρὸς ἀποτροπὴν ἐπιδημικῶν νόσων, in Ἐπετηρίς Λαογραφικοῦ Ἀρχείου, Bd. 5+6, Athen 1943—44, S. 5—58.

¹⁶⁴) Die dadurch bedingte Lahmheit wird auch den Dämonen anderer europäischer Völker zugeschrieben.

¹⁶⁵) B. Schmidt, Das Volksleben, a. a. O., S. 153.

gern die Seiten der Meßbücher in den Kirchen um. Er verwandelt Wein in Essig. Er versteckt verschiedene Gegenstände und läßt die Menschen sie solange suchen, bis sie auf ihn schimpfen, dann zeigt er die versteckten Dinge. Besonders lästig ist er auch den Schwangeren und Wöchnerinnen.

Als wirksame Abwehrmittel gegen diesen Dämon haben sich im Glauben des Volkes Feuer, verschiedene Amulette und besonders der Geruch eines alten verbrannten Schuhs erwiesen.

St. Florian als Soldatenpatron

Die Reischer-Breitpfeiler in Altenmarkt an der Triesting, NÖ.

Von Emil Schneeweis

Daß Wallfahrtsheiligtümer und -straßen, überhaupt Pilgerwege, auch beliebte Orte für das Aufstellen und Errichten von kleinen sakralen Bauwerken sind, ist eine Selbstverständlichkeit; mit einem Teil seines Wesens an solchen heiligen Stätten zu bleiben, ist ja eines der großen Anliegen der Pilgernden.

So hat sich auch entlang der „Via sacra“, der Heiligen Straße Österreichs von Wien nach Mariazell, eine wahre Perlenkette von Denkmälern der Volksfrömmigkeit angesammelt, die allerdings, wie die ganze genannte Pilgerstraße selbst, nicht immer die gebührende wissenschaftliche Würdigung finden.

Freilich macht sich an den Pilgerwegen und so auch an der Via Sacra die Tatsache bemerkbar, daß bei der fachlichen Beschreibung solcher sakraler Bauwerke unbedingt eine Art von Polygenese zu berücksichtigen ist, das heißt, daß eine Entstehung bzw. Errichtung aus mehreren Gründen möglich ist: An einer Heiligen Straße können örtlich bedingte Intentionen im weitesten Sinn sich mit jenen des Wallfahrtsweges und damit auch seines Wallfahrtszieles berühren und überschneiden.

Dies an einem einzelnen Fall herauszuarbeiten, soll der vorliegende kleine Beitrag an einem Abschnitt unserer Via Sacra versuchen.

Im ganzen Triestingtalgebiet weit verbreitet ist die Familie Reischer¹⁾; ihre zahlreichen Zweige werden unterschieden entweder nach ihrer wirtschaftlichen Situation bzw. Tätigkeit, wobei auch Scherznamen vorkommen. Hierher gehören die Heu-Reischer in Altenmarkt (Heuhändler) sowie der Buserl-Reischer (nach seiner Hühnerfarm)²⁾. Oder aber es werden Hof- bzw. Rottennamen

¹⁾ Freundliche Mitteilung von Herrn Baurat Dipl.-Ing. Walter Killmayer, Weißenbach an der Triesting, dem an dieser Stelle für seine Auskünfte freundschaftlichst gedankt sei.

²⁾ Vgl. Unger — Knull, Steirischer Wortschatz, Graz 1903: Puserl! und Wuserl! Lock- und Treibruf für Hühner oder Josef Schatz, Wörterbuch der Tiroler Mundarten, Innsbruck 1955 (Schlern-Schriften 119): pusile Hühnlein, püsel das weibl. Hühnlein, pus, pus Lockruf für Hühner.

herangezogen, wie Edlar-, Niemtal-, Vierhäusel- und Schätzen-Reischer. Alle Angehörigen der Familie haben einen Beinamen; die Familie selbst soll zur Zeit Maria Theresias hier eingewandert sein, wobei das Hauptgebiet die Gegend um Furth ist.

Einige in Altenmarkt an der Triesting ansässig gewesene Angehörige der Familie Reischer haben in ihrem direkt an der Via Sacra gelegenen Heimatort nun zwei kleine Sakralbauten hinterlassen, die einer kurzen Erwähnung nicht unwert zu sein scheinen. Aus dem ersten Weltkrieg stammt ein einfacher kapellenartiger Breitpfeiler mit weiter nicht bemerkenswerter Ausstattung, dessen an der Vorderfront angebrachte Inschrift besagt:

Gelobt sei Jesus Christus.

Zur schuldigen Danksagung für glückliche Genesung von sieben Kriegswunden anno 1915. Zu Ehren der Heil. Maria erbaut von Franz Reischer.

Aus der Zeit der Besetzung Bosniens im Jahre 1878 stammt der zweite Breitpfeiler, welcher der Form nach wohl für den jüngeren beispielgebend war. Auch an ihm interessiert uns in erster Linie die Inschrift:

Gelobt sei Jesus Christus.

Gewidmet von Franz und Maria Reischer in dankbarer Verehrung des heiligen Florian für dessen Schutz in den Kämpfen des Jahres 1878 in Bosnien, wo Franz Reischer aus dreimaligem Feuergefecht glücklich und gesund in die Heimat zurückgekehrt.

Da der Name des hl. Florian, welcher ja auch „Patron in Kämpfen“ ist³⁾, bei keinem der Stifter aufscheint, dürfen wir seine Nennung doch wohl auf die eben zitierte Schutzfunktion zurückführen. Darüber hinaus läßt jedoch die ausdrückliche Erwähnung der drei „F e u e r“-gefechte daran denken, daß St. Florian hier auf Grund seiner bekannten Patronanz über jenes Element angerufen wurde, das laut Friedrich Schiller nur dann wohltätig ist, „wenn es der Mensch bezähmt, bewacht“.

Wir hätten es also mit einer Ausweitung des Begriffes „Feuer“ im an sich zwar nicht neuen militärischen Sinn zu tun, die — wenigstens soweit mir bekannt ist — unter den Agenden des beliebten österreichischen Heiligen nicht allzuoft aufscheint.

Damit erlauben die hier kurz geschilderten kleinen sakralen Bauwerke den Schluß, daß es sich bei ihnen um Fälle einer Überschneidung bzw. Kombination lokaler und individueller Interessen mit der Sphäre der großen Mariazeller Wallfahrt handelt (Widmung des jüngeren Breitpfeilers) und damit eben um Beispiele für mehrschichtige, polygenetische Motivation.

³⁾ Dietrich Heinrich K e r l e r, Die Patronate der Heiligen, Ulm 1905.

„Absperren“ als Brauchtum bei der Goldenen Hochzeit in Obersteiermark

Von Werner Heimerl

Anlässlich der Goldenen Hochzeit eines Großbauern aus der Gegend von Laufnitzdorf bei Frohnleiten am 6. September 1970 waren folgende, in lebendiger Weise von Verwandten und Bekannten ausgeübten Bräuche zu beobachten:

Um sechs Uhr abends sollen die Feierlichkeiten, die bereits vormittags mit dem Kirchengang und einer Mittagtafel ihren Anfang genommen haben, in einem Gasthof ausklingen, wobei nun der Schwerpunkt auf der volkstümlichen Gestaltung liegt.

Bereits eine Stunde vor dem Eintreffen des Brautpaares hat auf dem Vorplatz des Gasthofes ein geschäftiges Treiben eingesetzt — Heu wird auf der Wiese ausgebreitet, hölzerne Stangen bereitgelegt, eine ausgestopfte Krähe an einem Baum befestigt. Endlich langen die Festgäste, vom Hof des Jubelpaares kommend ein; der Hochzeitszug formiert sich, die Teilnehmer mit goldfarbigen Sträußen geschmückt.

Der Bräutigam und sein Beistand tragen große, goldfarbige Buschen, die auf langen Stöcken befestigt sind. Die Braut, die mit ihrem Beistand hinter dem Bräutigam geht, trägt ein mit goldfarbigem Laub eingefasstes Naturblumenbukett. Dem Zug entgegen gehen nun: Ein in alte Wirtstracht (weiße Schürze, grüne Samtkappe) gekleideter Mann mit einem den Willkommenstrunk enthaltenden Tonkrug, flankiert von einem Mädchen, das die blumengeflochtene Brautkrone trägt und einem Knaben, der ein geschmücktes Tablett mit Gläsern hält. Die Musikkapelle spielt während der nun folgenden Begrüßung, die bald in zwanglose Scherzworte übergeht, einen Tusch. Ein Art Zeremonienmeister bzw. Maitre de plaisir (Hochzeitslader?) in schlichtes Bauerngewand (kein Sonntagsanzug!) gekleidet und mit einem Stock bewaffnet, gibt das Zeichen für die nun einsetzenden Handlungen, die in Form eines parodierenden Stegreifspieles verschiedene Tätigkeiten des bäuerlichen Lebens symbolisieren. Das aufgebretete Heu wird von einer die „Bäuerin“ spielenden Darstellerin und einigen Mägden zusammengereicht und ein Hiefel errichtet. Zwei Bur-

schen, als Knechte gekleidet, beginnen aus den Holzstangen auf dem Vorplatz einen Zaun zu errichten und verwehren dem Brautpaar dabei für kurze Zeit den Eintritt; die Beistände müssen eine Maut entrichten. Der erwähnte Hochzeitlader spielt dabei den Bauern und treibt die Burschen, denen der Zaun immer wieder zusammenfällt, zur Arbeit an, wobei natürlich Scherzworte hin und her fliegen. Endlich ruft die „Bäuerin“, daß nun der Arbeit genug und Jausenzeit sei. Das Jubelpaar, Bauer, Bäuerin und Gesinde setzen sich an einen eigens aufgerichteten Holztisch und beginnen zu jausnen (Gselchtes, Käse, Wein). Inzwischen ist auch ein Mann in Jägerkleidung aufgetaucht und hat einen Schuß (mit Platzpatrone) auf die am Baum festgebundene ausgestopfte Krähe abgegeben, die von einem in der Baumkrone versteckten Burschen bewegt wird. Anscheinend hat der Schuß nicht ganz so gesessen (der Jubilar soll nämlich ein schlechter Schütze sein!), denn sie fällt nicht vom Ast. Eine gemischte Gruppe in Wanderkleidung und mit Rucksäcken tritt nun, Wanderlieder singend, auf, anscheinend städtische Touristen symbolisierend. Auch ihnen verwehrt der „Bauer“ den Durchgang, gibt dann den Weg frei und sie singen dafür noch einige Lieder. Es handelt sich dabei um Angestellte des nahen Elektrizitätswerks, die einer Singgruppe angehören.

Nun setzt eine weitere, wichtige Tätigkeit ein: der Viehhandel. Eine Kuh wird auf den Platz geführt. Der Darsteller des Bauern beginnt nun mit dem Viehhändler das mit launigen Worten geführte, aber auch mit hitzigem Feilschen begleitete Verkaufsgespräch (man spürt, daß die Rolle aus dem Leben gegriffen ist, das Stegreifspiel geht ohne Stocken und Längen vonstatten).

Immer wieder mischt sich der „Wirt“ ein, der nur an den „Handelwein“ denkt und davon eine möglichst große Menge ausgemacht sehen möchte. Schließlich einigt man sich mit Handschlag auf 10.000 Schilling und fünf Liter Handelwein, von denen beide Partner die Hälfte tragen sollen.

Die Kuh wird weggeführt, der „Bauer“ und die „Bäuerin“ tanzen zu den Klängen der Blaskapelle einmal um den Platz, während die Hochzeitsgäste sich nun langsam zur wohlverdienten Stärkung ins Gasthaus begeben.

Zu den Sagen aus Trofaiach

Von August Sutter

Als Nachtrag zu meinen Mitteilungen (ÖZV 1970, S. 285 ff.) möchte ich folgendes mitteilen:

Ein Bekannter aus Trofaiach, der sich seit Jahren ganz aus eigenem Antrieb und aus Liebhaberei mit mancherlei volkskundlicher Arbeit, mit Heimatpflege und Heimatforschung beschäftigt, hat mir dazu noch einiges mitgeteilt. Zu meiner eigenen Überraschung nämlich konnte er mich davon benachrichtigen, daß er sogar eine Tonbandaufnahme besitze, auf der die Sage von den Wildfrauen genau so wie in meiner Sammlung, die ich doch vor Jahrzehnten angelegt habe, festgehalten sei. Nachkommen der von mir im Vorwort zu meinem Artikel erwähnten Frau aus dem Laintale, die mit ihm weitschichtig verwandt sei, habe ihm nämlich vor Jahren die Sage erzählt, und er habe sie als kostbares Volksgut auf Tonband aufgenommen.

Auf Grund dieser Tonbandaufnahme nun ergänzte er überdies noch die Wildfrauensage durch eine weitere Episode: „Ein Knecht beim Bauer Schober in Wolkersdorf arbeitete einmal in der Nähe des Wildfrauenlochs. Da hörte er die holden Frauen, wie sie vom Brotbacken sprachen. Er bat sie, sie möchten auch für ihn einen Striezel mitbacken. Darauf sagten sie zu ihm, er solle sich am Sonntag nach der Kirche einen holen. Als er am Sonntag vom Striezelholen aber nach Hause kam, kannte er beim Schoberhaus keinen Menschen mehr. So verkürzt haben sie ihm die Zeit.“

Chronik der Volkskunde

Erstes Internationales Symposium für Ethnologische Nahrungsforschung in Lund 1970

Der Erforschung der Volkskost fühlten sich in den letzten Jahrzehnten einzelne Persönlichkeiten und Gruppen verschiedener Staaten und Länder speziell verpflichtet. Der Wunsch, die eigene Arbeitserfahrung durch Austausch mit Fachkollegen zu klären, zu weiten und zu fördern, war immer dringlicher aufgetaucht.

1970 ergriff Schweden die Initiative. Das Folkliivsarkivet der Universität Lund in Südschweden unter Professor Nils Arvid Bringéus bereitete (finanziell gestützt durch die Salen-, die Nathorska-Stiftung und die Gastronomische Akademie) das „Erste internationale Symposium für ethnologische Nahrungsforschung“ vom 21. bis 25. (einschließlich Exkursion bis 28.) August vor.

Um die Arbeitsintensität zu sichern, wurde der Teilnehmerkreis klein gehalten. Nach Jahresbeginn verständigte man 50 bis 60 Persönlichkeiten aller europäischen Länder und Nordamerikas, die in der Arbeit für diese Teildisziplin engagiert waren, lud namentlich dazu ein und forderte zur Mitarbeit auf. Erwünscht waren aus jedem Staate (Gebiet, Land) je ein „Bericht über den Stand der ethnologischen Nahrungsforschung“ in ihm, sowie Vortragsthemen aus dem eigenen Arbeitsgebiet mit methodischen Bezügen.

Nach freudigem Echo und Einlauf der Beitragsthemen wurde geplant: Von den Berichten, schriftlich bis 1. Juli erbeten, wurde jeder nach Einlangen sofort abgelichtet und allen Angemeldeten zugesandt. So konnte sich jeder bereits vor Beginn der Tagung informieren, auf Aussprachen vorbereiten. Trotz unterschiedlicher Auffassung, Formulierung und Ausführlichkeit stellen die gesammelten Berichte einen sehr wertvollen, leicht zugänglichen Arbeitsbehelf (mit wichtigsten Literaturangaben) zu internationaler Übersicht und Weiterarbeit dar. Berichte liegen vor über:

Bulgarien (V. Marinov), Dänemark (O. Hojrup), Deutschland (G. Wiegelmann), Finnland (I. Talve), Frankreich (R. Valerie), Irland (T. Lucas), Jugoslawien (M. Gavazzi), Luxemburg (H. Klees), Norwegen (A. Ropeid), Österreich (A. Gamerith), Polen 2 (M. A. Dembińska; A. Kowalska-Lewicka), Schweden (B. Egardt), Tessin (O. Lurati), Tschechoslowakei (M. Markuš), Ungarn (E. Barabás-Kisbán), USA 2 (J. A. Anderson; R. Freedmann). Der Stand in Schottland wurde im Vortrag (A. Fenton) mitberührt. Schweden sandte außerdem das eben erschienene Buch „Mat och miljö“, das eigene Besprechung verdiente.

Auf dem Anthropologenkongreß in Tokio 1968 war ein Weltverband, das „Committee for the anthropology of food and food habits“ gebildet worden, das sich zur Aufgabe setzt, über alle Fachgebiete und Wissenschaften aus der gesamten Literatur die Angaben über Nahrungsgebräuche zusammenzutragen. Dessen Sekretär, Igor de Garine,

Paris, erstellte darüber Bericht. Alle vier Teilnehmer aus USA gehörten dem Verbands an. Dessen Präsidentin, Miß Margret Arnott, Philadelphia, war der Vorsitz der ersten Sitzung anvertraut.

Die Aufforderung an die europäischen Kollegen zum Beitritt wurde allgemein — als beschwerende organisatorische Belastung — abgelehnt, doch weitere freie Zusammenarbeit geplant und begrüßt.

Die für jede wissenschaftliche Disziplin grundsätzlichen Fragen nach Aufgabe, Blickrichtung, Schwerpunkt, wie nach Problemen und Methoden bildeten den Anfang, gemeinsame konkrete Zukunftsaufgaben (Nahrungsfragen im Europäischen Atlas, nächstes Symposium und dessen Thematik, Bibliographie und Archive) den Schluß der Beratungen. Dazwischen waren, soweit die Zeit langte, die rechtzeitig eingetroffenen Beiträge unter Oberthemen eingeordnet. Alle Teilnehmer erhielten wieder alle Arbeiten abgesehen. Diskussionen war reichlich Zeit gewidmet. Verhandlungssprache war deutsch, teils englisch. Das Wichtigste wurde auszugsweise meist gleich übersetzt. Der Verlauf der Sitzungen:

I. Jetzige Situation der ethnologischen Nahrungsforschung in Europa und USA: N. A. Bringéus, Einleitung der Diskussion zu den Berichten; J. A. Anderson, Haverford, „Foodways in American foodlife research“; R. Freedman, „Directions in food habits research“.

II. Probleme und Methoden: H. Hvarfner, Lulea, „Hunger at fixed times — an ethnic accumulation with biological consequences?“, G. Wiegmann, Mainz, „Was ist der spezielle Aspekt der ethnologischen Nahrungsforschung?“, N. A. Bringéus, Lund, „Probleme und Methoden ethnologischer Nahrungsforschung im Lichte jüngster Untersuchungen“.

III. Quellen und Quellenbehandlung: F. Hahn, Heidelberg, Arbeitsstudien als Hilfsmittel der Ernährungsforschung“; D. Yoder, Philadelphia, „Historical sources for American foodways archive“.

IV. Kostbrauch und Wirtschaftsleben: K. Gaál, Wien, „Soziale und wirtschaftliche Kausalzusammenhänge in der Änderung der Kostausrüstung“; M. Markuš, Kosice, „Gemeinsame Probleme und Aufgaben der Volksnahrungsforschung im Karpaten-Raume“; V. Marinov, Sofia, „Die Nahrung bei beweglichen Schäfern“.

V. Kostkomplexstudien und Feldarbeit: R. Valerie, Paris, „Study of tradition al food supply in the south-west of France“; H. Uusivirta, Helsinki, „Festspeisen in der Stadt Björneborg 1880—1970“; B. Römer, Zagreb, „Brot und Fladen im pannonischen Gebiet vom Standpunkt eines Ethnologen und Lebensmittelchemikers“.

VI. Ausbreitung und Veränderung: T. Vuorela, Helsinki, „Eine kurze Übersicht über die finnischen Würste“; G. Ränk, Vällingby, „Milchwirtschaft — Verbreitungsgebiete“; H. J. Teuteberg, Hamburg, „Wandlungen des Fleischkonsums in Deutschland“.

VII. Studien einzelner Kostelemente: M. Arnott, Philadelphia, „A lock into Philadelphias bread basket“; A. Fenton, Edinburgh, „The place of oatmeal in the scottish diet“; G. Berg, Stockholm, „Kartoffeln und Rüben“, O. Nordland, Oslo, „Traditionelles Bier in Skandinavien“. Mündlich nicht mehr zu haltende Vorträge bekamen alle schriftlich: I. de Garine, Paris, „The Committee for the anthropology of food and food habits“, A. Gämerrith, Graz, „Feuerstättenbedingte Kochtechniken und Speisen“; Th. Gantner, Basel, „Essen und Trinken in Zeitungen und Kalendern des 19. Jahrhunderts“; C. Gold-

water, London, „Food for thought X the next step“; Kowalska-Lewicka, Krakau, „Der Hunger und die Magie des Überflusses der Nahrung in der traditionellen Kultur der polnischen Karpaten“; G. Norsander, Lund, „Heringsuppe. Zum ethnologischen Aspekt des Gerichtes“.

Die Theorie war reich durch Anschauung und Kostproben alttraditioneller wie modernster Kostelemente — bei Besichtigungen während der Tagung, in Halbtags- und Dreitagesexkursion — ergänzt: Heringsröucherei oder Bäckerei für traditionell schwedische Brote, Braunkäsebereitung und heutige Milchverarbeitung, modernste Lebensmittel- und Verpackungsfabrik, Weltfirma „Findus“ (Gefrierspeisen) mit maschineller Groß-Erbsernte, Backen von „Spettkaka“ (= Prügelkrapfen) durch alte Bäuerinnen im Freilichtmuseum Lund, zu Museen bestimmte Bauernhöfe in der Landschaft, das Handwerkerdorf in Kårrö, Linnées Geburtshaus in Råashult (der große Botaniker hatte in Lund studiert und als erster schwedische Volkskost aufgezeichnet), das Smålandmuseum und das „Auswandererhaus“ in Växjö, ein großer „Schmaus“ mit vielen Gängen alter Bauerngerichte als Gäste des Südschwedischen Waldbesitzerverbandes (SSSF), — von den vierlei Smörgästischen, frischen Heringsgerichten und vielen anderen gar nicht zu sprechen.

Die Fülle des Gebotenen läßt Besprechung von Einzelbeträgen in einem ersten Gesamtbericht nicht zu. Das Erfreulichste der Tagung war der frische Elan der jungen Generation, die sich diesem bisher stiefmütterlich behandeltem Teilfach mit großem Engagement zuwendet. Die jungen Amerikaner hoffen, durch Sammlung aller Nahrungserfahrungen aller Völker zu Nahrungssicherung, sozialer Entspannung und besserer Ernährung der Minderbemittelten beitragen zu können. Erstaunlich ist, daß Amerika, früh mit unterschiedlichsten Speisegewohnheiten der Indianer wie verschiedenen nationaler Einwanderergruppen konfrontiert, reiche Aufzeichnungen hiezu besitzt. Bei den Ostvölkern Europas wurden die oft seltsam uralten Kostformen teils früh als nationale Eigenart beachtet. Heute ist die Volksnahrungsforschung ein selbstverständliches, vom Staat gefördertes Arbeitsgebiet, teils hauptamtlich nur dafür bereitgestellten Fachkräften anvertraut. Systematische Feldforschung betreiben Tschechoslowakei, Ungarn (Atlasaufnahmen durch Fachkräfte), Jugoslawien und Polen, das auch beachtliche historisch-soziale Bearbeitung aufweist. Nicht zufällig wurde daher Polen als Tagungsland fürs zweite, kommende Symposium vorgesehen.

Am weitesten voraus scheint Skandinavien, insbesondere Schweden zu liegen, das seit Jahrzehnten intensiv Feldforschung aller volkskundlichen Sparten betreibt, Archive, Urkunden, und historische Daten weitgehend aufgearbeitet hat, so daß heute bereits sachlich bestens fundierte Zusammenhänge durchschaubar, Überblicke und Kontrollmethoden möglich sind. Viel erarbeitete auch Finnland, wovon leider nur wenig in gängiger Sprache greifbar ist. Norwegen, Dänemark, geringer und später Schottland und Irland sammelten reichlich Stoffmaterial, das erst teils oder noch nicht aufgearbeitet ist.

In Frankreich, wo der Ruhm der „französischen Küche“ alles überstrahlte hatte, erwachte in letzterer Zeit reges Interesse auch für die regionale Volkskost, das eine junge Pariserin, Lunder Studentin und Sekretärin des Symposiums, aufs Charmanteste vertrat.

In Deutschland sucht die jüngere Generation systematisch zu Grundsatzzfragen, Modellen, Schwerpunkt, wie Problemen und Methoden vor-

zustoßen und so in kühnem Wurf zu überholen, was bisher an volkskundlich getreuer Feldforschung wie Aufarbeitung allen Quellenmaterials versäumt wurde — wenn auch das Antwortmaterial der (heutigen Anforderungen nicht mehr voll entsprechenden) Befragungen zum DVKA einen großräumig umfassenden und sehr wertvollen Bestand darstellt.

Nicht zufällig wurde daher Günter Wiegelm ann, Mainz, der Vorsitz der Schlußsitzung wie das Grundsatzreferat anvertraut: Jede anthropologische Wissenschaft betrachte ein Objekt — hier die Nahrung — unter ihrem speziellen Blickwinkel, Chemie als Stoff, Kalorie und Nährwert, Nationalökonomie als Ware in Preis und Handelsgut, Medizin als Gesundheitsgut, etc. Für die Ethnologie sei die Nahrung ein Kulturgut, ihr besonderer Aspekt betrachtet den kulturellen Bezug zwischen Mensch und Menschengruppen zu Nahrung und Speise. Im Brennpunkt (das erstverwandte Wort „Grundeinheit“ wurde angegriffen) stehe für sie die Mahlzeit, und zwar die Mahlzeit in dem erweiterten Sinne, daß damit jede Verzehrsituation gemeint sei, also auch das Beerenessen vom Strauch, das Eislutschen auf der Straße. Die Mahlzeiten und Speisen, ihre Einordnung in Lebensrhythmus und Wertgefüge breiter Schichten lasse kulturelle Muster, Strukturen des Lebens bis zu Mahlzeiten- und Speisesystemen erkennen. Die Lebensnähe der Mahlzeit bietet vielfache Querbezüge zu anderen Sachbereichen des Lebens und wirkt daher für die Gesamtheit der Disziplin integrierend (nicht separierend) ein.

Die zentrale Stellung von Nahrung, Mahl und Speise tritt immer stärker ins Bewußtsein. (Neue schwedische Studienordnung 1969!; Nahrung gehört jederzeit und überall zu Menschen. Arbeit der Selbstversorger galt überwiegend der Nahrung, wie deren Erfordernisse ihre Wirtschaft bestimmten. Heute dient der Nahrung ein kompliziertes Gefüge von Erzeugung, Unternehmungen und Handel, dem Volke bleibt die entscheidende, freie — durch vielerlei Beweggründe gesteuerte — Wahl.

Das Mahl, täglich Menschen zu Rast und Ruh, Geselligkeit und Gespräch oder mit Tischgebet zu stillbesinnlicher Bitte wie Dank verbindend, hat eine eminent gemeinschaftsbildende Funktion. Mahl und Speisegaben sind Bestandteil oder Mitte vieler Feste und Bräuche. Nahrungsformen sind nicht nur klimatisch, landschaftlich, historisch, sondern auch sozial, national und kulturell bedingt.

In die Mitte dieses noch ungehobenen Schatzes griffen die Veranstalter und verstanden es, die Fülle des Erarbeiteten wie der Probleme und Möglichkeiten ins Licht zu heben.

Galt dies erste Symposium erster Fühlungnahme, übersichtlicher Standortbesinnung und -bestimmung, so ist für das nächste bereits gemeinsame Erarbeitung eines Sachthemas vorgeplant: „Sammelnwirtschaft und Armenkost“.

Nicht nur in den Teilnehmern wird der Anstoß des Symposiums weiterwirken. Der Hauptteil des Ertrages steht für jeden bereit:

1. Die Mitteilungen Nr. 56 des Institutes für Volkslebensforschung der Universität Lund (September 1970) enthalten: Bringéus: „Die Ethnologen und das Essen“ (Tagesvorbericht aus dem Südschwedischen Tagblatt); Valerie: Symposiumbericht; Liste sämtlicher schwedischer Befragungen zu Nahrungsthemen, deren Antworten bisher vorliegen. (113 Nummern, davon teils Einzel-, teils Gesamt-, teils Ober mit vielerlei Unterfragen) und einen Bericht über das dreiwöchige Feldseminar in Överum. Man ist an die „Dorfwochen“ erinnert, die Gruppen der Deutschen Jugendbewegung in der Zwischenkriegszeit praktizierten: dasselbe Prinzip, in selbstgestalteter, freier, aber plangemäßer Gemein-

schaftsarbeit die Lebensweise einer Menschengruppe zu erkunden, aber hier erweitert auf Studenten verschiedener Hochschulen und Sprache bei Industriearbeitern mehrerer Sprachgruppen (Gastarbeiter) und in wissenschaftlicher Strenge durchgeführt. (Teils auch Nahrungsthemen; Schwedisch.)

2. Die Zeitschrift „Rig“ (Reich) 1970 bringt das Referat „Probleme und Methoden“, wie einen Tagungsgesamtbericht von Prof. B r i n g é u s selbst. (Schwedisch)

3. In der *Ethnologia Scandinavica* sind derzeit die meisten der Vorträge mit einem Gesamtbericht im Druck. (Bei deren Besprechung auch Einzelbesprechungen möglich.) (Deutsch und englisch mit Resümée.)

4. Eine Drucklegung der Berichte ist — nach Überarbeitung — geplant.

Die Teilnehmer — insgesamt 40 aus 17 Staaten — haben Schweden für vornehmste Gastlichkeit wie schöne, freie Menschlichkeit herzlich zu danken. Aber alle an diesem Teilfach Anteilnehmenden haben bestens für die in ausgezeichneter Organisation mit viel Kosten und Mühe geschaffene Grundlage zu gemeinsamer, übernationaler Weiterarbeit zu danken.

In Österreich wurde die Nahrung meist mitbeachtet. Einiges an guten, deskriptiven Aufnahmearbeiten liegt vor. Doch wird es tüchtige Anstrengung verlangen, wollen wir mit der internationalen Entwicklung Schritt halten.

Anni G a m e r i t h, Graz

Zum derzeitigen Stand der Flurdenkmalforschung in Deutschland
5. Tagung der AG Denkmalforschung vom 29. bis 31. Mai 1971 in Fulda

Von Emil Schneeweis

Unter beträchtlichem Aufwand an Zeit und Geld arbeiten interessierte Fachleute und Laien an der Erforschung von Denkmälern, die oft im wahrsten Sinn des Wortes am Wegesrand, auf jeden Fall aber eher unbeachtet ihr Dasein fristen; unter den verschiedensten Namen (ich nenne nur: Bildstock, Marterl, Kreuz, Wegkreuz, Steinkreuz, Kreuzstein, Kapelle etc.) werden sie etwa von Heimatkunde und Kunstgeschichte einer gewissen Aufmerksamkeit gewürdigt, wenn nicht gar der Kitsch sich ihrer bemächtigt und sie zu Objekten eines pseudobäuerlichen Folklorismus degradiert.

Und doch eröffnet gerade die Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin vermöge einer funktionellen Arbeits- und Betrachtungsweise auch hier einen Weg zur Lösung so mancher Probleme, die dann ihrerseits wieder den Nachbardisziplinen zugute kommen werden. Auf einem der Spezialgebiete dieses wahrlich weiten Feldes arbeitet in Deutschland seit langem eine Gruppe von Idealisten, die — wenn auch bedauerlicherweise seit kurzem aufgespalten — wesentliche Beiträge zum Fragenkomplex in erster Linie der echten Stein- oder Sühnekreuze liefert, aber auch die anderen Flurdenkmäler einer Behandlung unterzieht.

Da ich mich nun schon seit den Vorarbeiten zu meiner Dissertation mit einschlägigen Fragen beschäftige, bedeutete meine Teilnahme an der oben genannten Tagung nicht nur eine Anerkennung meiner bisherigen Arbeit, sondern auch eine starke Bereicherung meiner Kenntnisse sowie besonders die Möglichkeiten, Kontakte mit Teilnehmern aus Österreich, Deutschland (BRD und DDR), Jugoslawien und Belgien anzuknüpfen.

Für die großzügige Förderung dieser meiner Studienreise gebührt mein Dank dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung sowie der Direktion des Österreichischen Museums für Volkskunde.

Konnte ich einerseits bereits auf der Hin- und Rückfahrt Haus- und Siedlungsformen bzw. deren Wandlungen durch Krieg und Nachkriegszeit beobachten, so war andererseits auch die Wahl des Tagungsortes allein durch seine geschichtliche Bedeutung und die damit verbundenen volkskundlichen und kunsthistorischen Gegebenheiten eine überaus glückliche zu nennen.

Freilich bot sich fürs erste keine Gelegenheit zur Besichtigung von Fulda selbst, da dank der bis ins Detail gehenden minutiösen Organisation der Tagung der Zeitplan der Teilnehmer voll ausgebuchet war.

Die gewissermaßen als Einleitung veranstaltete Literatúrausstellung vermittelt eine reiche Übersicht von praktisch gesamteuropäischem Format, wobei neben dem naturgemäß im Mittelpunkt stehenden Thema der Flurdenkmäler im weitesten Sinn auch die übrigen Belange der Volkskunde, Kunst- und Kulturgeschichte würdig vertreten waren.

Bereits vor Beginn des eigentlichen Programms entfesselte Herbert Wolf aus Cham durch seine Umfrage über „Stein-Brauchtum“ eine

angeregte Debatte, innerhalb welcher aus und zu seinem Arbeitsgebiet, dem Bayerischen Wald, recht interessante Details zur Sprache kamen; so wurden unter anderem erwähnt: Die „Kapelle zum Steinhäufel“, wohin ehemals unfruchtbare Frauen Steine trugen; obwohl der Steinhäufen inzwischen beseitigt wurde, soll der Brauch doch noch heimlich geübt werden, auch mit der Nebenintention, dadurch einen guten und braven Mann zu bekommen. Ein phallischer „Milchstein“ wurde von Wöchnerinnen, deren Kinder verstarben, als Remedium gegen das MilCHFieber aufgesucht; er sollte die Milch aus den Brüsten zurückziehen. Herr Wolf bat vor allem um einschlägige Angaben aus schwer zugänglicher bzw. unbekannter Literatur.

Der Einleitungsvortrag von Heinrich Riebeling, „Buchonien und die Landschaft der Rhön“, brachte die so notwendige Einführung in die Eigenart der Landschaft und die daraus resultierenden historischen und volkskundlichen Gegebenheiten. Diese karge Landschaft ist vorgeschichtlich durch die Kelten beeinflusst worden; eine keltische Höhensiedlung, die Milseburg, konnte dann leider nur im Vorbeifahren betrachtet werden. Durch ihre Lage zwischen dem germanisch-chattischen Raum und dem römischen Einflußgebiet wurde sie später zum Durchgangsland zwischen dem Frankfurter und dem Leipziger Raum. Die Ärmlichkeit der Landschaft bewirkte einerseits das Aufkommen von Nebenerwerbsquellen, wie die Kanarienzucht mit Ausfuhr bis nach Amerika, und andererseits eine starke Auswanderung nach Rußland und Ungarn (Banat). Heute ist diese Gegend ein beliebtes Erholungsgebiet, deren Wanderkarten dankenswerterweise auch die erhaltungswürdigen Flurdenkmäler kennzeichnen.

Unter dem Titel „Stein- und Radkreuze auf Gotland“ brachte Wilhelm Brockpähler (Münster i. Westf.) einen mit guten Bildern beschickten Beitrag, wie denn auch in der ausgestellten Literatur gerade diese so interessante Insel gut vertreten war. Durch den Fernhandel schon vor der Zeit der Hanse ergaben sich weitreichende Beziehungen, die durch ihre sicht- und greifbaren Spuren für das Tagungsthema relevant wurden. Wenn Brockpähler von einem für drei Brüder gesetzten Kreuzstein berichtete, von denen einer in der Walachei, der zweite in Windau (Rußland) erschlagen wurde und nur der dritte in der Heimat starb, so erweist sich daran wieder einmal, wie weit (im wörtlichen Sinn) die Bedeutung solcher Denkmäler über das Örtliche hinausgeht. Die Motive zu ihrer Errichtung wie auch ihre Interpretation im Erzählgut fügen sich harmonisch in das Geläufige; der Vortragende verwies darauf, daß die Erinnerungskreuze vor den Sühnekreuzen da waren, neben ihnen bestanden und auch nach ihnen blieben — eine dankenswerte Bemerkung auch im Hinblick auf die funktionelle Polygenese dieser „sprechenden Steine“.

Eine typische Form ist jene des Ringkreuzes, bei dem eine Verwandtschaft mit den irischen Kreuzen angenommen wird; die Vertreter dieser Gruppe sind meist 2,20 m bis 2,50 m hoch und aus Kalkplatten gearbeitet; ihr Bestand ist stark zurückgegangen. Ein einziges trägt eine Runeninschrift.

Zahlenmäßig schwächer vertreten ist die Kategorie der Scheibenkreuze, die ihren Namen jeweils vom dazugehörigen Hof erhalten. Die mit einem Ring versehenen Holzkreuze mit Ausmaßen bis zu 16 m gelten wegen ihres abgestuften Sockels als Gerichtskreuze, Brockpähler hält sie her für einfache Hofkreuze. Ihre Form erinnert an die aus dem

Brauchtm bekannten „Mittsommerbäume“ und ist immer noch beliebt, wie ein Bild von einem zeitgenössischen Friedhof beweist.

Dr. Walter Dreyhausen, Frankfurt am Main, früher Prag, konnte seinen Vortrag „Die alten Steinkreuze in Böhmen — ein Rückblick“ nicht selbst halten, stellte aber den Text zwecks Verlesung zur Verfügung.

Vor allem aus den Bezirken Eger, Komotau, Mies und Tachau sind 507 Steinkreuze und Kreuzsteine bekannt. Dreyhausen lehnt die Sage als Quelle der diesbezüglichen Forschung ab; Beweggrund für die Errichtung nennt er das Gesetz der germanischen Blutrache und später das Hervortreten des Sühnegedankens. Für sehr wichtig hält er die auf den Monumenten aufscheinenden Zeichen. Eine künstlerische Würdigung erfuhren sie etwa durch Ludwig Richter, Wilhelm von Kaulbach (Illustrationen zu „Reinecke Fuchs“ und „Wilhelm Tell“) und Hermann Löns („Der Letzte seines Stammes“). Im Böhmischem Raum werden diese Male mit Kyrillos und Methodios in Zusammenhang gebracht, die bei ihnen gepredigt haben sollen.

Gerhard Ost aus Orlamünde in der DDR begab sich mit seinem Referat „Neuinventarisierung der Steinkreuze der drei thüringischen Bezirke“ auf das vielleicht weniger spektakuläre, dafür aber wichtige Gebiet der Bestandsaufnahme und ihrer Methodik. Das hierzu seinerzeit geschaffene „Thüringische Steinkreuzarchiv“ als erster Versuch einer Gesamtinventarisierung mußte seine Arbeit infolge des Krieges unterbrechen; dieser Umstand sowie die Verluste durch den Krieg selber, aber auch die moderne Technik machten eine Neuaufnahme erforderlich. In den Jahren 1952—1954 wurde der nordöstliche Teil Thüringens mit über 200 Objekten erfaßt und zwar in Form von Erfassungsbögen, deren Ergebnisse auf Lochkarten übertragen werden sollen; diese Arbeitsweise ist meiner Meinung nach auch die einzige Möglichkeit zur Erfassung und Auswertung volkskundlicher, ikonographischer und sonstiger Details. Der ebenfalls in Abwesenheit des Verfassers vorgelesene Beitrag von Dr. Richard Künstler, Saalfeld (DDR), „Bildstöcke in Thüringen“ beschäftigte sich einleitend mit der Bedeutung konfessioneller Faktoren für das Thema; Thüringen als Mutterstätte und Herzstück der Reformation konnte von dieser und ihren Auswirkungen (Bildersturm!) natürlich nicht unberührt bleiben.

Nach Erörterung der wichtigsten Stilformen wurde eine südthüringische Besonderheit vorgestellt, die sogenannten „Docken“; es sind aufrechtstehende, 1,20 m bis 1,50 m hohe, vierkantige, abgefastete Stein Pfeiler, die sich oben zu einer Deckplatte mit Mulde verbreitern. Sie stehen neben einem alten Wallfahrtsweg, ihre Bedeutung ist bis dato ungeklärt.

Der bekannte slovenische Kunsthistoriker Dr. Marijan Zadnikar (Ljubljana) brachte mit „Bildstöcke in Slovenien“, unterstützt von seinen guten Lichtbildern, einen eindrucksvollen Auszug aus seinem Werk „Znamenja na Slowenskem“ (Bildstöcke im slovenischen Volksgebiet), von dem man sich in Anbetracht der engen Beziehungen Österreichs zum Bezugsraum sowie in Würdigung des darin gebotenen Materials eine baldige Ausgabe in deutscher Sprache wünschen möchte. Zadnikar beschreibt seine Exemplare nach dem typologischen Prinzip; im genannten Bereich befinden sich über tausend Objekte allein aus der Zeit vom 15. bis zum 19. Jahrhundert.

Direktor Franz Hula (Wien) gab mit seinem Referat „Schalenstein und Friedhofsoculus“ im Wesentlichen einen Extrakt aus seinem

mit großem Fleiß zusammengestellten Werk „Mittelalterliche Kultmale. Die Totenleuchten Europas. Karner, Schalenstein und Friedhofsoculus“, Wien 1970; bereits angesichts des Titels wirft sich wieder einmal die Frage auf, ob man aus nomenklatorischen und begrifflichen Gründen den Terminus „Schalenstein“ nicht eher jenen umfangreicheren Exemplaren vorbehalten sollte, die etwa im niederösterreichischen Waldviertel unter eben dieser Bezeichnung bekannt sind.

In die soeben genannte Region führte unter dem Titel „Steinkreuze (Sühnekreuze) in Salzburg, Niederösterreich und im Burgenland“ ein Teil meines Beitrages zur Tagung, in dem ich mich bemühte, die den Kern meines Faches direkt betreffenden Aspekte herauszustellen, das heißt also die Zusammenhänge dieser Denkmäler mit Brauchtum und Volkerzählung, die uns meist nach Art der aitiologischen Sagen wertvolles Material liefert.

Einer der Initiatoren und Organisatoren des Kongresses, Dr. Friedrich Karl Azzola (Rüsselsheim-Königstädten) erweiterte mit seinem nun folgenden Referat „Wegkreuze der Rumänen aus Holz und Stein im Westteil der Südkarpaten, meiner Heimat“ nicht nur den rein geographischen Horizont; durch das gut gesehene und photographierte Bildmaterial aus einem derzeit doch eher unzugänglichen Raum, das immer wieder Einflüsse aus dem byzantinischen Bereich erkennen läßt, ließ man sich gerne an die Ausstellung „Osteuropäischer Volkskunst“ im Museum des 20. Jahrhunderts erinnern, die ja aus den Beständen des Österreichischen Museums für Volkskunde bestritten worden war. Da außer den im Titel angeführten Kategorien auch Friedhofskreuze gezeigt wurden — unter erfreulicher Berücksichtigung des Grabschmuckes sowie von Auszier und Ikonographie der Grabdenkmäler — blieb dem Volkskundler kaum etwas zu wünschen übrig.

Auch Heinrich Riebeling, der bereits den Einführungsvortrag gehalten hatte und nun zusammen mit Jürgen Gottschalk zu Wort kam, gehörte zu den Planern der Tagung. Beide Herren stellten ihre „Gedanken und Vorschläge zu einer Systematik der Flurdenkmalforschung“ zur Diskussion. Diese „Anleitung zur Inventarisierung von Flurdenkmälern“ mit den Sub-Themen Nomenklatur, Vermessung, Kartierung, Dokumentation, Ausrüstung sowie Sicherung und Pflege geht äußerst gründlich auf die praktischen Belange ein; deren Durchführung freilich erweist sich sofort als überaus harte Nuß und steht — dies ganz wörtlich — auf einem anderen Blatt; denn wenn für die kartographische Erfassung Karten im Maßstab 1 : 25.000 oder gar Meßtischblätter gefordert wurden, so liegen die Schwierigkeiten eines derartigen Vorhabens besonders bei großräumiger Bearbeitung auf der Hand, auch was die finanzielle Seite und das Mitarbeiterteam anbelangt. Die Wahl der entsprechenden Kartenzeilen führt automatisch zur nächsten Komplikation: Wenn für den engeren Arbeitsbereich der beiden Referenten für die echten Steinkreuzformen allein fünf oder sechs verschiedene Symbole postuliert wurden, mußte sogleich auf deren stärkemäßiges Zurücktreten anderswo bzw. auf die dortige Häufigkeit anderer Formen verwiesen werden; man denke etwa an die Formenvielfalt im österreichischen Raum!

Mit diesen Vorbehalten soll nun freilich keineswegs die Wichtigkeit nomenklatorischer und klassifikatorischer Probleme bestritten werden; ganz im Gegenteil! Es zeigt sich lediglich immer deutlicher, daß die von mir bereits in meiner Dissertaton angeregte stärkere Berücksichtigung der Funktion ein maßgeblicher Faktor für Nomenklatur und Klassi-

fikation wäre; freilich hätte hier der Volkskundler das letzte Wort zu sprechen.

Nach diesem Exkurs in zugegebenermaßen etwas trockenere Gebiete war Jürgen Gottschalk (Langfeld) mit seiner Besinnung auf „Walldürn und Vierzehnheiligen — Durchdringung zweier Kultbereiche an Hand der Bildstöcke“ dem auch ikonographisch interessierten Volkskundler recht willkommen; versuchte er doch eine Gruppierung der einschlägigen Denkmäler vermittels der darauf angebrachten bildlichen Darstellungen. So unterschied er zum Beispiel beim Walldürn-Motiv nach folgenden Kriterien: Symmetrische und asymmetrische Lösungen; Anordnung des Kelches; Engel als Halter des Corporale oder nicht. Ähnlich verfährt Gottschalk beim Wunder von Vierzehnheiligen und seinen bildmäßigen Ausprägungen: Wirksamwerden der Erscheinungen oder nicht; Christus mit „Kinderkranz“, also umgeben von den noch nicht differenzierten vierzehn Gestalten; sodann Auftreten der vierzehn Not Helfer, gruppiert nach ihren Funktionen bzw. Attributen.

Bezüglich weiterer Details wird auf das Werk von Josef Dünninger und Bernhard Schemmel, Bildstöcke und Martern in Franken, Würzburg 1970, verwiesen.

Als letztes Referat hörten wir von Dr. Renate Brockpähler (Münster in Westfalen) „Wegebilder-Bestandsaufnahme in Westfalen“.

Das Archiv für Westfälische Volkskunde, das bisher 41 volkskundliche Fragebögen erstellt hat, verfertigte inzwischen mehrere tausend Photos und Beschreibungen zum Thema; diese Arbeit erfolgte zusammen mit dem „Westfälischen Heimatbund“, mit diesem auf heimatkundlicher Basis, sowie unter Heranziehung von Schülern und Studenten der Pädagogischen Hochschule und der Universität. Am vollständigsten und gründlichsten waren hierbei die Aufnahmen der am Archiv selbst Tätigen.

Westfalen hat einen reichen Bestand an einschlägigen Denkmälern aufzuweisen, der vielleicht weniger als in Franken, aber mehr als in Thüringen besitzt. Auch Dr. Brockpähler betont, daß die Aspekte bei diesem Vorhaben für den Volkskundler nicht ästhetischer Natur sein dürfen, sondern von der Funktion her kommen müssen; aufs Tagungsthema bezogen, verwies sie besonders auf den funktionellen Zusammenhang zwischen Steinkreuz und Bildstock.

Die im Anschluß an die Referate durchgeführte Diskussion betonte erneut die Wichtigkeit nomenklatorischer, klassifikatorischer und organisatorischer Probleme; als logische Folge ergab sich das Projekt eines Koordinierungsausschusses, der sich auch mit der Sammlung bzw. Erfassung der Fachliteratur zu beschäftigen hätte.

Die sich über eineinhalb Tage erstreckende Exkursion in die nähere Umgebung Fuldas bildeten die praktischen Ergänzungen zu einem wesentlichen Teil der Vorträge; darüber hinaus wurden sorgfältige Beispiele aus der Haus- und Siedlungskunde an Ort und Stelle vorgestellt, darunter mehrere Fachwerkbauten, an denen die bekanntesten Fragen der Auszier und Bausymbolik lebhaftere Erörterungen auslösten. Im Vordergrund standen begreiflicherweise die oft in erstaunlicher Häufung auftretenden Steinkreuze sowie die Bildstöcke unter Würdigung ihrer Beziehungen zur Geschichte und Volksfrömmigkeit; im letzten Teil meines Berichtes soll hierüber noch gesprochen werden.

Den offiziellen Abschluß der Tagung bildeten ein leider nur kurzer Besuch im Städtischen Vonderau-Museum, wo der mysteriöse „Männchenstein vom Florenberg“ gleichfalls heftige Debatten auslöste, und die

Besichtigung des Lapidariums im Alten Friedhof, wo nicht nur interessante Epitaphe, sondern auch ausgediente Bildstöcke einen geeigneten Aufstellungsort gefunden haben.

In Anbetracht der kurzen, mir zur Verfügung stehenden Zeit und in Übereinstimmung mit dem Thema der Tagung richtete ich mein Hauptaugenmerk auf Bildstöcke und sonstige Bildzeugnisse im Zusammenhang mit St. Bonifatius und Sturmius, den Gründern bzw. Förderern Fuldas, wie sie uns auch auf den Exkursionen immer wieder begegnet waren; so sahen wir etwa bei Lüdermünd an einem alten Verkehrsweg die Stelle, an der Sturm das erste Mal mit den damals dort siedelnden Slawen zusammenkam. Ebenfalls zur Ergänzung meines volkskundlichen und ikonographischen Materials besichtigte und photographierte ich auf einer kurzen Rundfahrt um Fulda noch möglichst viele steinerne Zeugnisse der dortigen Volksfrömmigkeit; zusammen mit dem Ertrag der Exkursionen erhielt ich also einen Querschnitt durch den einschlägigen Bestand an folgenden Kategorien:

Steinkreuze und Hochkreuze, einschließlich eines interessanten Exemplares aus dem 17. Jahrhundert, des wegen seiner Form so benannten „Irenkreuzes“; im Einzugsbereich der Wallfahrt auf den Kreuzberg sahen wir Beispiele für den Typ des „Kreuzschleppers“, also des kreuztragenden bzw. unter diesem fallenden Christus; die Typen Walldürn und Vierzehnheiligen in beiden geschilderten Varianten; den Hirtenheiligen St. Wendelin als Bekrönungsfigur auf Bildstöcken oberhalb anderer Darstellungen, wie Pietá oder Kreuzigungsgruppe, sowie eine reiche Auswahl anderer Paradigmata, die in extenso zu schildern nicht der Zweck dieses Berichtes ist. So verdanke ich also, wie bereits erwähnt, der Direktion des Österreichischen Museums für Volkskunde und dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung eine erneute Bestätigung des Sprichwortes „Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen“; meine Aufgabe wird es nun sein, es nicht beim „Erzählen“ bewenden zu lassen, sondern vielmehr die auf dieser Reise gemachten Erfahrungen zum Nutzen meines Faches, der Volkskunde, anzuwenden.

Hinterglasbilder-Ausstellung in Salzburg

Das rührige Salzburger Museum Carolino Augusteum zeigte im Sommer 1971, von Juli bis September, eine umfangreiche Ausstellung „Malerei hinter Glas“. Den Kern der aus Leihgaben zusammengestellten Ausstellung bildete die Privatsammlung Udo Dammert, München. Daher waren neben den österreichischen und deutschen Hinterglasbildern auch einige aus der Slowakei, aus Rumänien, aus Italien, Spanien und China zu sehen. Neben die alten Bilder waren Zeugnisse einer „Modernen Hinterglasmalerei“ gestellt. Das Wiener Museum stellte vor allem Sandler Hinterglasbild-Risse zur Verfügung. Der Katalog (Salzburg 1971, 72 Seiten, 10 farbige Abbildungen, mehrere Seiten Schwarz-Weiß-Bilder) enthält außer der Einleitung von Friederike Prodingler, welche auch diese 60. Sonderausstellung ihres Museums umsichtig organisiert hat, einen kurzen einführenden Beitrag „Grenzen und Synthesen der Volkskunst im 20. Jahrhundert“ von Udo Dammert. Wie der Titel so ist auch der Inhalt dieser Einführung problematisch. Man fühlt sich an Max Picard erinnert, und das heißt, daß hier die Beschäftigung mit dem Hinterglasbild wieder einmal nicht im Sinn der kunstgewerblich-volkskundlichen Forschung erfolgt, wie sie in Bayern und Österreich, aber auch darüber hinaus doch sehr erfolgreich vollzogen wurde und wird, sondern in einem ästhetisch-kulturphilosophischen Sinn. Für größere Besucherkreise vermutlich nicht uninteressant, fachlich dagegen eher befremdend. Schdt.

Glas-Ausstellung im Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau

Am 18. Juli 1971 wurde die heurige Sonderausstellung des Bezirksheimatmuseums Spittal an der Drau eröffnet. Es handelt sich um die Sonderschau „Glas, Porzellan, Ton, Zinn“ im sogenannten Parkschlößl im Bereich des Schlosses Porcia, das nunmehr dem Bezirksheimatmuseum als ständige Ausstellungshalle dienen kann. Im Mittelpunkt der Sonderschau steht die Ausstellung „Waldglas aus Oberkärnten (1621 bis 1879)“, aufgezeigt durch die Rekonstruktion von Tscherniheim durch Architekt O. Weiß. Die Funde, die ausgestellt wurden, werden ergänzt durch die Aussagen alter Bauern, mit denen das Gelände genau begangen und deren Aussagen mit Magnetophon festgehalten wurden. Der alte Waldglasofen wird im geräumigen Keller des Parkschlößls aufgebaut und dazu ein Pocher und ein Hammer aufgestellt. Die Publikation „Waldglas aus Oberkärnten“ von Helmut Prasch wird die Ergebnisse zusammenfassen.

Da dieses Gebiet in Oberkärnten bisher kaum behandelt wurde, darf man der angekündigten Veröffentlichung mit Interesse entgegensehen. Schdt.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Innsbruck

Dissertationen 1971

Kristl Titze, Arbeitervolkskunde von Donawitz (Obersteiermark);
Herwig van Staa, Haus und Hof im Gemeindegebiet von Bad Leonfelden (Oberösterreich);

Reinhold Hofstätter, Brauch und Sitte im Machland (Oberösterreich) und ihre Entwicklung im 20. Jahrhundert.

Auszeichnungen

Am 1. Juli 1971 wurde dem Präsidenten des Steiermärkischen Landtages, Vizepräsidenten des Vereines für Volkskunde in Wien, Herrn Univ.-Prof. Dr. Hanns K o r e n, durch den deutschen Generalkonsul in Graz das ihm vom deutschen Bundespräsidenten verliehene Große Verdienstkreuz mit Stern des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

(Wiener Zeitung Nr. 150 vom 2. Juli 1971, S. 2)

*

Der Herr Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 4. Mai 1971 dem Sonderschuldirektor an der Allgemeinen Sonderschule Spittal an der Drau, Oberschulrat Helmut P r a s c h (dem Gründer und Leiter des Bezirksheimatmuseums Spittal an der Drau in Kärnten) das Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen.

(Wiener Zeitung Nr. 126 vom 3. Juni 1971, S. 1)

*

Der Herr Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 20. April 1971 dem Kustos 1. Klasse des Landesmuseums Joanneum Dr. Viktor Herbert P ö t t l e r, Direktor des Österreichischen Freilichtmuseums in Stübing bei Graz, das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen.

(Wiener Zeitung Nr. 159 vom 13. Juli 1971, S. 1)

*

Der Herr Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 21. Jänner 1971 dem Volksbildner und Heimatforscher Regierungsrat Josef B u c h i n g e r das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen.

(Wiener Zeitung Nr. 158 vom 11. Juli 1971, S. 1)

*

Herrn Univ.-Prof. w. Hofrat Dr. Ernst B u r g s t a l l e r wurde die Kulturmedaille der Stadt Wels in Gold für seine wissenschaftlichen Leistungen und Arbeiten auf dem Gebiet der Volkskunde und Landeskunde verliehen.

(Mitteilungen des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes, Jg. 21, Nr. 9/10 vom 15. August 1971, S. 30)

Literatur der Volkskunde

Friedrich Ranke, **Kleinere Schriften**. Herausgegeben von Heinz Rupp und Eduard Studer (= Bibliotheca Germanica, Bd. 12), 444 Seiten, 1 Porträt. Bern und München 1971, Francke Verlag.

Der Germanist Friedrich Ranke, zuletzt in Basel tätig und dort 1950 mit 68 Jahren viel zu früh gestorben, hat in den Jahren vor und nach dem ersten Weltkrieg das Gesicht der Volkskunde ungefähr ebenso kräftig mitgeformt wie etwa Adolf Spamer und Friedrich von der Leyen. Wie der letztere hat er Volkskunde zeitlebens neben der hauptamtlich betriebenen Altgermanistik mitbetrieben. Maßgebend war freilich, daß er schon sehr früh einen eigenen Zugang zur Sagenforschung fand. Obwohl Philologe und als solcher maßgebend in der Tristan-Forschung tätig, hat er für die Sage psychologische Erkenntnismöglichkeiten gefunden. Hatte fast ein halbes Jahrhundert vorher schon Ludwig Laistner auf die Alptraumerlebnisse hingewiesen, so konnte Ranke die Wanderungen von Epileptikern in ihrem Dämmerzustand als Grundlage der Sagen von der Luftfahrt mit dem Wilden Heer nachweisen. Mit der Aufhockergestalt des „Huckup“ hat Ranke dieser Art psychologischer Sagenforschung sozusagen zu einer dauernden Leitgestalt verholfen.

Die Kenntnisse Rankes von der Sage waren bedeutend größer, als diese forschungsgeschichtlichen Hinweise vielleicht annehmen lassen. Seine Auswahl von Volkssagen, 1910 als 4. Teil von Friedrich von der Leyens Deutschem Sagenbuch erschienen, war so gut, so durchdacht, daß sie noch die Grundlage für die im Vorjahr erschienene umfangreichere Auswahl „Deutsche Volkssagen“ von Leander Petzoldt werden konnte.

So muß man also diese Sammlung von Rankes Schriften dankbar begrüßen. Ihre erste Abteilung enthält seine Schriften zur deutschen Philologie, wovon nicht wenig auch für uns wichtig ist. Die zweite Abteilung gilt den Schriften zur nordischen Philologie, deren Aufsätze man auch dann noch aufmerksam lesen wird, wenn man mit ihrer Textierung vielleicht nicht mehr einverstanden sein sollte. Die dritte Abteilung schließlich umfaßt die Schriften zur Volkskunde, und für die werden vor allem jene dankbar sein, die in ihren Bibliotheken vielleicht nicht alle jene Zeitschriften stehen haben, in denen Ranke eben schrieb. Es steht also ein abklärender Aufsatz „Sage und Märchen“ hier, bei dem man an die gegenwärtigen Bemühungen von Max Lüthi denken mag. Es steht seine kleine Monographie „Der Erlöser in der Wiege“ da, die man immer noch als Pflichtlektüre für jeden Studenten der Volkskunde ansehen darf. Es stehen dann jene beiden bahnbrechenden Abhandlungen „Sage und Erlebnis“ und „Der Huckup“ da, die Forschungsgeschichte gemacht haben. Wie immer man zur psychologischen Sagenforschung stehen mag: Der Wert dieser ersten Versuche auf diesem Gebiet, mit absolut stichhaltigen Beispielen für die betreffenden Probleme, bleibt unbestritten. Von diesen Erkenntnissen ausgehend hat sich dann Ranke mehrfach mit den Problemen des „Alters“ der Sagen beschäftigt, hat

nicht zuletzt versucht, „Vorchristliches und Christliches in den deutschen Volkssagen“ zu scheiden. Das sind kenntnisreiche, unparteiische Überlegungen, die, für die damalige Zeit erstaunlich, den christlichen Elementen durchaus ihr Recht zuerkennt. Ranke hat vielleicht nicht in allem dem Geist der dreißiger Jahre widersprechen oder Widerstand leisten können. In einem Punkt war er aber jedenfalls fest, und hat sein mannhaftes Wort schlicht gesagt: In seiner Auseinandersetzung mit Otto Höfler „Das Wilde Heer und die Kultbünde der Germanen“. Vermutlich hat er deshalb sein Breslauer Ordinariat eingebüßt und die dargebotene Gelegenheit, nach Basel zu gehen, gern angenommen: Hohe Ehre seiner Gelehrten-Tapferkeit.

Ranke hat nicht nur diese klare Absage an Höfler erteilt. Er hat auch Kuriositäten wie die „Kunstmärchen“ von Hertha Grudde entlarvt, hat sich kritisch mit dem Begriff „Volkslied“ im ausgehenden Mittelalter beschäftigt und dabei die zu weitherzige Auffassung von Hans Joachim Moser behutsam zurechtgerückt. Er war, wie man sieht, ein kritisches Gewissen unseres Faches, obwohl er es nicht hauptamtlich zu vertreten hatte. Viel von dem, was er damals bewußt kritisch zu sagen hatte, ist fester Besitz einer korrekten Volkskunde geworden, hat die Schwärmereien, Unklarheiten und Besserwissereien von damals und später überdauert. Von alldem wissen manche jüngere Kollegen kaum mehr etwas, oder wollen es nicht wissen. Umso besser, daß der vorliegende Sammelband die Rankeschen Originalbeiträge nunmehr gesammelt und in sehr schöner Form vorlegt. Als eifriger Leser und Benützer der Arbeiten Rankes hätte ich mir nur ein Register gewünscht. Aber es wäre, zumal als Sach- und Typenverzeichnis, natürlich ziemlich umfangreich geworden. Jedoch, die Gelegenheit dazu hätten Herausgeber und Verlag eigentlich nicht vorübergehen lassen dürfen.

Leopold Schmidt

Ernst Burgstaller, Das Allerseelenbrot. Verlag des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich. Linz 1970, 120 Seiten, vier Tafeln, eine Karte. S. 70,—.

Obwohl Brot und Gebäck schon mit der Entwicklung der ältesten Hochkulturen eng verbunden waren, auf sie einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausübten, ist die systematische Bearbeitung der Brot- und Gebäckkunde, sowohl auf außereuropäischem wie europäischem Raum, erst in den letzten Jahrzehnten in wünschbarem Aufbau der Grundlagenforschung betrieben worden.

Selbst noch in den verdienten Arbeiten von Rochholz, Höfler und Eckstein — um nur diese drei Autoren zu nennen — fehlt oft die systematisch, absolut sachlich und unspekulativ, breitflächig bearbeitete Grundlage, welche nur unter Einbeziehung aller diesbezüglichen Wissenszweige und in Vergleichung der einzelnen Resultate, zu guten Fundamenten führen kann. Im Gegensatz dazu geht Burgstaller von diesen Voraussetzungen aus.

Burgstaller, dessen volkskundliche Arbeiten längst zu einem Begriff geworden sind, und der über das Spektrum aller diesbezüglichen Wissenskomponenten verfügt, hat sich seit Jahren auch speziell der Gebäckkunde zugewandt und die modernen Forschungsmethoden richtungsweisend begründet. Deshalb sind seine bisherigen diesbezüglichen Hauptwerke (Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen, Linz 1957, sowie Österreichisches Festtagsgebäck, Wien 1958) zu Handbüchern geworden, die ihre Gültigkeit beibehalten.

Wie früher, so ist er auch bei der Bearbeitung des neuen, obgenannten Werkes von kleineren, geographisch begrenzten österreichischen Räumen ausgegangen, die er in mustergültiger Weise zueinander in Beziehung setzt, womit ihm die Schaffung eines Gesamtbildes auf österreichischem Boden möglich war. Dabei hat er die Elemente der Historischen- und Gegenwartsvolkskunde vereinigt, um daraus größtmögliche Sachlichkeit zu erreichen. Schon wenn sich Burgstaller allein mit der Darstellung der österreichischen und des gesamtalpenländischen, sowie sowie des diesbezüglichen Ausstrahlungsraumes begnügt hätte, müßte sein Buch als außerordentliches Werk begrüßt werden. Es ist jedoch für den Verfasser bezeichnend, daß er in vieljähriger Erkenntnis der monumentalen Bedeutung dieses Sachgebietes den komprimierten geistig-psychischen Brauchtumsgehalt mit weiteren Gebieten und alten Kulturen in Verbindung zu setzen vermag, ohne sich in spekulativen Zusammenhängen zu ergehen. Vielmehr gelangt er richtigerweise zu jenen elementaren Beweggründen, die mit der von ihm behandelten Zeit und den Umständen verbunden waren.

Burgstaller gliedert sein Werk in folgerichtiger Entwicklung in die Teile:

- Die Spendbrote (Brauchtumsgrundlagen, Brauchtumslandschaften)
- Die Gebäcksformen (Namen, Ingredienzien)
- Die Seelgerherleute (Personenkreis, Maskierungen, Heischesprüche).

Im Brennpunkt des gesamten Problems liegt die Bedeutung von Brot und Gebäck an Allerseelen. Burgstaller zeigt, was schon aus seinen Kapitelüberschriften hervorgeht, die ganze Mannigfaltigkeit der Äußerungen, sei es im Gebäck an und für sich oder unter anderem im gegenwärtig noch bestehenden Gabenheischen, wobei sich die Bittenden im heute vom Volk allerdings nicht mehr verstandenen Urgrund mit den Seelen der Verstorbenen identifizieren. Warum aber, so stellt sich Burgstaller selbst die Frage, kommen die Seelen der Toten überhaupt, und warum in der Zeit der Jahreswende? Aus seiner prägnanten Antwort sei nur ein Abschnitt zitiert: „Sie kommen vielmehr aus einer zwingenden Notwendigkeit: nach den heute wie ehemals noch immer kursierenden Vorstellungen vom „Lebenden Leichnam“, die auch den Seelen im Jenseits ein nach den irdischen Bedürfnissen ausgerichtetes Leben zuschreiben, unterliegen sie, so wie selbst die Götter, einem allmählich sich vollziehenden Abnutzungsprozeß, einem allmählichen Schwinden der Vitalkraft, durch das der Fortbestand ihrer psychisch-individuellen Existenz bedroht wird. Die Kräfte müssen, so wie die Menschen dies auch an sich selbst zu tausenden Malen beobachtet haben, durch die Aufnahme der den Körper sättigenden, den Geist mit frischer Energie erfüllenden Nahrung erneuert werden.“

Diese Erkenntnisse sind in den Grundzügen bereits in den ältesten Hochkulturen feststellbar. Bei den Sumerern oblag die erste Versorgungspflicht der Toten den Kindern, sonst mußte der Tote als Dämon umgehen, die Menschen heimsuchen und sich das Nötige gewaltsam holen. Diese urtümlichen Vorstellungen werden bei Burgstaller pulsierendes Leben. Denken wir zum Beispiel nur an die Drohformel der leer ausgehenden burgenländischen Gabensammler: „Da gehn ma leer aus, trag da Hund d' Sau aus!“.

Auch für das überirdische Leben wurde Nahrung und damit Brot benötigt. Bereits im alten Ägypten wurde der Tote zu Tisch gebeten. Eine altägyptische Formel lautet: Man ruft dich alltäglich zu Tische, du

empfangst Brot, du ißt Brot. Burgstaller berichtet von Bräuchen, in welchen für die Verstorbenen die Stube geheizt und unter anderem Gebäck aufgetischt wurde. Und wenn wir zurückblicken, finden wir Totengedenktage bereits bei den Hethitern, wobei Brot in natura und in symbolischer Form als Inbegriff aller Nahrung eine große Rolle spielte. Der Verfasser stellt die zeitliche Erklärung überzeugend dar, indem er unter anderem die Zeit des Rückganges der Vegetation hervorhebt, in welcher nach urtümlicher Auffassung der Tote ganz offensichtlich der menschlichen Gabe bedurfte. So hat Burgstaller den oft schwierigen Gesamtkomplex vorzüglich gemeistert.

Das Werk, welches durch das Deutsche Brotmuseum in Ulm finanziell gefördert wurde, zeichnet sich nebst minutiöser Beweisführung, sorgfältiger Aufgliederung, auch durch die komprimierte Darstellung in prägnantem Stil aus.

Max Währen, Bern

Leopold Schmidt, Volk und Schrift. Geschriebene Gebet- und Gesangbücher und andere ABC-Volkskunst vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Katalog der Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde. Wien, Selbstverlag des Museums, brosch., 40 Seiten, S 12,—.

Wieder einmal lädt das immer tätige Österreichische Museum für Volkskunde in Wien zu einer seiner so häufigen, bedachtsam ausgewählten und reizvoll aufgebauten Wechselausstellungen in seine Mauern, die in Schauräumen und Magazinen so reiche (bloß immer noch zu wenig bekannte) Schätze bergen. Diesmal zur Schau über „Volk und Schrift“ für ein „Volk“, das genau genommen, soweit wir in der Kulturgeschichte der letzten Jahrhunderte zurücksehen, nie „ohne Buch“ war. Wie anders könnten sich sonst seine Heiligen oft und oft mit einem Buch als Attribut und Inbegriff des „Geistigen“ schlechthin von Kirchenwand, Altar und Hauskapelle, vom Bildstock und aus dem kleinen Andachtsbilde präsentieren, daß sie „verstanden“ werden als Träger geoffenbarter und in der „Heiligen Schrift“ niedergelegter Lehre als Evangelist, als St. Petrus mit Schlüsselgewalt und dem Buch des Lehramtes, als Mutter Anna, die das Mädchen Maria „das Lesen lehrt“ (nach anderer Deutung ihr die Prophetien zeigt, die über die „Auserkorene“ ergingen). Nunmehr die Fülle der geschriebenen, gemalten, sorgsam gebundenen Gebetbücher für den individuellen Gebrauch der Devotion, die so viele Kultwellen gerade der Barockzeit widerspiegeln. Daneben die köstliche Drastik, mit der die ABC-Schützen ermuntert werden mit fröhlichem Zureden oder mit scherzhaft (und ernstlich) geschwungener Rute, sich einführen zu lassen in die „Schrift“, die in unseren Breiten eben seit sehr vielen Jahrhunderten unabdingbare Voraussetzung zum Vollmenschwerden darstellt im Religiösen wie im geistig-materiellen Leben schlechthin. Die „Haussegen“, die sorgsam mit der Hand vielfärbig gestickten „Muster“-Tücher der Schriften, die handgeschriebenen Rollen der steirischen Volksschauspieler im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts und später noch, wie man sie behördlicherseits konfisziert hatte; die Wachsstöcke in Buchform, die gar nicht „Bücher“ sind und doch den Begriff „Buch und Schrift“ als Besonderes voraussetzen: das alles kann man mühelos und wie eine Erinnerung an eigene Volksschultage oder an „Gläserkastl“ und Schublade der Mutter aus der so hübschen kleinen Schau selber ablesen und sich dann im „Katalog“ noch weiter im kundig geschriebenen Wort vertiefen lassen. Denn ein sorg-

fältig erstellter, mit der nötigen wissenschaftlichen Literatur versehener Katalog gehört im Österreichischen Museum für Volkskunde so sehr dazu, daß es sich wirklich lohnt, ihn zu erstehen und daheim in Reih und Glied aufgestellt zu bewahren und sich zu freuen über ein werden-des Kompendium immer neuen Schauens und Erlebens in der Laudon-gasse.
Leopold Kretzenbacher

Rudolf Fochler, Von Neujahr bis Silvester. Volkstümliche Ter-
mine in Oberösterreich. 252 Seiten, mit 44 Abb. und 13 Zeichnungen.
Linz 1971, Oberösterreichischer Landesverlag, S 80,—.

Der Volkskundereferent des Studios Oberösterreich des Österrei-
schen Rundfunks hat hier ein Handbüchlein vorgelegt, das ein Brauch-
tumskalender der Gegenwart sein will. Kein Buch der Forschung etwa,
sondern eines der unbefangenen Aufnahme, das also nicht nur die in den
alten Brauchbüchern enthaltenen Feste und Festbräuche enthält,
sondern unbekümmert feststellt, daß auch das „Anpaddeln“ der Ruderer
oder das Preisschnapsen, der „Tag des Kindes“ und der „Christbaum für
alle“ einmal in diesem Zusammenhang genannt werden müssen. Was von
älteren Terminen noch bekannt ist, Ehafttag und Antlaßsingen, Floriani-
tag und Mittsommerfeuer, das wird durchaus auch genannt. Vielleicht
sind diese Kapitelchen die schwächeren, weil sie doch manche veraltete
Interpretation mitschleppen. Aber Fochler ist ganz offensichtlich daran
gelegen, den „Tag des Brotes“ und die „Almsingwoche“ neben die alten
Feste zu stellen. Man fühlt sich ein bißchen an den angeblichen Aus-
spruch der Kinder der alten Wandervogel-Generation nach dem ersten
Weltkrieg erinnert: Fragte man diese Kinder, die schon damals gern zu
den Tagungen mitgenommen wurden, nach den drei großen Festen im
Jahr, dann soll man zur Antwort bekommen haben: „Weihnachten,
Ostern und — Bundestag.“

Fochler hat sich bemüht, bei manchen Festen und Bräuchen ihr
Alter festzustellen, oder wenigstens anzugeben, wann sie beiläufig einge-
führt worden sein könnten. Man darf annehmen, daß eine neuere
Brauchforschung sich gerade damit näher beschäftigen wird. Künftige
Dissertanten werden also etwa den Satz, S. 199, „Seit etwa 1950 wird in
Linz der uralte schwedische Brauch eines Lucia-Festes geübt usw.“ auf-
merksam lesen und entsprechend interpretieren müssen. Für die Brauch-
forschung im Zeitalter des weltweiten Verkehrs, der Urbanisation wie
des Folklorismus ergeben sich jedenfalls Arbeitsmöglichkeiten. Ob der
Aufwand die Mühe lohnen wird, läßt sich vorläufig noch nicht aus-
machen.

Einstweilen aber sollten wir der Unbefangenheit des Rundfunkre-
ferenten Fochler dankbar sein, daß er eine solche Provinzial-Zusammen-
stellung geleistet hat. Er hat sich bemüht, nicht nur Texte, sondern auch
Bilder zu seinen Aufschreibungen zusammenzutragen. Auch da kann
man altes, wohlbekanntes Brauchkunstgut neben den Erzeugnissen der
Heimatwerke usw. dicht nebeneinander sehen. Aber wieviel mehr muß
eigentlich vorhanden sein! Was müssen die Bildarchive von Rundfunk
und Fernsehen an derartigen Dingen nicht alles besitzen. Wenn man
diese Bestände der zukünftigen Brauchforschung zugänglich machen
könnte, wäre wohl wirklich etwas Nützliches getan. Nun, vielleicht bahnt
Fochlers Buch einen Weg auch in diese Richtung.

Leopold Schmidt

Norbert Hölzl, *Alpenländische Barockdramen. Kampf- und Tendenzstücke der Tiroler Gegenreformation* (= Maske und Kothurn, Beiheft 1) 157 Seiten, 5 Abb. auf 4 Tafeln, 4 Textabb. Wien — Köln — Graz 1970, Hermann Böhlaus Nachf. S 136,—.

Textausgaben der barocken volkstümlichen Schauspiele aus Bayern, Schwaben und Tirol sind selten. So viel in diesen Landschaften im letzten halben Jahrhundert auf dem Gebiet auch gearbeitet wurde, es handelt sich fast durchwegs um die Erschließung von Aufführungsnachrichten, Schilderungen, Bildern und Angaben über Texte, aber nicht um deren Veröffentlichung. Freilich ist ja das allgemeine Interesse an den großen barocken Gelegenheitsstücken gewiß nicht sehr groß, man beschäftigt sich am ehesten noch mit ihnen, wenn sie Wallfahrtsgründungslegenden behandeln, wie beispielsweise in Landeck (vgl. Hermann Kuprian, Ein altes Volksspiel aus Landeck, in: Bildner, Planer und Poeten im oberen Inntal = Schlern-Schriften Bd. 214, Innsbruck 1960, S. 73 ff.).

Wenn aber Textausgaben vorgelegt werden, dann verbergen sie ihren Inhalt nicht ungenügend unter nicht leicht verständlichen Obertiteln. Als Dörrer 1942 das Bozener Fronleichnamsspiel herausgab, nannte er den Band „Alpendeutsche Pranz- und Kranzfeste“. Und der vorliegende Band, der sich mit spätbarocken Rosenkranzspielen beschäftigt, muß ganz allgemein seinen Obertitel tragen, den der Untertitel mit der Erwähnung der Gegenreformation nicht gerade erläutert. Die Gegenreformation war immerhin auch in Tirol, wo es ja nur sehr wenig Reformation gegeben hatte, längst vorbei. Wenn man also aufrichtig gesagt hätte, daß es sich um Schauspiele aus dem Bereich der inneralpenländischen Ordensmission, und zwar im speziellen eben um Rosenkranzspiele handelt, wäre die Orientierung für jeden Benützer leichter gewesen.

Hölzl, der sich seit Jahren um die Herausgabe solcher Texte bemüht, hat hier also vier derartige Schauspiele um den hl. Dominicus und den Rosenkranz zusammengestellt. Drei in Form von Periochen, Inhaltsangaben also, und eines als ganzen Text, im „Rohabdruck“, wie Dörrer gesagt hätte. Es handelt sich um Texte der Aufführungen von Thaur 1744, Jenbach 1707, Thaur 1736 und schließlich das „Geistliche Schauspiel von der in Franckreich entstanden und crafft des hochheiligen Rosenkranzes entlich untertruckhten Albigenischen Ketzerey.“ Periochen wie Handschrift liegen in der Bibliothek des Ferdinandeums in Innsbruck, wie sehr viele andere, unedierte Schauspiele ebenfalls.

Während man sich über die Periochen kaum weiter äußern kann, verlockt das umfangreiche Inzinger Schauspiel selbstverständlich zu genauerer Kenntnisnahme. Es handelt sich ja auch hier eigentlich um ein Wallfahrtsspiel, bei dem es um die Auffindung, Wanderung und Rückwanderung des marianischen Gnadenbildes von Inzing geht. Das schlicht gehaltene Vorspiel mit dieser Wallfahrtslegende stammt von dem Wiltener Prämonstratenser Ignatius Zach. Das bei weitem bewegtere, figurenreiche Hauptspiel dagegen hat ein unbekannter, hochbarocker Dramatiker verfaßt, der sich mit allen theatralischen Teufels- und Hexenkünsten auskannte. Das hat auch Hölzl daran gefesselt, das theatralische Element kommt ihm bei seinem persönlichen Interesse an diesen Stoffen offenbar entgegen, und nur das berechtigt eigentlich auch die Textausgabe in einem Beiheft einer rein theaterwissenschaftlichen Zeitschrift. Für den Text selbst, für das Sprachliche daran, fällt

viel weniger ab. Hölzl beschäftigt sich nur kurz in der Einleitung damit; einen Kommentar, der sachliche und sprachliche Probleme klären müßte, sucht man vergebens. Der Verfasser, ein versgewandter Mann, wohl schon um 1700, hat die Literatur der Zeit gekannt, einschließlich der volkstümlichen, und von ihr auch ungeniert Gebrauch gemacht. Verse, die den verschiedenen Volkstypen, etwa dem hanswurstartigen Thomele in den Mund gelegt werden, entstammen offenbar verschiedenen Vorlagen. Sehr interessant, daß der Verfasser diesen Thomele, V. 2101 ff. (S. 102 f), singen läßt: „Wann ich zu der Tafl blasen / Zu Mittags und zu Nachts hör / Ists mir ein gemähter Wasen / Greif gschwind um das kurze Gwehr“. Es folgen noch drei Strophen (also insgesamt 4 : 8), voll martialischer Freßlust. Aber die erste Strophe entstammt deutlich dem Salzburger „Muckennetz“ von 1694, vgl. Schmidt, Das „Muckennetz“. Alpenländische Gesellschaftslyrik des 17. Jahrhunderts (= Sitzungsberichte der Österr. Akademie der Wissenschaften, Bd. 223, 4. Abh., Wien 1944, S. 71, Str. 9). Ähnlich wird es mit anderen Stellen auch stehen. Da wäre eine Textanalyse sehr am Platz gewesen.

Nun, der sicherlich interessante Spieltext liegt jetzt eben veröffentlicht vor, mögen sich andere damit genauer beschäftigen. Der Stoff unserer diesbezüglichen Kenntnisse wird nicht im mindesten planmäßig gemehrt; aber er wird es, und das ist immerhin bemerkenswert.

Leopold Schmidt

Erika Kittel, Höhlensagen aus den Alpen. Mit 33 Höhlenbeschreibungen und -plänen von Walter Klappacher. 336 Seiten mit 36 Illustrationen. Linz 1971, Rudolf Trauner Verlag. S 260,—.

Der stattliche Band ist keine wissenschaftliche Sagenausgabe und will auch keine sein. Er will offenbar ein Buch für Kinder, für Jugendliche sein, und entzieht sich daher einigermaßen unserer Kritik. Aber einerseits muß doch wohl darauf aufmerksam gemacht werden, da die vorliegenden Sagen nach den in einem kleinen Literaturverzeichnis angeführten wirklichen Höhlensagen-Sammlungen (Heller 1924, Müller 1955 usw.) nacherzählt werden, ohne freilich dann im einzelnen auf die jeweils wirklich benützte Quelle hinzuweisen. Andererseits ist es vielleicht notwendig, vor einer derartigen Verwendung der Sagenüberlieferungen zu warnen. Die Verfasserin wollte Höhlensagen, lebendig erzählt, darbieten. Das wäre, möchte man meinen, ein ganz guter Plan. Auch die Beigabe von höhlenkundlichen Erläuterungen und von Höhlenplänen zu den einzelnen Sagenkomplexen erscheint durchaus möglich, für viele Leser auch wünschenswert. Aber dann kommt das Kreuz mit den Nacherzählungen: Die gewaltsame Modernisierung der Um- und Einleitungen, der Versuch, städtische Menschen von heute sich diese Geschichten erzählen zu lassen, das ergibt wahrhaftig keine gute Literatur. In manchen Fällen, wie bei den Untersbergsagen, leidet man direkt Qualen bei der Lektüre, so abgeschmackt mutet die gewaltsame Modernisierung an. Über die bunten Bilder „Illustrationen im Kollektiv: Anneli Heinoenen, Heidi Pupp, Anton Müller, München“ mag ich mich nicht äußern. In einem reinen Kinderbuch wären sie vielleicht am Platz gewesen. Aber das vorliegende Buch ist eigentlich kein Kinderbuch im herkömmlichen Sinn, es versucht doch auch andere Altersschichten anzusprechen. So macht der ganze starke Band einen recht zwiespältigen Eindruck.

Leopold Schmidt

Eugen Roth, **Damals in Oberbayern.** Münchner Maler erwandern die Heimat. Großformat 168 Seiten, 65 Abb. auf Tafeln. München 1971, Hirmer Verlag, DM 49,—.

Das schöne Oberbayern ist wieder einmal in einem schönen Buch geehrt worden. Der fünfundsiebzigjährige Eugen Roth erzählt so vor sich hin, was er in vielen Jahrzehnten über die Maler seiner Landschaft erfahren hat, wieviel er von ihnen kennt und gesammelt hat, und wie diese Veduten, Skizzen und ausgeführten Landschaftsbilder jeweils entstanden sind.

Das Hauptgewicht liegt, wie Roth selbst in seinem launigen „Abgesang“ meint, auf den Bildern. Diese ganz vorzüglichen Offsetlithographen bieten Abbildungen der zartfarbigen Originale, wie man sie sich nicht besser vorstellen kann. Es ist bei den Münchner Malern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht ganz so wie bei den Wiener Biedermeiermalern: So eingehend wie diese haben sie sich nicht mit dem Volksleben beschäftigt, man ist da öfter doch auf Glücksfälle angewiesen. Aber eine Reihe der hier wiedergegebenen Blätter zeigt doch sehr wohl, daß auch sie, die Zeitgenossen eines Ludwig Richter ebenso wie eines Waldmüller, diese Welt zwischen den oberbayerischen Seen und dem Grenzgebirge gut gekannt haben. Gute, ja sehr gute Bilder von bauerlichen Häusern haben beispielsweise Klein (bei S. 81), Bürkel (bei S. 89), Kobell (bei S. 121) und Barbarini — ein Österreicher — (bei S. 134) gemalt. Tracht und Brauch sind etwas seltener zu finden, etwa auf einem Blatt von Lorenz Quaglio (bei S. 36). Auch die Almen und das Leben darauf kommen nicht gar so häufig vor: bei Dillis etwa (bei S. 29), bei Quaglio (bei S. 43) und bei Heß (bei S. 149). Viele dieser zarten Blätter sollen eigentlich nur anreizen, die anderen Werke der herangezogenen Maler auf diese Motive hin zu mustern, was nach den vielen grundlegenden Forschungen über Wilhelm von Kobell beispielsweise jetzt schon mühelos möglich ist. Die katalogartigen Publikationen der letzten Jahre zu so manchem Maler der Zeit erspart uns, wenn wir da nacharbeiten wollen, viel Zeit und Mühe. Umgekehrt könnten wir die Bilder besser, jedenfalls gegenständlich genauer beschriften und interpretieren als dies in allen kunsthistorischen Veröffentlichungen und auch im vorliegenden Buch der Fall ist. Aber das kann ja immer noch kommen.

Den leichtthin geschriebenen Text aus der Feder des alten Münchner Poeten überfliegt man vielleicht ein bißchen. Wenn er ihn mit vergangenen Schlagworten wie jenen vom „unbehausten Menschen“ und von der angeblich einstmals „heilen Welt“ aufputzt, liest man darüber hinweg. Die lebenslang erworbene reiche Kenntnis ist ja doch nicht zu übersehen, und in den kurzen Angaben über die Maler im Anhang stecken viele sehr brauchbare Hinweise.

Daß auch bei einem so schönen Buch kleine Unglücksfälle passieren können, sei nur am Rand vermerkt: Unser Besprechungsexemplar jedenfalls enthält eine Tafel doppelt (bei S. 22/23 und bei S. 60/61). Dafür fehlt vermutlich eine andere, und man muß sich aussuchen, zu welcher die Beschriftungen passen.

Leopold Schmidt

Albert Reinhardt, **Brauchtum im Schwarzwald**. 102 Seiten, davon 70 ganzseitige Bilder, drei Farbtafeln. Karlsruhe 1971, Verlag Badenia GmbH. DM 19,—.

Bildbände wie den hier vorliegenden wird man vom Fach Volkskunde aus immer mit einem lachenden und einem weinenden Auge betrachten. Man ist natürlich froh, wenn gute, und gut reproduzierte Brauchtumsbilder vorliegen. Da es sich beim Schwarzwald zum Teil um altvorderösterreichisches Gebiet handelt, ist eine solche Darstellung für uns immer doppelt interessant. Tatsächlich vermitteln die guten Bilder, die den Jahreslauf von Martini bis wiederum in den Herbst hinein verfolgen, wichtige Einblicke in die jeweils stärkere oder schwächere Verbundenheit der Menschen mit ihren landschaftsgebundenen Bräuchen. Man kann gut feststellen, was einfach traditionell lebendig ist, und was offenbar nachgemacht, „zweites Dasein“ oder noch weniger ist. Man ist sicherlich dankbar für das selten gesehene „Uffertsbrüttle“ (S. 24), für den Schellenmarkt (S. 25), für das „Kilwiklöpfen“ (S. 27), und nimmt auch die knappen schildernden, mitunter auch abmahnenden Textworte dazu zur Kenntnis. An sich ist dieser Text, wie so oft bei derartigen Bildbänden, vielfach problematisch. Es stehen gute Beobachtungen drin, auch Hinweise auf Selbsterlebtes, aber auch Übernahmen aus älteren Texten, Reste von Interpretationen, die heute wirklich nicht mehr anzuhören sind usw. Dazu kommt, daß sich der Text gelegentlich dazu entschließen muß, Aufnahmen im Bildteil zu verteidigen, wie beispielsweise die des Laternenumzuges am Martinstag (Abb. 1), wobei es sich wirklich um nichts Schwarzwälderisches handelt, sondern eben um eine Übernahme aus dem Rheinland. Daß Fastnacht im Schwarzwald photographisch viel hergibt, ist bekannt. So viele Bilder (von 44—69) wären vielleicht nicht notwendig gewesen, erscheinen aber an sich auch nicht übel. Man nimmt sogar noch die außer dieser Reihe auftauchenden Kläuse und Higsjiir zur Kenntnis, auch wenn man sie aus Busse, Künzig usw. zur Genüge zu kennen glaubt. Der Text berichtet über so manchen nicht unwichtigen Brauchzug, der nicht im Bild aufscheinen kann: Klausenhölzer (S. 10 f.), Kreuzleinstecken (S. 29), Totenbretter (S. 31). Es greifen Text und Bilder mitunter manchmal über das Gebiet „Brauchtum“ hinaus, wenn etwa über das „Rüttibrennen“ (S. 26), also eine Form der Brandwirtschaft berichtet wird.

Der Text ist wie gesagt, die größere crux. Man kann kaum mehr von den Palmesel-Figuren schreiben: „Die zumeist von bäuerlichen Künstlern gefertigten Figuren, von denen heute manche in Museen aufbewahrt werden, stellen immerhin ein beachtliches Zeugnis einstiger Heimatkunst dar...“ (S. 22). Anscheinend genügt die Tatsache, daß manche Palmesel-Figuren in Volkskundemuseen aufbewahrt werden, um auch schreibende Menschen wie den Verfasser dieses Textes zu der Annahme zu bringen, da hätten „bäuerliche Künstler“ etwas damit zu tun. Da im Stuttgarter Museum die Palmesel bei der mittelalterlichen Kunst stehen, hätte er seinen Text wenigstens danach orientieren können. Aber Stuttgart und auch Tübingen scheinen in mancher Hinsicht sehr weit vom Schwarzwald entfernt zu sein...

Aber man kann ja auch nur den Bildteil aufschlagen, und Bilder wie die vom Hahnentanz oder vom Hammeltanz, vom Eulogiusritt in Lenzkirch oder vom Fronleichnams-Blumenteppeich in Hüfingen anschauen, und wird den Band sicherlich nicht ohne Gewinn aus der Hand legen.

Leopold Schmidt

Maria Anna Hahn, Siedlungs- und wirtschaftsgeographische Untersuchung der Wallfahrtsstätten in den Bistümern Aachen, Essen, Köln, Limburg, Münster, Paderborn, Trier. 160 Seiten, mit 93 Abb. im Text und einem Kartenanhang mit 22 Blättern. Düsseldorf, 1969, Rheinland-Verlag. DM 36,—.

Seit dem Buch „Kevelaer — Wallfahrt und Wirtschaft“ von Adolf Marx (Kevelaer 1922), das über den Niederrhein hinaus kaum bekannt geworden ist, hat sich anscheinend kaum jemand mit dem Problem befaßt. Obwohl jeder Besucher einer größeren Wallfahrt die Devotionalienbuden kennt, in Mariazell wie anderswo, die zu ganzen Geschäftsstraßen gewordenen Ladenzeilen mit Wallfahrtsandenken wie eben in Kevelaer, so ist das bedeutsame Phänomen, das doch „volkskundlich“ wie kaum ein zweites anmutet, bisher kaum erfaßt oder gar bewältigt worden. In Süddeutschland und Österreich hat die Erforschung der Altschichten des Motiv- wie des Devotionalienwesens alles Interesse an sich gezogen. Der „Rest“, dieser in Wirklichkeit sehr große „Rest“ des Lebens an den Wallfahrtsorten, ist von den Kulturpflegern aller Art nicht selten als Bereich des „Kitsches“ verdammt worden. Daß dieser Teil des wallfahrtlichen Lebens sich um solche ästhetische Urteile nicht kümmert, daß ein guter Teil der Wallfahrtsfrömmigkeit in diesen Zusammenhängen deutlicher wird als in anderen, das muß nun endlich wieder betont werden.

Eine wesentliche Hilfe bei einem derartigen neuen Anfang kann die vorliegende geographische Dissertation bieten. Die Verfasserin hat sich unbekümmert um Vorurteile mit den Problemen der Wallfahrtsorte in wirtschaftsgeographischer Sicht angenommen: Um die Erscheinungsbilder dieser Orte, um ihre siedlungsgeographische Entwicklung, und zwar abgesehen von den verschiedenen Typen vor allem im Rheinland. Orte, die heute noch Wallfahrtsplätze sind, unterscheiden sich von Orten, die dies einmal waren, sowie von anderen, die wohl eine Gnadenstätte besaßen, in ihrem baulichen Erscheinungsbild aber davon nicht bestimmt wurden. Darauf läßt sich aufbauen: Die Erscheinungen werden einmal aus der Sicht des Pilgers gesehen, von deren Einzugsbereichen, von ihrer Unterbringung und Betreuung am Wallfahrtsort. Aber auch von der Sicht des Gewerbetreibenden, des Wirtes ebenso wie des Devotionalienhändlers. Die jeweilige Ritualisierung der Massenwallfahrt mit Einzug, Lichterprozession und Abschied etwa wird mit diesen wirtschaftlichen Grundlagen in Zusammenhang gebracht, — wieviele Lichter verbraucht eigentlich eine Lichterprozession, woher nehmen sie die Pilger, wer liefert die oft ganz gewaltigen Kerzenmassen, usw. — wobei der weitere wirtschaftliche Einzugsbereich, beispielsweise jener der Verlage und Druckereien, die mit dem wallfahrtlichen Buch- und Bildwesen verbunden sind, noch eigens herauszuarbeiten wäre. Die Verfasserin verbleibt im wesentlichen bei der Betrachtung der örtlichen „wallfahrtsbezogenen Wirtschaft“, aber man kann sich vorstellen, daß man diesem Gedankengang folgend ähnliche Ausarbeitungen sowohl für die Gegenwart wie für verschiedene Perioden der Vergangenheit auch für andere Landschaften anstellen könnte, und dabei gar nicht unwesentliche Ergebnisse erhalten würde. Die Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie erweist sich dabei als eine Nachbardisziplin der Volkskunde, der man da einmal durchaus Respekt zollen sollte.

Zunächst aber wird man sich an Hand der wertvollen Arbeit besonders mit dem Wallfahrtswesen am Niederrhein weiter beschäftigen und

Ähnlichkeiten und Unterschiede zum gleichen religiösen Brauchtum in anderen Landschaften festzustellen haben. Das Sachliche, Vorurteilslose, das nicht nur aus dem schlichten Text, sondern auch aus den Bildern und Kartenskizzen spricht, verdient also besondere Anerkennung.

Leopold Schmidt

Gisela Burde-Schneidewind, Historische Volkssagen zwischen Elbe und Niederrhein (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 49) 350 Seiten. Berlin 1969. Akademie-Verlag. DM 12,50.

Wolfgang Steinitz hat vor Jahren aus dem gewaltigen Schatz alles dessen, was erstmals gesungen wurde, „Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters“ ausgewählt. Es lag nahe, am gleichen Institut in gleicher Blickrichtung nunmehr Sagen auszuwählen, die man als „demokratisch und revolutionär“ bezeichnen konnte. Im Buchtitel heißen sie dann freilich nur schlicht „historisch.“ Gemeint sind aber doch jene Sagen, die man am ehesten als festgewordenen Tratsch der dummen, neidischen kleinen Leute bezeichnen könnte. Aller jener, die bei Lebzeiten vor den Vertretern der feudalen Herrschicht sehr wohl gekatzenbuckelt hatten, nach ihrem Tod sie aber dann klagend beim Fenster hinausrufen oder im kalten Winterwind dahinjagen gehört und gesehen haben wollten. Kurz, alles, was seit Grimm, Müllenhoff usw. von den Raubrittern, bösen Amtleuten, harten Richtern usw. in die Sagensammlungen eingeflossen war, mußte in diesem Band konzentriert und registriert werden. Das ist an sich nicht uninteressant, und da auf eine gewisse Vollständigkeit hin gearbeitet, auch brauchbar. Zur Brauchbarkeit trägt der Stellennachweis bei, das Orts- und Personenregister, und schließlich ein sehr handliches Stichwortverzeichnis, das auch Themen und Motive registriert. Man weiß, daß die Erkenntnisse dieser Art von Sagenforschungen auch einem Sagenmotivkatalog zugutekommen sollen. Da bis dahin wohl noch einige Zeit vergehen wird, ist das schlichte Stichwortverzeichnis doppelt zu begrüßen. 330 Nummern, gut aufgearbeitet, das gibt schon einen Einblick in den Stoff, der hier gemeint ist.

Leopold Schmidt

Bruno Gloger, Kaiser, Gott und Teufel. Friedrich II. von Hohenstaufen in Geschichte und Sage. 243 Seiten, mit 20 Abb. und 2 Karten. Berlin 1970, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften. DM 9,80.

Ein mehr volkstümliches Büchlein, das die Geschichte des staufischen Kaisers nacherzählt. Die Wirren der Zeit, schwierige Dinge wie Ketzerverfolgungen und Kinderkreuzzug werden betont erzählt. Für uns ist der letzte Teil beachtlich, der sich mit den „Falschen Friedrichen“ beschäftigt, mit dem Werden der Friedrichssage seit dem Ende des 13. Jahrhunderts und mit der Kyffhäusersage. Die Traditionen werden verhältnismäßig umfangreich dargeboten, wenn auch nicht über das hinausgehend, was man aus Kampers (1896) und Schulheiß (1911) doch kennt. Der Verfasser ist wohl nicht überall bis zu den Quellen vorgedrungen. Wenn er beispielsweise den Helden des Unterberg-Volksbüchlein konstant Lazarus Aizner, statt Gizner nennt, ist er vermutlich einem Druckfehler im HDA zum Opfer gefallen. Die maßgebende Untersuchung von Wilhelm Herzog, Die Untersbergsage nach den Handschrif-

ten untersucht (= Veröffentlichungen des historischen Seminars der Universität Graz, Bd. VI) Graz 1929, ist ihm jedenfalls unbekannt geblieben.

Ein volkstümliches Buch also wie gesagt, aber für die Deutschen östlich der Elbe bestimmt, und daher anderwärts nur mit Kritik zu lesen und zu benützen.
Leopold Schmidt

Die südöstliche Oberlausitz mit Zittau und dem Zittauer Gebirge. (= Werte der deutschen Heimat, Bd. 16) 264 Seiten, 32 Abb. auf Tafeln, 32 Zeichnungen im Text, Kartenbeilage. Berlin 1970, Akademie Verlag. DM 12,50.

Die von der Arbeitsgemeinschaft Heimatforschung am Geographischen Institut der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegebene Reihe dieser „Heimatkundlichen Bestandsaufnahme“ wächst langsam aber stetig immer weiter. Der vorliegende, von Dietrich Zühlke als Leiter der Arbeitsgruppe, die das Buch erarbeitet hat, herausgegebene Band umfaßt wieder mit großer Genauigkeit alle wissenswerten Einzelheiten aus Natur und Geschichte des Bezirkes, also dieser Landschaft um Zittau. Dabei kommt die alte Leinenweberei, von der Flachsbearbeitung an, ebensowenig zu kurz wie das alte bäuerliche Haus, wobei die verschiedensten Formen des Fachwerkbauens, vor allem also die Vorlaubenhäuser und die Umgebinderhäuser, im Text und in den Abbildungen betont erscheinen. Der Wirtschafts- und Kulturwandel von der alten Zeit in das Industriezeitalter herüber wird an zahlreichen Einzelheiten wie an kleinen Zusammenfassungen verdeutlicht. Die enorme Bedeutung der Textilindustrie innerhalb der letzten drei Jahrhunderte wird besonders stark spürbar. Aber die gewissenhafte Erarbeitung der Einzelheiten im Bereich, von den Schäfern und ihren Herden bis zur Kirchengenausstattung, ist darüber doch nicht vergessen. Man muß sich nur die für uns wichtigen Dinge eben aus den kleinen Ortsmonographien, aus denen sich das Buch zusammensetzt, zusammensetzen, wobei übrigens ein Register zu Hilfe kommt.
Leopold Schmidt

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben unter Mitarbeit von F. Heinz Schmidt-Ebhausen von Erhard Riemann. Bd. 13, 1970. 345 Seiten, mit Abb. und Karten im Text. Marburg an der Lahn 1971, N. G. Elwert Verlag. DM 33,—.

Noch steht der Name von F. Heinz Schmidt-Ebhausen auf dem Titelblatt des von ihm lange Jahre hindurch mitgeleiteten Jahrbuchs; er selbst ist leider vor kurzem heimgegangen. Die Kommission für ostdeutsche Volkskunde wird ebenso wie die Württembergische Landesstelle für Volkskunde sein Andenken in Ehren halten.

Erhard Riemann hat nun in bewährter Tüchtigkeit auch diesen Band wieder fruchtbar gestaltet. Er interessiert uns besonders, weil fast alle Beiträge aus dem Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie stammen. Zwar, der umfangreiche einleitende Beitrag von Dietz-Rüdiger Moser „Passionsspiele des Mittelalters in mündlich überlieferten Liedern“ erscheint einigermaßen problematisch. Ob die volkstümlichen Lazaruslieder wirklich mit den Lazarusszenen der Passionsspiele etwas zu tun haben, scheint doch nicht erwiesen. Aber die Behandlung dieser Lazaruslieder selbst, dieser vor allem im Banat, in Ungarn, im Schöngengstgau, in Nordböhmen usw. aufgezeichneten Lieder von Lazarus

und seiner Schwester Maria Magdalena ist sehr nützlich; für uns nicht zuletzt deshalb interessant, weil Äste der Verbreitung des Legendenliedes auch nach Niederösterreich und Steiermark reichen.

Von den weiteren Beiträgen ist zunächst der sehr stoffreiche über „Die Sonnwendbräuche in der Gottschee“ von Richard Wolfram anzuführen. Man bedenke: „Die Probekarte Nr. 6 des Ethnologischen Atlases von Jugoslawien stellt die Termine der Jahresfeier dar. Auf ihr bildet die Gottschee eine leere Fläche“ (S. 108). Die Karte zeigt also den Zustand nach der Austreibung. Als es noch eine Sprachinsel Gottschee gab, brannte nämlich in jedem Dorf ein Sonnwendfeuer, und Wolfram hat alle Angaben darüber, über das damit verbundene Scheibenschlagen und Räderrollen sehr genau aufgezeichnet. Eine heute erstellte Karte (etwa in einem „Europäischen Volkskundeatlas“) würde also ein ganz falsches, unhistorisches Bild zeigen, vor allem in Ost- und Südosteuropa, wenn man sich nicht doch noch entschließen sollte, einer Erhebung und Darstellung der sechziger- und siebziger Jahre eine Oleate mit den Verhältnissen in den zwanziger- und dreißiger Jahren beizugeben, soweit sich diese eben noch erfassen lassen. Wolframs sehr genaue und vielseitig interpretierende Arbeit könnte dazu anregen.

Von den anderen Beiträgen seien vor allem die Aufzeichnungen von Eugen Bonomi über „Ungarndeutsche Wallfahrten nach Mariazell im 20. Jahrhundert“ erwähnt, mit ihren bis ins Kleinste gehenden Notizen aus Lokalzeitungen, Kalendern usw. Waltraut Werner bringt wieder einen wichtigen Beitrag aus einem ihrer Haupt-Aufzeichnungsorte: „Weißen, Heilsehen und Hausgebete in dem ungarndeutschen Dorf Hajos.“ Georg R. Schroubek befaßt sich mit dem frühen deutsch-böhmischen Volksliedersammler „Joseph Georg Meinert. Zur Frühgeschichte der Volkskunde in den böhmischen Ländern“. Und Hertha Wolf-Beraneck vermag mit ihrem Beitrag „Die Vegetationsdämonen in den ehemaligen sudetendeutschen Gebieten“ die bisherigen Kenntnisse über die Bezeichnungen und Gebräuche beim Ernteschluß usw. beträchtlich zu erweitern. Ihre 20 Kärtchen ergänzen die erstmals von Richard Beitzl im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (Bd. V) vorgelegten Karten ganz beachtlich. Zwei weitere Beiträge befassen sich mit Siebenbürgen: Frieda Juchum „Das Dorf Bulkesch und die Nachbarschaften in Siebenbürgen“, und Susanne Thiel „Die Materialien der siebenbürgisch-sächsischen Trachten.“

Von den weiteren kleinen Beiträgen bleibt schließlich noch die liebevolle Würdigung des Lebenswerkes Alfred Karaseks durch seinen alten Freund Walter Kuhn zu erwähnen. Der ganze Mensch Karasek erstet aus diesen Freundesworten noch einmal, und wenn man den bedeutenden Sammler vielleicht auch anders, kritischer, gesehen haben mag als Kuhn, so wird man seiner Wertung der Leistung doch in vieler Hinsicht beipflichten können.

Leopold Schmidt

Sergius Golowin, Menschen und Mächte. Sagen zwischen Jura und Alpen. 416 Seiten mit Strichzeichnungen von Kobi Baumgartner. Zürich 1970, Schweizer Verlagshaus AG., sfr 21,80.

Golowin, ein Mensch aus dem Osten Europas, in Prag geboren, aber seit langem in der Schweiz tätig, hat hier eine beachtenswerte Sagensammlung geschaffen. Golowin, der eine zeitlang in Burgdorf Stadtbibliothekar war, seit einiger Zeit in Bern wirkt und dort als Literat sehr angesehen ist, erlebt, sicherlich anders als die eigentlichen Einheimischen, eine „Phantastische Schweiz“, einerseits aus den reichen alten

Quellen der großen Sagensammlungen, aber andererseits auch aus Begebnissen der Gegenwart, beispielsweise um „Spukhäuser“, die den Menschen der Jetztzeit mitunter geradezu polizeibekannt sind. Das ergibt zusammen für einen künstlerisch gestimmten Menschen, der die Macht des Volksglaubens auch im Atomzeitalter und im Zeichen der Weltraumfahrt erfahren hat, und nicht scheut, sie in seiner Art als positiv zu werten, eine seelische Grundhaltung, die schon zur Gestaltung eines eindrucksvollen, gut ausgewählten Sagenbandes führen kann. Die etwa zweihundert Sagen des Buches sind denn auch gut gegliedert, und anders als andere Auswerter der alten Sammlungen hat Golowin bei jeder Sage die Quelle, mit Seitenangabe, zitiert, die Texte selbst nicht verändert, kurz, ein brauchbares, lesbares Buch geschaffen. Das mit vorzüglicher Einfühlung geschriebene Nachwort zeigt Golowins große Vorliebe für die Außenseiter der Gesellschaft: Für Hirten, für Ketzler, für Zigeuner, kurz Menschen, über die er sich eigene Gedanken gemacht hat, denen man ruhig weiter nachgehen sollte. Sein am Schluß vorgebrachtes Credo: „Jede Sage und jeder Brauch, seien sie im Einzelnen noch so unvollkommen überliefert und von uns nacherzählt, fügt sich zu dem gewaltigen Gemälde einer durch geschichtliche Entwicklung nur zu oft verkannten und unterdrückten freien Selbstverwirklichung des Menschen.“
Leopold Schmidt

Gotthilf Isler, Die Sennenpuppe. Eine Untersuchung über die religiöse Funktion einiger Alpensagen (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 52), 285 Seiten. Basel 1971, Verlag G. Krebs, sfr 34,—.

Eine noch von Richard Weiß angeregte Dissertation über die seltsame, von den Sennern zum Zeitvertreib gemachte Puppe, die sich später verlebendigt, und am Ende zumindest einem von ihren Erweckern furchtbar wird — eine Arbeit über dieses bedeutsame Motiv wird man zunächst mit hochgespannten Erwartungen zur Hand nehmen. Vielleicht macht einen aber schon der Untertitel stutzig: Gerade bei diesem so gar nicht nach „Religion“ anmutenden Motiv soll nach der „religiösen Funktion einiger Alpensagen“ gefragt werden?

Die bange Erwartung behält leider recht. Ich mache es dem Verfasser, der lang an dem Buch gearbeitet hat, nicht zum Vorwurf, daß er meine Studie über „Pygmalion in den Alpen“ (Antaios Bd. XI, 1969, S. 209 ff.) zu spät in die Hände bekommen hat. Aber das Material über die verschiedenen Oikotypen dieser Sage, das ich in der Studie verwendet habe, müßte ihm im Verlauf seiner Untersuchung doch auch in die Hände gekommen sein. Er müßte daraus erkannt haben, daß man gerade bei diesem Motiv durchaus nach dem „Woher“ fragen kann. Aber Isler will das nicht. Das „Woher“ interessiert ihn nach seinen eigenen Worten nicht, er will den „Sinn“ der Sagen erkennen. Und bei diesem Unterfangen steht man bekanntlich immer schon mit einem Fuß außerhalb der Wissenschaft.

Es tut mir also leid sagen zu müssen, daß diese einem sehr wichtigen alpinen Sagenmotiv gewidmete Arbeit zu zwei Drittel vertan ist. Nur der II. Teil, direkt der Sennenpuppensage gewidmet, hat seinen Wert. Da werden die Varianten kenntnisreich zusammengestellt und überblickt, aus den Isler bekannt gewordenen Aufzeichnungen ist eine Verbreitungskarte (S. 40 f.) erstellt worden, die freilich über das, was sich auch bisher hat überblicken lassen (Schweiz, Österreich, Südtirol) nicht hinausgeht. Aber der Inhalt der Sage wird richtig gegliedert, und

schließlich versucht, die Einstellung der Erzähler noch zu erfassen. Das ergibt natürlich kaum etwas. Aber man kann sich dieses an sich guten II. Teiles ja kaum erfreuen, wenn man vorher den I. Teil gelesen hat. Er versucht nämlich „Sage als religiöse Wirklichkeit“ auf Grund der C. G. Jung'schen Psychoanalyse zu erfassen, und bietet dabei im wesentlichen eine Wiedergabe der kanonischen Jung-Termini. Wozu dies hier gut sein soll, weiß ich nicht. Für Gläubige überflüssig, für Ungläubige eher peinlich — die immer wiederholte Mitteilung, daß „Sagen archetypische Gestaltungen“ seien, ergibt für die Spezialmonographie nichts. Wohl aber bietet dieser I. Teil die theoretische Grundlegung für den III. Teil, den „Versuch einer Deutung“. Hier werden wohl die einzelnen Motivkomplexe herausanalysiert, einschließlich des schwierigen Motives vom Geschundenwerden. Aber die im Sinn von Hedwig von Beit und Rosemarie Franz vorgenommenen Deutungen im Sinn von „Verlust ans Unbewußte“ oder ähnlich klingen eben nur für gläubige Jung-Schüler gut. Für Andersgläubige, Ungläubige hört hier das Verständnis auf. Daher kann man auch mit den anhangsweise vorgebrachten Deutungen der anderen alpinen Sagenkomplexe nichts anfangen. Ich sehe Spuren mancher Arbeiten von mir, aber eben nur Spuren, denen nicht wirklich nachgegangen wird. Immer wenn der ernsthafte Versuch einer Herkunfts- und Verbreitungsforschung gemacht wurde, biegt Isler ab, und sucht einen „Sinn“. Da ist dann jede Geliebte eine Anima, und jede Fahrt durchs Ofenloch eine Reise ins Unbewußte, — schwer zu verstehen, daß jemand wirklich gewillt ist, all das so vielfältige Sagengut immer wieder über den gleichen Leisten zu schlagen.

Leopold Schmidt

Louis Carlen, Beiträge zur Walliser Rechtsgeschichte (= Schriften des Stockalper-Archivs in Brig, H. 16), Brig 1970. 108 Seiten, mit mehreren Abbildungen.

Der im Wallis beheimatete, in Innsbruck tätige Rechtshistoriker Carlen legt hier seine Aufsätze gesammelt vor, die im Lauf der Jahre im „Walliser Jahrbuch“ erschienen sind. Wie immer bei Carlen und auch bei so manchem anderen Rechtshistoriker hat man den Eindruck, daß es sich um eine der Volkskunde besonders nahestehende Disziplin handelt. Vieles von dem, was wir als „Überlieferte Ordnungen“ bezeichnen, ist dem Erforscher der Rechtsaltertümer ganz selbstverständlich. So treffen wir denn auch hier für uns wichtige, örtlich-landschaftlich gebundene Rechtstraditionen und ihre Zeugnisse an: Mittelalterliche Rechtshandschriften, die Ladung vor Gottes Gericht — oft verwendet, oft untersagt —, den Zusammenhang von Stein und Recht, beispielsweise am „Blauen Stein“ von „Visp“ exemplifiziert. Aber auch Hausfriedensbruch, Jagdrecht im alten Wallis und verwandte Themen können uns interessieren. So wird man für den Zusammendruck der Aufsätze Carlens dankbar sein.

Leopold Schmidt

Max Gschwend, Schweizer Bauernhäuser. Material, Konstruktion und Einteilung (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 144, 145, 146, 147), 182 Seiten, 160 Abbildungen im Text und 16 Farbtafeln. Bern 1971, Verlag Paul Haupt.

In der nun schon langen Reihe der schönen „Schweizer Heimatbücher“ ist schon mancher Band dem alten bäuerlichen Hauswesen gewidmet gewesen. Man darf an die Bände 40 (Luzerner Speicher), 47/48 (Engadiner Haus), 81 (Schwyzer Bauernhäuser), 102 (Aargauer Stroh-

haus), 121 (Tessiner Dächer), 135—137 (Engadiner Stube) erinnern. Nunmehr liegt der schöne Vierfachband „Schweizer Bauernhäuser“ vor, den der heute dafür berufene Bearbeiter, der Leiter der „Aktion Bauernhausforschung“ in der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgebracht hat. Der sachlich gearbeitete Band unterrichtet über alle traditionellen Gebiete der Bauernhausforschung: Baustoffe, Wandkonstruktion, Dach und Dachneigung, Dachkonstruktionsformen, Bauweise und Raumordnung mit den Hauptabteilungen Wohnhäuser im Mehrhausbau, Hofanlagen und sekundären Vielzweckbauten. Die Vielheit der Bauernhausformen auf dem relativ kleinen Gebiet der Schweiz bedingt die Vielheit der Anschauungs- und Erklärungsmöglichkeiten. Die Ergebnisse der langen, intensiven Schweizer Bauernhausforschung von Hunziker bis Richard Weiß sind klug genützt, und durch die intensiven eigenen Arbeiten von Gschwend maßgebend bereichert. Und jeder Benützer des Bandes wird es dankbar begrüßen, daß neben den sachlichen Grundrissen und Maßzeichnungen die prächtigen Farbtafeln stehen, herrliche Farboffsetdrucke, welche den Text auf das eindrucksvollste erläutern. Auch wie die übrigen Aufnahmen der „Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz“, zu deren stetigem, ergebnisreichen Wirken man der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde wohl gratulieren darf.

Leopold Schmidt

Leopold Kretzenbacher, Bilder und Legenden. Erwandertes und erlebtes Bilder-Denken und Bild-Erzählen zwischen Byzanz und dem Abendlande (= Aus Forschung und Kunst, Bd. 13) 186 Seiten, Großoktav, mit 6 Farbbildern, XXXIV Tafeln auf Kunstdruckpapier und 11 Zeichnungen im Text. Klagenfurt 1971. Geschichtsverein für Kärnten und Kommissionsverlag Rudolf Habelt, Bonn.

Der Geschichtsverein für Kärnten legt abermals einen stattlichen Band mit Forschungen von Kretzenbacher vor, und wie bei den vorhergehenden Bänden über die „Seelenwaage“, über „Heimat im Volksbarock“, über „Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstechen“ und über „Teufelsbündner und Faustgestalten im Abendlande“ wird man dankbar dafür sein. Bände mit gesammelten Abhandlungen, zumal über verhältnismäßig abgelegene Themen und mit der Nötigung zu einer zureichenden Bebilderung finden sonst nicht leicht einen Verlag. Hier hat also der Geschichtsverein für Kärnten sich ein dauerndes Verdienst um die Volkskunde erworben.

Kretzenbacher zeigt sich in diesem Band stärker als bisher als der Legendenforscher. Seit seinem Klagenfurter Vortrag von 1952 ist seine Neigung zur Legende und ihren Verbindungen und Hintergründen bekannt, sie hat sich im Lauf der Jahre immer mehr verstärkt und vertieft. Der vorliegende Band zeigt, daß sich diese Neigung nunmehr noch besonders mit der Vorliebe für eine Ikonographie der seltenen und abseitigen Themen vor allem der mittelalterlichen und der ostkirchlichen Bildkunst verbunden hat. Da finden sich Themen wie die vom Leiter- oder Schermesser-Weg nach oben, vom Nichtschlafenden Auge Jesu, von der Taufe Christi auf dem Satanstein, von der Madonna mit den drei Händen, von Maria im Brennenden Dornbusch, von der „Zoodochos Pege“, der lebensspendenden Quelle der Ostkirche also, vom Mönch am Kreuz und schließlich von St. Brandan, der Judas auf einem Felsen im Meer sitzen sieht. Das sind, wie man zugeben wird, seltene, ausgefallene Themen, die man wirklich eher in den Klöstern des Berges Athos oder an den Freskenwänden der rumänischen Kirchen in der Moldau als

sonst irgendwo antreffen können wird. Manches Thema hat auch Ausläufer in unseren Landschaften: Man kann von der Jenseitsleiter zur Scala santa in unseren Barockwallfahrten ausgreifen, oder Moses vor dem brennenden Dornbusch auch auf steirischen Tabernakeltüren finden. Aber das eigentliche Leben aller dieser Legenden und ihrer Verbildlichungen war doch im Balkanbereich gegeben. Die Klosterkultur der orthodoxen Kirche, vielfach eine ausgesprochen volkstümliche Kultur, freilich von eigenen Zügen, aber sicherlich ins breitere Volksleben ausgreifend, Andachtsbild und Volkslegende befruchtend, sie war und ist jedenfalls der Quellboden für diese Erscheinungen.

Der Band beweist einmal mehr, daß eine Volkskunde des Ostens und Südostens heute bereits ganz anders aussieht als etwa noch in den dreißiger Jahren. Kretzenbacher vollzieht in mancher Hinsicht auf dem Gebiet der Bilder- und Legendenforschung den Vorstoß von Rudolf Kriss nach, der die Wallfahrtsforschung konsequent über den vor ihm üblichen Bereich ausgedehnt hat. Die Verbindungen gehen bis in den Sammelbereich, Kretzenbacher konnte auch Objekte der Sammlung Kriss verwenden und hier abbilden. So habe ich mit Vergnügen ein Bild der „Zoodochos Pege“ (Abb. XXIV) gefunden, das ich vor vielleicht fünf- unddreißig Jahren für die Sammlung Kriss im Wiener Antiquitätenhandel erworben habe. Das Buch ist also mit viel Recht Rudolf Kriss gewidmet.

Leopold Schmidt

Märchen der Weltliteratur: Schweizer Volksmärchen. In Verbindung mit Leza Uffer, herausgegeben von Robert Wildhaber. 280 Seiten. DM 19,50.

Bulgarische Volksmärchen. Herausgegeben von Kyrill Haralampieff. 296 Seiten. DM 19,50.

Düsseldorf 1971, Eugen Diederichs Verlag.

Abermals zwei wertvolle Bände aus der berühmten Märchen-Reihe. Beide nützlich, da sie in der Reihe bisher fehlten, beide mit trefflichen forschungsgeschichtlichen Ausführungen versehen.

Die Ausgabe der Schweizer Märchen ist gewissermaßen eine Neuauflage der Sammlung „Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz“ von Otto Sutermeister, zuerst 1869 erschienen, vermehrt um Märchen aus der französisch, aus der italienisch und aus der rätoromanisch sprechenden Schweiz. Die französischen Märchen aus dem Berner Jura waren bisher so gut wie unbekannt geblieben, obwohl sie 1942 im „Archiv“ erschienen waren. Auch die italienischen Märchen aus dem Tessin sind so gut wie zur Gänze nur im „Archiv“ erschienen. Die französischen wie die italienischen Märchen sind hier zum erstenmal ins Deutsche übertragen. Die rätoromanischen Märchen, von dem vorzüglichen Sammler Leza Uffer aufgezeichnet, sind dagegen in verschiedenen Ausgaben und auch in Übersetzungen greifbar, zuletzt in dem schönen Band „Die Märchen des Barba Plasch“, Zürich 1955 und in den „Märchen aus Guarda“, Basel 1970. Zur Kommentierung darf bemerkt werden, daß die einstmals geradezu bahnbrechenden „Schweizer Märchen“ von Samuel Singer, Bern 1903/1906, soeben durch Max Lüthi in einem schönen Neudruck, Pullach 1971, wieder vorgelegt wurden. Auch wenn Singers Kommentierung in mancher Hinsicht überholt sein dürfte, wird man für diesen Neudruck des längst vergriffenen Buches doch sehr dankbar sein. Die Bedeutung des aus Wien stammenden Samuel Singer wird von Lüthi in seinem Nachwort kurz skizziert.

Bulgarische Märchen hat es bisher in deutscher Übertragung überhaupt nicht gegeben. Ein ausgesprochenes Versäumnis, wie der vorliegende Band zeigt, der von einer überraschenden Vielfalt Zeugnis ablegt. Im Prospekt wird die Herausgabe Vaclav Frolec zugeschrieben; der Titel des Bandes nennt Kyrill Haralampieff, und die Übersetzung ist danach von Haralampieff und Johann Wolf durchgeführt worden. Wie dem auch sei¹⁾, die Auswahl mutet vorzüglich an; die Mischung von albulgarischen Zügen, von Märchen, die sich im ganzen Balkanbereich finden, von Stücken, die offenbar auf die lange Türkenzeit zurückgehen, ist sehr aufschlußreich. Auch bei den Schwänken merkt man das Nebeneinander, wenn sowohl vom Hodscha Nasreddin wie vom schlaun Chitar Petar, einer Art von bulgarischem Eulenspiegel erzählt wird. Man wird hier kaum verlangen können, daß alle Aufzeichnungen, die zum Teil nach der Erzählung sehr begabter Märchengewährsleute erfolgt sind, quellenmäßig völlig durchuntersucht sind. In manchen Fällen, bei denen auch angegeben wird, daß sie sich im Aarne-Thompson nicht nachweisen ließen, wird man vielleicht an Kunstmärchen und ähnliche Erzählungen denken müssen. Das gilt beispielsweise wohl für Nr. 11, „Der Bär und der Hirte“, eine Geschichte, welche die Redensart „Einen Bären dienst erweisen“ erklären soll. Das Herausarbeiten eines eigentlich bulgarischen Elementes scheint besonders schwierig zu sein. Aber es geht jedenfalls mit einem beachtlichen Zug der volkstümlichen Selbsterkenntnis vor sich, wie Nr. 56, „Das Glück der verschiedenen Völker“, bezeugt. Dort heißt es „Gott gab den Völkern verschiedene Geschenke: Die Türken bekamen die Herrschaft, die Juden das Rechnen, die Franzosen die Kunstfertigkeit, die Zigeuner die Armut, die Griechen die Intrige, und die Bulgaren — die Arbeit.“ Die Erzähler mögen je nach ihrem Zuhörerkreis bei der Zuteilung wohl variiert haben...

Leopold Schmidt

Hans Ritte, Untersuchungen über die Behandlung von Volksdichtungsstoffen im Werk Selma Lagerlöfs (2 Teile: I in ARV 23. Jg., Uppsala 1967, S. 1—94, II in ARV 24. Jg., 1968, S. 1—90).

Das sagahafte Raunen der Erzählungen der Lagerlöf ruft im Leser unwillkürlich den Glauben wach, daß die schwedische Dichterin aus dem eigenen Erlebnis der schwedischen Sagen- und Märchenwelt gedichtet haben müsse. Daß sie gewissermaßen nur eine schreibende Fortsetzerin mündlicher Tradition gewesen sei. Dem ist aber nicht eigentlich so. Selma Lagerlöf hat sich sehr wohl schriftlicher, beziehungsweise gedruckter Quellen bedient, von alten Chroniken bis zu den Märchen-sammlungen ihrer Gegenwart. Sie hat sich vermutlich von ihr aus der Kindheit bekannten Motiven, die sie bei Afzelius und anderwärts fand, inspirieren lassen, hat Motive verschiedener Herkunft verquickt, sowie sie es psychologisch und dichterisch für angemessen fand. Die Lagerlöf-Forschung, vor allem in Schweden getrieben und daher hierzulande kaum bekannt, hat sich damit viel beschäftigt. Berühmt ist die Angabe der Quelle zu „Herrn Arnes Schatz“ geworden, weil sie diese auf eine

¹⁾ Nachträglich habe ich ein Exemplar des Buches gesehen, auf dessen Titelblatt der Name Kyrill Haralampieff überklebt ist. Da lautet der Text nun „Herausgegeben von Václav Frolec.“ Sonach dürfte es sich bei Haralampieff also doch nicht um den Herausgeber, sondern um einen der beiden Übersetzer handeln.

Anfrage in der Zeitschrift „Niedersachsen“ 1917/1918 (Jg. 23, S. 326) direkt bekanntgab.

Hans Ritte hat nach dem Studium bei Dag Strömbäck in München dissertiert, im Fach Literaturwissenschaft. Er hat die volkskundlichen Vorarbeiten gewissenhaft benützt, und die literarhistorische Sagenforschung etwa im Sinn von Max Lüthi getrieben. Mit vollem Respekt vor der Dichtung, mit genauer Aufschließung der gegebenen Quellen. Da die Arbeit in zwei Teilen in einer Zeitschrift erschienen ist, hat sie leider kein Inhaltsverzeichnis und kein Register, und die Texte sind in schwedischer Sprache abgedruckt, was die bewertende Lektüre mühsam macht. Aber es handelt sich jedenfalls um eine gute Arbeit, die ein zu wenig behandeltes Gebiet gewissenhaft weitererschließt.

Leopold Schmidt

Paul Gaechter, **Die Gedächtniskultur in Irland** (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft Bd. II), 73 Seiten. Innsbruck 1970. Institut für vergleichende Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, S 64,—.

Eine Dissertation bei Wolfgang Meid, die der Volkserzählforschung willkommen sein muß. Das vielbesprochene Problem der mündlichen Überlieferung wird hier an Hand des irischen Materials einmal überprüft. Gaechter hat sich bemüht, die zwei großen Bereiche, das alte und das neue Irland, zu erfassen, und die Verbindungen zwischen beiden darzustellen. Das „alte Irland“ einmal als vorchristlich, mit seinen eine eigene Gedächtniskultur praktizierenden Druiden, und dann als christlich, mit dem Verhältnis der lateinschriftkundigen Mönche zu den „filid“, den gedächtnisstarken irischen Sehern erfaßt. Da wird das Material aufschlußreich ausgewertet, man kann sich unter der Bedeutung dieser Männer mit dem geschulten Gedächtnis wirklich etwas vorstellen. Der zweite Teil versucht aus den Angaben der irischen Volkserzählsammler sowohl in ihren Veröffentlichungen wie in den Niederschriften des Irischen Volkskundearchives herauszuheben, was für die Gedächtnisstärke der irischen Erzähler in der Gegenwart belegt erscheint. Es ist nicht wenig, und Gaechter hat die Angaben mit denen in anderen Landschaften mit starker mündlicher Tradition verglichen. Obwohl Gaechter die gälische Sprache nicht beherrscht, hat er sich doch an Hand der englischen Veröffentlichungen und mit Unterstützung der irischen Kollegen ein gutes Bild der Gegebenheiten zu machen verstanden.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1969—1971

Sage / Märchen / Legende / Schwank

Petrus Alfonsi, Die Kunst, vernünftig zu leben (Disciplina clericalis). Dargestellt und aus dem Lateinischen übertragen von Eberhard Hermes (= Die Bibliothek des Morgenlandes, o. Nr.), Zürich 1970. 278 Seiten. 21.533

Maja Boskovic-Stulli, Narodna predaja — kamen spoticenja u podjeli vrsta usmene proze (Volksüberlieferung, Volkssage, der Stein des Anstosses in der Gliederung mündlicher Prosa) (aus: VI. Medunarodni kongres slavista u Prague, = Radovi zavoda za slavensku filologiju, sv. 1 L, Zagreb 1968, S. 27—40). 20.941 SA

Gershon Bribram, Yewish Folk-stories from Hungary. Fourteen Folktales, edited and annotated by Otto Schnitzler (Publications of the Israel Folklore Archives Nr. 10), Haifa, Ethnological Museum and Folklore Archives, 1965. 48 Seiten. 21.155

Katherine M. Briggs, A Dictionary of British Folk-Tales in the English Language incorporating the F. J. Norton Collection. 2 Bände. I: Part A, Folk Narratives, Vol. I, 580, Vol. II, 680 Seiten. London, 1970. 21.600

Lievers K. Cumps, Gecommentarieerde Sagenverzameling uit de streek van Zuid. Brugge en omgeving. Gelauwerd in de provinciale Volkskunde prijskamp van West-Vlanderen. 382 Seiten, zahlreiche Karten und Abb. Tielt 1970. 21.612

Sigrid Enzenhofer, Sagen und Legenden aus Hardegg. Gesam-melt von Franz Bischof und Raimund Jordan. Neu aufgezeichnet und zusammengestellt. 80 Seiten, Abb. im Text. Hardegg (Niederösterreich) 1968. 21.590

Josef Farago, Coteva date eu privire la povestitul bilingo in Europa rasanteana (Einige Angaben über zweisprachige Erzählungen in Osteuropa) (aus: Revista de etnografie si folclor, Bd. XI, 1967, S. 277 bis 282). 20.945 SA

derselbe, Lörinczi Elek arkosi nepmesegyűjtése (Die Sammlung von Volkserzählungen aus Arcus durch Érek Lörinczi) (aus: Nyelves irodalom-tudományi közlemények, Bd. XI, 1967, S. 49—61, mit 2 Abb.). 20.946 SA

derselbe, Kurcsi Minya havasi mesemondo (Minya Kurcsi, der Märchenerzähler aus dem Hochgebirge) (aus: Ethnographia Bd. 78, 1967, S. 238—262, mit 2 Karten). 20.947 SA

derselbe, Futásfalvi mese az erdök anyjarol (Eine Erzählung aus Futásfalvi = Alungeni) (aus: Nyelv — es irodalom. Tudományi közlemények Bd. XII, 1968, S. 105—107). 20.948 SA

derselbe, *Cu privire la motivul pasarii ascunse in vas (Zum Motiv des versteckten Vogels in der Vase)* (aus: *Revista de etnografie so folclor* Bd. XIII, 1968, S. 27—35). 20.949 SA

derselbe, *Az emberevö növer mesejehez (Zum Märchen von der menschenfressenden Schwester)* (aus: *Ethnographia* Bd. 79, 1968, S. 92—101). 20.950 SA

Helmut Fielhauer, *Sagengebundene Höhlennamen in Österreich (= Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift „Die Höhle“, Bd. 12), 102 Seiten, vervielfältigt. Wien 1969.* 21.254

Dvora Fus, *Seven Bags of Gold. Seven Yiddish Folktales from Lithuania. Translated into Hebrew by Israel Rosenthal. Edited and annotated by Otto Schnitzler (= Publications Series Nr. 25), Haifa, Ethnological Museum and Folklore Archives 1969. 48 Seiten, 2 Abb. im Text.* 21.158

Paul Gaechter, *Die Gedächtniskultur in Irland (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft Bd. II), 73 Seiten. Innsbruck 1970.* 21.613

Bruno Gloger, *Kaiser, Gott und Teufel. Friedrich II. von Hohenstaufen in Geschichte und Sage. 245 Seiten, 20 Abb. auf Tafeln, 2 Karten. Berlin 1970.* 21.609

Elfriede Grabner, *Der Zauberer Paracelsus. Theophrastus von Hohenheim im Lichte volkstümlicher Überlieferung (aus: Antaios Bd. XI, 1969, S. 380—392).* 21.092 SA

Ernst Kracht, *Deutsch-Französisches Gespräch im Lichte der Märchen. Referate der zweiten Auslandstagung der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes (= Schriften der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, Bd. 2), 110 Seiten. Münster 1964.* 21.441

Wilhelm Krause, *Antiker Mythos in der Kunst des Spätmittelalters und der Neuzeit (aus: Maske und Kothurn, Bd. XI, 1965, S. 353 bis 364).* 21.430 SA

Max Lüthi, *Volksliteratur und Hochliteratur. Menschenbild — Thematik — Formstreben. 228 Seiten. Bern und München 1970.* 21.545

Georgios A. Megas, *Folktales of Greece. Edited by Megas, translated by Helen Colachides. Foreword by Richard M. Dorson. (= Folktales of the World, o. Nr.). LVII und 287 Seiten. Chicago und London 1970.* 21.523

derselbe, *Das Märchen von Amor und Psyche in der griechischen Volksüberlieferung (Aarne-Thompson 425, 428 und 432). Übersetzt von Hedwig Schwent-Bertos. 206 Seiten, 7 Faltkarten. Athen 1971.* 21.583

D. E. Mills, *A Collection of Tales from Uyi. A Study and Translation of Uji Shui Monogatari (= University of Cambridge Oriental Publications Nr. 15). 459 Seiten mit 34 Abb. auf Tafeln. Cambridge 1970.* 21.522

Moshe Nehmad, *The New Garment. Five Folktales from Yewish. Persian Tradition. Edited and annotated by Otto Schnitzler (= Publications Series Nr. 14). 32 Seiten, 1 Abb. Haifa, Ethnological Museum and Folklore Archives, 1966.* 21.156

Oloph Odenius, Augustinus och gossen vid havet. Motivhistoriska anteckningar kring en malning från Sättra kyrka (Säter). (Der hl. Augustinus und der Knabe am Meer) (aus: Västergötlands Fornminnesförenings Tidskrift), 1967, 34 Seiten, 5 Abb. im Text. 21.145 SA

Leander Petzoldt (Hg.), Vergleichende Sagenforschung (= Wege der Forschung, Bd. CLII), XII und 430 Seiten. Darmstadt 1969.

20.938

derselbe, (Hg.), Deutsche Volkssagen. 491 Seiten, 20 Abb., 5 Karten im Text. München 1970.

21.532

Hans Ritte, Untersuchungen über die Behandlung von Volksdichtungsstoffen im Werk Selma Lagerlöfs (aus: ARV 1968, Bd. 23, und 1969, Bd. 24; 64 und 90 Seiten).

21.611

Istvan Sandor, Dramaturgy of Tale-telling (aus: Acta Ethnographica, Bd. 16, Budapest 1967, S. 305—338, 10 Abb.).

21.232 SA

Paul Schlitzer (Hg.), Sagen aus Rhön und Vogelsberg. 280 Seiten, 12 Tafeln. Fulda 1970.

21.568

Leopold Schmidt, Zu einem Faust-Kreuzbild in Stotzing. Faustisches aus dem Burgenland (Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereines, Bd. 73, Wien 1969, S. 60—67).

21.217 SA

derselbe, Antike Motive in Sage und Brauchtum des Burgenlandes (aus: Burgenländische Heimatblätter, Bd. 32, Eisenstadt 1970, S. 125 bis 137).

SA

Fishl Sider, Seven Folktales from Boryslaw (Ostgalizien). Edited and annotated by Otto Schnitzler (= Publication Series Nr. 19). 48 Seiten, 2 Abb. Haifa, Ethnological Museum and Folklore Archives 1968.

21.157

Mario Spagnol, Giovenale Santi, Pinuccia Ferrari, Elena Vaccari und andere, Guida all'Italia Leggendaria, misteriosa, insolita, fantastica. 2 Bände. I.: XXXII und 656 Seiten, II.: XXIV und 724 Seiten. Beide reich illustriert und mit Karten im Text. Milano 1966—1967.

21.246

Dag Strömbäck, Folklore och filologi. Valda uppsatser utgivna av kungl. Gustav Adolf Akademien 13. 8. 1970 (= Acta Academiae Regiae Gustavi Adolphi Bd. XLVIII), 305 Seiten. Uppsala 1970.

21.453

Erwin Wacker mann, Münchhausiana. Bibliographie der Münchhausen-Ausgaben und Münchhausiaden. Mit einem Beitrag zur Geschichte der frühen Ausgaben. 224 Seiten, XXXII Tafeln. Stuttgart 1969.

21.204

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Wien 1971

Freundschaft

Über Freunde und Gefreunde im Lande Salzburg

Von Karl Fiala

Im Zusammenhang mit dem Vortrag von Karl Lugmayr bei der Niederösterreichischen Volkskundetagung in Haag, 1968, erschien im Nachrichtenblatt unseres Vereins eine „Umfrage“ über den Begriff der „Freundschaft“, mit der Bitte um Beiträge zu dem bisher zu wenig behandelten Gebiet. Die einlaufenden Umfrageantwortungen wurden von der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk sowie im Österreichischen Museum für Volkskunde gesammelt und archiviert.

Aus Salzburg lief ein besonders umfangreicher Beitrag zu der Umfrage ein. Sein Verfasser, als germanistisch geschulter Sach- und Brauchforscher im Pongau bekannt, schrieb bei der Einsendung dazu: „Man hat oft Sammelmateriale, das man wie auch Erfahrungen, die man nicht oder nur zum Teil auswertet. Es ist daher angenehme wie selbstverständliche Pflicht, soweit möglich, dem Fragesteller dienlich zu sein. Obwohl ich bald siebzig Jahre alt werde, hege ich immer noch den maigrünen Idealismus, daß viele Antworten bei der Redaktion einlaufen werden.“

Die beigeschlossene Beantwortung habe ich daher in möglichster Kürze abgefaßt, jedoch mit einer klärenden Einleitung über die „Freundschaft“ — wie man sie im Salzburgischen landläufig versteht — versehen. Eine Freundschaft, die auf geistig religiöser Basis beruht und nicht auf Verwandtschaft, aber fast ebenso starke Bindungen kennt, habe ich daher unberücksichtigt gelassen.“

Die Antworten sind nicht so zahlreich und so umfangreich eingelaufen, wie Karl Fiala gehofft hat. Bevor sie gelegentlich ausgewertet werden, soll daher seine eingehende Beantwortung veröffentlicht werden.

Red.

Der neuhochdeutsche Ausdruck „Freundschaft“ ist im landläufigen Sinne nicht mit Verwandtschaft gleichzusetzen. Freundschaft wird erworben, erlebt, gehalten oder auch wieder verloren. Freundschaft ist nicht an Sitte und Brauch gebunden. Selbstverständlich kann man auch mit einem Verwandten gut befreundet sein.

Verwandtschaft und die daraus gewachsenen sozialen Bindungen reichen oft weit über den gesetzlichen Normalbereich der Blutsverwandtschaft hinaus, das ist ab dem vierten Grad, wo sich Verwandte ohne Konsens wieder ehelich verbinden dürfen. Verehelichung innerhalb dem dritten Grad (mit Konsens möglich) nennt man im Salzburgischen das „Warmheiraten“, was aber in den Ge-

birgsgemeinden nicht sonderlich geschätzt wird, weil hiefür meist wirtschaftliche Gründe maßgeblich sind.

Im Salzburgischen und da vorwiegend in bäuerlich ländlichen Kreisen wird die weitere Verwandtschaft, die über den Normalbereich hinausreicht, mundartlich als Gfraentschoft „Gefreundschaft“ bezeichnet. Dieses Wort ist aus mhd. gevriunt Adj. „verwandt“, bzw. aus mhd. gevriunde Subst. Plur. „Verwandtschaft“ abgeleitet und hat den alten Sinngehalt beharrsam bewahrt. Man sagt daher landläufig, mit dem oder mit denen bin ich gfraent „gefremd“ und meint damit verwandt.

Die Gefreundschaft ist jedoch an Sitt' und Brauch gebunden, umso stärker daran gebunden, je in sich geographisch abgeschlossener Gegend das bäuerliche ländliche Volk lebt.

Der bäuerliche Ausdruck tsigl M. „der Zügel“ auch noch im alten Sinne von mhd. zügel M. „Zucht, das Gezüchtete, das Gezücht“ zielt auf wertvolles menschliches Herkommen, dem Sinne nach aus besonders angesehenen tatkräftigen Familien stammend, hin. Der Wert wird allerdings primär nach wirtschaftskräftigen Eigenschaften gemessen und erst sekundär sieht man auf gesunde Erbanlagen.

Der Ausdruck Sippe oder versippt sein fällt irgendwie bäuerlich mit Gefreundschaft zusammen. Das Wort Sippenschaft aus Bauernmunde wird durchwegs im abträglichen Sinne, gleichsam für asozial, gebraucht.

Die Frage, wie weit ist hier Volksbiologie mit Volkskunde verflochten, kann übergangen werden. Die Träger der noch ungebrochenen Kraft, die Volkskultur immer wieder lebendig erhält, sind Menschen, bestimmte menschliche Gemeinschaften. Dazu gehören auch die Gefreundschaften als in hohem Maße Überlieferung tragend. Die Grundhaltung der Überlieferer-Gemeinschaften bedingt was und wie beharrsam kulturell Gewachsenes bewahrt, um oder neu geformt wird. Den Anlaß, die zeitlichen Einflüsse von innen wie von außen her auf die Gemeinschaften richtig abzufangen, auszuwerten oder abzulehnen, geben mehrere Faktoren. Die wesentlichsten daraus sind

a) die treibenden Grundhaltungen jeglicher Volkskultur im Materiellen, im Geistigen und im Religiösen,

b) die soziale Struktur des Volks, daraus die im größeren Umkreis (Markt- und Landgemeinden) hegemonisch wirkenden Gemeinschaften und Familien und

c) die auslösenden und auslesenden Ereignisse, Tatsachen, auf die — nach vorher auf b) bezogen — das Volk anspricht und für sich Stellung nimmt. Ob dabei zeitlich in Ruhe abgewogen werden

kann oder überstürzt gehandelt werden muß, ist von größter Bedeutung.

Dies in Kürze vorausgeschickt, möge für meine Beantwortung der Umfrage über die „Freundschaft“ dienlich sein.

Zu den Fragepunkten.

1. In bäuerlich ländlichen Gegenden mit vorwiegend altbodenständigen Bewohnern wird eigentlich im ganzen Land Salzburg die „Freundschaft“ stärker gepflegt und herangezogen. Nach eigener Erfahrung gilt dies besonders in den bis zum zweiten Weltkrieg noch nicht so sehr dem Fremdenverkehr erschlossenen Gebieten, ist aber auch noch in inzwischen aufgeschlossenen Gebieten bei gewichtigeren Anlässen, vgl. 4., in Pflege. (Eingehend erforscht und erlebt habe ich dieses Gebiet der Volkskunde aus dem Großarlal, BH St. Johann im Pongau, weiters in den Landgemeinden Mattsee, Seekirchen und Nußdorf am Haunsberg.)

2. Vgl. oben Blatt 1 und unten beim Abschluß.

3. Angehörige der Gefreundschaft „Freundschaft“ erscheinen bei folgenden Gelegenheiten:

a) Im Großarlal ist es (noch) Brauch, am Stephanitag und am Ostermontag weiter entfernt wohnende Verwandte, zum Beispiel in anderen Gemeinden hausende, mit denen man seltener zusammenkommt, zu besuchen, seine Verbundenheit zu zeigen, um sich über beide Teile angehende Fragen zu besprechen. Heiratspläne werden besprochen, auch erörtert, wann etwa und wer zum „Christenmachen = Gefatterbitten“ innerhalb der Gefreundschaft ausersehen wäre oder wer sich als Firmpate anbietet. Beabsichtigte Hofübergaben usw. geben oft sorgenvolle Gesprächsthemen ab.

Bei Hochzeiten und Todesfällen erscheint die Gefreundschaft möglichst geschlossen. Selbst weit auswärts als Saisonarbeiter tätige Verwandte (N- und O. Österreich, Schweiz, Deutschland) reisen heimzu. Bei Holzarbeitern im Akkord im Ausland ist dies wohl ein großes Opfer.

Am Buchberg, G. Mattsee, kommt die jüngere männliche Verwandtschaft am Peters- und Paulitag zusammen, um das Petersfeuer abzubrennen. Weibsleute sind dabei nicht zugelassen. Meines Erachtens nach geht dieser Brauch auf die einst sehr stark gefügten Zechen (Altersgenossenschaften) zurück, die ja, neben den ähnlichen Bündeln in Gemeinden und Fraktionen, besonders in den „Freundschaften“ innerhalb größerer Gemeinden und Talschaften oft sozial beachtliche Auswirkungen hatten. Kirche und Politik haben den ursprünglichen Sinn dieser Altersgemeinschaften zu Ungunsten sehr verändert. Es wäre darüber viel zu berichten, doch gehört es nicht zur Umfrage. In Nußdorf am Haunsberg (Körndl-

= Getreidebauern-Gegend) ist es der Khiridog „Kirchweihfest“ auch der Erntedanktag, wo man die Verwandten besucht.

Bei Hochzeiten und bei Todfall wie vorher bei Großarl ähnlich, eigentlich fast allgemein so wie volkskundlich für den gesamten altbairischen Raum gesehen, örtlich zum Teil in Variationen.

4. Die Verbundenheit mit der „Freundschaft“: Großarl, Hüttschlag, Beispiele für die Gebirgsgegenden im Pongau und Pinzgau: Vom Materiellen über das Geistige zum zutiefst Religiösen ist die Hotsat „Hochzeit, Hohe Zeit“ Anlaß, die Verbundenheit auch innerhalb der weiteren Verwandtschaft zu erweisen.

Zur Hochzeit laden: Innerhalb der Pfarrgemeinde über die Kanzel; außerhalb dieser nach Möglichkeit durch Besuch der Gfreundschaft seitens der Brautleute. Der gedungene Hochzeitslader ist selten in Funktion. Ganz jung ist die Einladung durch eine gedruckte Vermählungsanzeige. Brautfrühstück und Hochzeitszug (nach altem Brauch mit Vorreitern usw.) bis ins Dorf halten nur mehr Großbauern fest. Einholung der Brautleute mit Musikkapelle, Geistlichkeit und Gfreundschaft sowie Dorfgemeinschaft ist noch allgemein üblich.

An der Hochzeitstafel (als eingeladene Gäste) nimmt die engere Verwandtschaft teil. Wer von der Gfreundschaft (erkenntlich am Hochzeitssträußchen) am Mahl teilnehmen kann (bezahlt sich aber das Mahl selbst), besonders die auswärtige Verwandtschaft, beteiligt sich daran.

Eine materielle Angelegenheit ist das Hotsadwaesad „Hochzeit-Weiset“. In Großarl und in Hüttschlag geht die ganze Gemeinde weisen, das heißt, wer irgendwie bodenständig bzw. mit dem Brautpaar gut bekannt ist. Das Weisen dauert vom Beginn des Mahles bis spät abends. Gegeben wird fast durchwegs bares Geld seitens der „Freundschaft“. Je weniger gut situiert das Brautpaar ist, umso größer sind die Beträge. Das hat viel Grundsätzliches von früher her. Ich führe nur an, ohne darauf weiter einzugehen: Hausstandgründung, Hofübernahme, Hausbau usw., wovon ja meist die „Freundschaft“ schon Kunde hat. Zum Dank reicht die Braut den Mündrunch verm. „Minnetrunk“, ein Achtel Rotwein, das man mit Glück- und Segenswünschen an das Paar austrinkt.

Beim Opfergehen in der Kirche (nach der neuen Liturgie eigentlich nicht mehr zulässig) ist eine bestimmte Ordnung Brauch: Zuerst gehen alle Verwandten, die Gfreundschaft; es folgen darauf die übrigen Kirchenbesucher und mit Abstand als letzte die Eltern des Brautpaares. Für schon verstorbene Eltern (Väter) wird aus der Verwandtschaft der Bräutigam-Vater für die Zeit Hochzeit erkoren.

Religiöses: Am Schluß der kirchlichen Trauung lassen die Brautleute für verstorbene Anverwandte (Eltern, Patenleute usw.) beten und stiften auch Messen.

Todfall: Auch hier tritt die „Freundschaft“ in Erscheinung, vgl. zum Teil meine Abhandlung „Totenkult im Großarltales“, Bd. XVI der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Festschrift 1926.

Totenwache. Sie dauert von der Aufbahrung im Hause bis zur Überführung der Leiche ins Kirchdorf. Beim Betengehen (Totenwache) mit Kerzenopfer finden sich auch die Freundschaft ein, nimmt am Leichenzug, bei der Seelenmesse und an der Totenzehrerung teil.

Patengeschenke: (Tauf- und Firmpaten vorwiegend aus der Freundschaft). Bei der Taufe: Taufhemd, -golter mit darin versteckten Taler (Gulden, jetzt Doppel- oder 25-Schilling-Stück); an die Wöchnerin eine Henne (schwarze nach Möglichkeit), weißer Strutzen, Wein und Zucker). Für das Godl weiter bis zum Spending, das ist die letzte Gabe bei Austritt aus der Pflichtschule, jährlich zu Ostern die Godn-Ostereier, zu Allerheiligen das Houraeßl (Kultgebäck in Zopfenform, Stritzel) und zu Weihnachten den Klotzenbrotlaib. Daher der Kinderspruch „ts' Sewastion gents i maen Godnloab on, ts' Paulibekhea hun i khoan Brekhae mea“ zu Sebastian — 20. I. — gänze (schneide) ich meinen Godenlaib an, zu Pauli Bekehr — 25. I. — hab ich kein Bröcklein mehr (also aufgegessen).

Firmung: nach Wunsch Uhr oder Anzug.

5. In Fällen der Not: Im Gebirge tritt hier die Gefreundschaft weniger stark in Erscheinung, denn es ist ungeschriebenes Gesetz, daß in den Talschaften alle, ob verwandt oder nicht, helfend beistehen (soweit eben nicht die Versicherungsgesellschaft dazu befaßt ist). Bei großem Schaden am Vieh, hilft man mit Beistellung von Milchvieh, bei Vermurungen früher durch Arbeitsschichten, nun durch moderne Räumgeräte (Bagger, Caterpillar). Im Pinzgau traten nach Vermurungen die Krempler und der Krempelpflug in Aktion (hievon habe ich noch gute Aufnahmen aus den zwanziger Jahren).

6. Bei wirtschaftlichen Überlegungen hilft die „Freundschaft“ nur dann, wenn es wirklich etwas dazu tut „wons eps dazua tuad“, das heißt der Hilfeheischende tüchtig und strebsam ist. Hilfe zur Berufsausbildung nur für das Studium der Theologie. Bei nicht bäuerlicher „Freundschaft“ kommt Förderung von Studenten jedoch vor. Bei Erwerb von Baugrund wird gerne Hilfe geboten, denn wirtschaftliche Gründe sind hiefür maßgeblich.

7. Soweit Verbindungen und daraus folgernde Verbindlichkeiten innerhalb der „Freundschaft“ nicht auf längere Dauer geschlossen werden (Versprechen günstiger Überlassung von Baugrund, billige Beistellung von Bauholz, Gutstandsabkommen, Studienbeihilfe usw.) gilt der Handschlag auf mündliche Vereinbarung, dies auch über den Tod bzw. Besitzübergabe hinaus. Andernfalls setzt man sein Versprechen usw. schriftlich fest (mit oder auch ohne Zeugen). Mitunter wird diese Unterlage am Gemeindeamt hinterlegt.

8. Zum Photographen geht man, bzw. dieser kommt von selbst bei Hochzeiten, Primizen. Meist sind dies Gruppenaufnahmen. Ältere Aufnahmen findet man zuweilen an der Innenseite von Bauernkastentüren und -truhen. Auch wird gerne das Bild eines Verstorbenen am Grabstein und Sterbebild gebracht. So kommt es in die ganze Freundschaft.

Anhang zur Umfrage über die „Freundschaft“

In meiner Nachbarschaft hausen vorwiegend Volksdeutsche aus Jugoslawien, Rumänien, Ungarn und Bessarabien. Sie sind vorwiegend bäuerlicher Herkunft, meist sehr materiell eingestellt, wenig mitteilbar uns Salzburgern gegenüber, aber sehr tüchtige und strebsame Leute, durchwegs schon Hausbesitzer-Familien. Angeregt durch die Umfrage habe ich Interessens halber auch diese Nachbarn nur nach Punkt 1) der Umfrage ins Gespräch gezogen.

Das Ergebnis: Ausnahmslos wußten sie darum und pflegen sie die „Freundschaft“ auch in ihrer neuen Heimat, das heißt diese „Freundschaften“ sind in steter Verbindung. Ihre nun neue Heimat ist sehr großräumig (Österreich, DDR, USA und Kanada) und doch blieb die Verbindung ungemein gefestigt erhalten (Besuche, schriftlich, Kinderaustausch während der Ferien, materielle Hilfsleistungen usw. mehr). Und dazu noch etwas, denn die Befragten tauten auf (wie so die Redart ist) und zeigten mir Bilder ihrer Anverwandten, so flüchtend gerettete alte aus den Herkunftsländern und neue aus der Gegenwart, die sie sich zuschicken.

Also nicht nur näher Verwandte (Normalbereich), sondern auch entfernt Gefreundete halten die Verbundenheit aufrecht.

Da die Volksdeutschen mit ihrer jungen Generation schließlich auch hier immer stärker heimatverbunden werden, habe ich dies zur Information festgehalten.

Die Prechel als Strafmittel im Niederösterreichischen Viertel ober dem Wienerwald

Von Hermann Steininger

Nicht sehr oft lesen wir in unseren Quellen von den Precheln als Strafmittel der niederen Gerichtsbarkeit, so auch im Viertel ober dem Wienerwald. Sind etwa von den anderen Schandstrafgerätschaften wie Prangern¹⁾, Bagsteinen²⁾, Schandfiedeln³⁾ etc. mitunter noch eine ganze Reihe erhalten, ist dies hier ganz offensichtlich anders. Deshalb ist auch zu verstehen, daß man sich bis vor kurzem das Aussehen der Precheln nur mangelhaft verdeutlichen konnte. Seitdem sich nun aber mehrere Bildquellen gefunden haben, auf denen unter anderem auch derartige Schandgeräte dargestellt sind, sehen wir etwas klarer, zumindest was in einigen Fällen Aussehen und Form an sich betrifft. Endgültig ist dieser Problemkreis freilich noch nicht gelöst, denn nach wie vor ist es in einigen Fällen so, daß Precheln, die man sich im allgemeinen als fest im Erdboden fixierte Objekte vorstellen darf, mitunter auch von Delinquenten zu tragen waren, also durchaus eine ähnliche Aufgabe wie die Fiedeln hatten. Wenden wir uns aber nur den Belegen im Viertel ober dem Wienerwald zu, und sehen wir, wie es sich hier verhält.

Uns sind bislang 17 Ortsbelege bekannt; alphabetisch gereiht lauten sie: Chorherrn, Gresten, Hürm, Katzelsdorf, Königstetten, Mank, Michelndorf, Mitterndorf, Muckendorf, Pöchlarn, St. Andrä an der Traisen, St. Andrä vor dem Hagenthale, Tulbing, Tulln, Waidhofen an der Ybbs, Wördern und Ybbs. Ihr Standort ist nicht immer erwähnt; vor der Kirche jedenfalls stand die Prechel in

¹⁾ H. Steininger, Pranger im Viertel unter dem Wienerwald. Kulturberichte aus Niederösterreich. (Beilage der „Amtlichen Nachrichten der N.-Ö. Landesregierung“, VI/1967, Wien, S. 46 f.)

²⁾ Ders., Bagsteine im Viertel unter dem Wienerwald. (Heimatkundliche Nachrichten. Beilage zum Amtsblatt der B. H. Baden, 21. Jg., Nr. 22, 30. Okt. 1969, S. 44; Nr. 23, 13. Nov. 1969, S. 45 f.; Nr. 24, 27. Nov. 1969, S. 47 f.)

³⁾ Ders., Schandfiedeln im Viertel unter dem Wienerwald. (Unser Neustadt, 14. Jg., F. 3, Sept. 1970, S. 1 ff.)

St. Andrä vor dem Hagenthale (1722) und in Tulbing (1730), bei der Kirche war sie in Königstetten (1725), auch aus Hürm und Mank ist bekannt, daß sich die Prechel bei der Kirchentüre befand. Ähnlich lautet der Bericht aus Pöchlarn, wo 1711 mitgeteilt wird, daß die Herrschaft bei der St. Peterskirche eine Schandsäule und in der Stadt eine neue Prechel als Strafmittel aufstellen ließ, wogegen in Tulln davon die Rede ist, daß sich die Prechel im Friedhof befindet, also gleichfalls nahe der Kirche. Dasselbe wird aus Waidhofen an der Ybbs berichtet, wo die Prechel mehrmals urkundlich erwähnt durch Jahrhunderte auf dem Friedhof der Stadtpfarrkirche stand. Gesichert erscheint jedenfalls, daß sich die Precheln jeweils auf dem Grund des Rechtsinhabers befanden, der die Berechtigung hatte, derartige Strafen zu verhängen. Mitunter ergaben sich aus diesen Kompetenzen aber auch Rechtsstreitigkeiten, die hin und wieder nicht so leicht beizulegen waren. Ein Beispiel von Waidhofen zeigt dies recht deutlich ⁴⁾.

Die acht Originalnennungen unserer Prechelbelege, die sämtliche auch datierbar sind, lauten: fünfmal „prechl“, und zwar in Michelndorf und Mitterndorf (1648) ⁵⁾, Tulln (1641), Waidhofen (1605) ⁶⁾ und Ybbs (1590) ⁷⁾, und dreimal „prechel“, in Hürm und Mank (17. Jahrhundert) ⁸⁾ sowie in Königstetten (1722) ⁹⁾. Wie erwähnt, sind die prechl-Nennungen datiert, und zwar: 1590 (Ybbs), aus 1594 stammt der Beleg für die Grestener Prechel, 1605 (Waidhofen), 1641 (Tulln) ¹⁰⁾ und 1648 (Michelndorf, Mitterndorf), während die prechel-Nennungen dem 17. Jahrhundert (Hürm, Mank) — aus 1711 stammt der Beleg für die Pöchlarnner Prechel ¹¹⁾ — und 1722 (Königstetten) zuzurechnen sind, wo-

⁴⁾ Otto Hierhammer, Der Prechelstreit zwischen Freising und Waidhofen an der Ybbs. (Unsere Heimat, Jg. 31, Nr. 7—8, Horn 1960, S. 163 ff.)

⁵⁾ ÖW, 9. Bd., 1909, S. 161; Rupert Hauer, Das Kreuz als Strafmittel in niederösterreichischen Rechtsdenkmälern. (Monatsblatt des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, XI. Jg., Nr. 3, Wien, März 1912, S. 40.)

⁶⁾ O. Hierhammer, Leibstrafen in Waidhofen an der Ybbs. (Kulturberichte aus Niederösterreich, Jg. 1958, F. 1, 15. Jänner 1958, S. 5.)

⁷⁾ Heimatbuch der Stadt Ybbs an der Donau. 650-Jahr-Feier. Waidhofen an der Ybbs 1967, S. 38.

⁸⁾ ÖW, 9. Bd., S. 468, Nr. 53.

⁹⁾ H. G. Walter, Das Strafinstrument Prechl; einige weitere Hinweise. (Burgenländische Heimatblätter, 23. Jg., Eisenstadt 1961, S. 231, 233, Anm. 16 b.) Ernst Katzer, Die Anwendung von Schandstrafen. (Unser Neustadt, 14. Jg., F. 4, Wiener Neustadt, Dezember 1970, S. 3.)

¹⁰⁾ H. G. Walter, Das Strafinstrument Prechl, a. a. O., S. 230, 232, Anm. 16; ebd. wohl irrtümlich mit Anm. 16 a angegeben!

¹¹⁾ Anton Plessner, Heimatbuch der Stadt Pöchlarn. St. Pölten 1929, S. 230.

bei es sich zeigt, daß die prechl-Nennungen durchwegs altartiger erscheinen und von der zweiten Gruppe, den prechel-Belegen, lediglich die Nennungen von Hürm und Mank mit der Datierung „17. Jahrhundert“ angegeben werden. Der jüngste Beleg für die Prechel lautet dann „prechel“¹²⁾, er stammt aus Königstetten (1722). Für 1722 gibt es darüber hinaus aber weitere vier Belege, jeweils zwei in St. Andrä vor dem Hagenthale und je einen in Muckendorf und Tulbing¹³⁾, 1724 ist ein weiterer Beleg in St. Andrä vor dem Hagenthale erwähnt, während für 1725 drei vorliegen, zweimal Königstetten sowie mit einem der beiden Fälle gekoppelt der Beleg von St. Andrä vor dem Hagenthale; 1730 und 1736 wird jeweils einmal von der Prechelstrafe in Tulbing berichtet, 1748 folgt wieder Königstetten, 1751 sind uns drei Belege, nämlich aus Katzelsdorf, Königstetten und Tulbing geläufig, 1757 folgen St. Andrä vor dem Hagenthale, 1758 Wördern, 1763 Chorherrn und schließlich 1766 jeweils St. Andrä vor dem Hagenthale und Tulbing.

Welche Delikte mußten nun mit der Prechel gebüßt werden? Meistens waren es Verfehlungen gegen das sechste Gebot, so 1594 in Gresten, wo der Marktgerichtsdienner Urban Berner wegen „doppelter Hurerei“, also wohl wegen wiederholter diesbezüglicher Verfehlungen in die Prechel mußte. In Pöchlarn wiederum hat man eigens für diesen Zweck 1711 eine neue Prechel als Strafmittel zur Bestrafung von Schanddirnen aufgestellt, wobei zweifellos auch das Gerät selbst eine abschreckende Wirkung haben sollte, was sich aus dieser Literaturstelle entnehmen läßt. Als Fornikationsstrafe diente die Prechel in Ybbs, wo 1590 eine Magd mit dem Sohn ihres Herrn Unzucht getrieben hatte und zur „Prechl“ verurteilt worden war. Weiters ist Fornikation der Bestrafungsgrund in Chorherrn 1763, in Katzelsdorf 1751, in Königstetten 1748 und 1751, sowie zweimal 1725, dann in Muckendorf 1721, in St. Andrä vor dem Hagenthale 1725, 1757, 1766, sowie zweimal 1722, weiters in Tulbing 1722, 1730, 1736, 1751 und 1766, schließlich in Wördern, 1758, wobei jedoch fast ausschließlich von der Bestrafung der weiblichen Beteiligten berichtet wird. Und lediglich einmal, 1722, in St. Andrä vor dem Hagenthale, erfahren wir von einem Liebespaar, das an die dortige Prechel gestellt wurde. Dabei scheint es so, als ob die genannte Bestrafung jeweils beim ersten derartigen Vergehen einer Person angewendet worden wäre. Nur in Königstetten ist 1725 von

¹²⁾ Vgl. dieselbe Stelle mit „Prechl“ bei H. G. Walter, Das Strafinstrument Prechl, a. a. O., S. 232, Anm. 16 b.

¹³⁾ Die Belege von 1722 bis 1766 verdanke ich einer brieflichen Mitteilung Herrn Direktor Otto Biacks, Tulln, vom 27. Juli 1970; sie stammen aus dem Gerichtsprotokoll Königstetten.

der Ausstellung einer rückfälligen Fornikantin die Rede. Offenbar handelt es sich dabei um jene, die 1725 schon einmal in St. Andrä vor dem Hagenthale in die Prechel gestellt worden war. Im Rahmen eines ähnlich qualifizierten Deliktes in Tulln wird berichtet, daß die Prechelstrafe infolge Homosexualität Anwendung fand, wobei im Ratsprotokoll von 1641 die Stadt Tulln Beschwerde gegen den Pfarrvikar führt, der zwei Männer, die sich auf dem Friedhof miteinander der Unzucht ergeben hatten, an die Prechel stellte und sich so in die Stadtgerichtsbarkeit einmischte¹⁴). Gegenüber diesen Verfehlungen haben andersartige Delikte, die nun im folgenden kurz erwähnt werden sollen, in ähnlicher Weise gleichfalls die Prechelstrafe nach sich gezogen; es fällt im übrigen auf, daß dies in einer geringeren Anzahl von Ortschaften der Fall war.

Einem längeren Bericht aus Waidhofen zufolge war so zum Beispiel ein gewisser Abraham Staindorffer, behauster Bürger und Kürschnermeister, nächtlicherweile mit bloßer Wehr volltrunken und schimpfend gegen den Stadtrichter Christoph Seitz vorgegangen; auch seine Frau hatte gleichfalls einige Injurien gesetzt, sich meineidig und ehebrüchig verhalten sowie diebisch an ihrem Ehemann gehandelt. Die Folge war eine Verurteilung ihrerseits, wobei als Alternative die Prechelstrafe ausersehen war, die dann allerdings in eine Geldstrafe umgewandelt wurde. Gotteslästerliche Reden wiederum waren in Hürm und Mank Grund für die Prechelstrafe — allerdings als Alternativstrafe¹⁵) — ähnlich ging man bei diesem Delikt in Michelndorf und Mitterndorf vor, freilich hier sozusagen erst infolge der dritten derartigen Verfehlung, gleichfalls als Alternative, aber zur Kreuzstrafe. Offenbar eine Verleumdung hingegen war der Grund einer sogenannten „an die Prechel-Stellung“ in St. Andrä vor dem Hagenthale 1724, wo ein Mann dem Pfarrer ein Pasquill an die Tür geheftet hatte.

Auf welche Art und Weise mußten nun die Delinquenten die Buße auf sich nehmen? Es waren stets mehrere Komponenten, die die Buße ausmachten. Zunächst einmal spielte schon der Ort der Strafverbüßung, dann die Zeit, zu der sie stattfand, und schließlich ihre Dauer eine Rolle.

Über den Ort der Prechelstrafe, das heißt in den meisten Fällen, wo die Prechel stand, war schon oben die Rede. Spezielleres

¹⁴) Gustav Brachmann, Zur Frage der Prechl. (Burgenländische Heimatblätter, 17. Jg., Eisenstadt 1955, S. 33.) H. G. Walter, Die Schandstrafinstrumente Pranger und Prechel in Bruck/Leitha. (Heimatkundliche Nachrichten. Beilage zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Bruck/Leitha, 85 Jg., Nr. 7, 5. Sept. 1967, S. 6.)

¹⁵) Ebd.

über den Strafablauf freilich ist uns selten etwas überliefert, so etwa, wenn es heißt, die Delinquentin wurde „a n“ die Prechel gestellt, eine Formulierung, der wir dreimal in St. Andrä vor dem Hagenthale, davon zweimal 1722, und einmal 1724, sowie zweimal in Tulbing, 1722 und 1736, begegnen, was wohl heißen sollte, daß sich die Delinquentin neben der Prechel aufzustellen hatte, wobei die Wendung „n e b e n“ der Prechel, wie in Muckendorf 1722 dies wohl schon deutlicher ausdrückt. So heißt es auch 1722 in Königstetten: eine „Formikantin“ wird in die Fiedel n e b e n der Prechel gestellt, was wohl sehr klar auf die Prechel als Schandort und speziellen Ort der Bestrafung mit der Fiedel hinweist, womit darüber hinaus auch der Beleg erbracht wird, daß Fiedel und Prechel nicht dieselben Schandgeräte sein können und die verschiedenen Namen nicht für dasselbe Gerät verwendet wurden. „B e i“ der Prechel wird wohl dasselbe heißen. Diesbezügliche Belege sind uns aus Chorherrn 1763, Königstetten 1748, St. Andrä vor dem Hagenthale 1766, Tulbing 1766 und Wördern 1758, geläufig. Hingegen sagt offensichtlich die Wendung „i n“ die Prechel aus, daß es sich dabei wohl um ein Einspannen in die Prechel selbst handelte, so in Katzelsdorf 1751, Königstetten zweimal 1725 und einmal 1751, St. Andrä vor dem Hagenthale 1725 und 1757, Tulbing, 1730 und 1751, wobei ganz interessant ist, daß sich hierbei erstmals eine gewisse Differenzierung zeigt, so in Königstetten 1751 und Tulbing 1751, von wo nämlich mitgeteilt wird, daß die Fornikantin mit einer Hand eine Stunde lang in die Prechel gestellt worden sei, während 1757 aus St. Andrä vor dem Hagenthale bekannt wurde, daß die Fornikantin eine Stunde lang in der Prechel verharren mußte. Noch differenzierter hingegen erscheint ein Beleg aus Katzelsdorf 1751, wo eine Fornikantin eine Stunde lang mit zwei Händen in die Prechel gestellt war, während 1724 aus St. Andrä vor dem Hagenthale berichtet wird, daß jener Mann, der ein Pasquill an die Tür des Pfarrers geheftet hatte, eine Stunde lang — und zwar im Gegensatz zu dieser Gruppe — a n die dortige Prechel gestellt wurde. Lediglich in Hürm und Mank heißt es wiederum, daß Fluchende als Alternative einen halben Tag bei der Kirchentüre i n der Prechel stehen mußten.

Während wir nun über die Dauer der einzelnen Prechelstrafen besser unterrichtet sind, ist seltener bekannt geworden, zu welcher Zeit nun eine solche Strafverbüßung stattfand. So etwa war dem streitsüchtigen Ehepaar Staindorffer zur Strafe und Sühne seiner verschiedenen Delikte angedroht worden, daß sie entweder an drei Sonntagen nacheinander vor dem Hochaltar in der Pfarrkirche mit einer brennenden Kerze in der Hand kniend verweilen oder ihre

Buße drei Sonntage in der Prechel, also öffentliche Buße, verrichten mußten.

Auffallend ist dann die Vielzahl der mit der Prechelstrafe gekoppelten — bzw. Alternativstrafen, die zumeist in engem Zusammenhang stehen. So mußten in sieben Fällen Fornikationsstrafen dadurch abgebüßt werden, daß die Delinquenten neben der Prechel mit einem Strohkrantz am Kopf standen, und zwar in St. Andrä vor dem Hagenthale und Muckendorf 1722, 1736 in Tulbing, 1748 in Königstetten, 1758 in Wördern, 1663 in Chorherrn und 1766 noch einmal in Tulbing. Gekoppelt mit einer zeitlichen Strafe von einer Stunde ist auch der Fall jenes Mannes, der ein Pasquill an die Türe des Pfarrers geheftet hatte. Er wurde nun seinerseits mit einem, vielleicht seinem eigenen Pasquill sogar, das man zu diesem Zweck an seine Brust geheftet hatte, an der Prechel ausgestellt. So hatte 1594 der Marktgerichtsdienner Urban Berner in Gresten außer vier Wochen Arrest bei Wasser und Brot die Prechelstrafe durchzumachen, wonach er praktisch gezwungen wurde, seine Lebensgefährtin zu ehelichen. Außerdem besagt der Bericht, wenn er damit nicht einverstanden gewesen wäre, war ihm als Alternative angedroht worden, zwei Feiertage nacheinander am Kreuz mit anhängendem Stein zu stehen und des Landgerichts verwiesen zu werden. In Hürm und Mank wiederum mußten Fluchende, offenbar Gotteslästerer, dem Gotteshaus zu St. Pölten ein Pfund Wachs abführen, oder, falls dies aus finanziellen Gründen nicht möglich war, in der Prechel stehen — also diese Alternativstrafe auf sich nehmen —, wobei weiters die Androhung einer gekoppelten Strafe erfolgte: wer sich gegen die Ausführung dieser Schandstrafe sträubte, hatte je nach dem Grad seines Widerstandes überdies noch ein gemeines oder großes Wandl verwirkt¹⁶⁾. Als Strafverschärfung (nach dreimaligem Vergehen) galt jedoch die Prechelstrafe in Michelndorf und Mitterndorf, wo sie mit dem Verweis aus der Herrschaft gekoppelt, zugleich aber eine Alternativstrafe zur Kreuzstrafe ist, obgleich meines Erachtens hier nicht eindeutig entschieden scheint, ob der Delinquent an das Kreuz oder nicht doch an die Prechel zu spannen war. Auch im vorhin erwähnten Waidhofener Beleg ist schließlich von einer Alternativstrafe die Rede, in dem den Delinquenten freigestellt blieb, ob sie eine Schandstrafe ohne Prechel, dafür aber mit brennender Kerze in der Kirche oder die Bestrafung mit Prechel am Friedhof vorziehen. In

¹⁶⁾ Gustav Brachmann, Zur Frage der Prechel, a. a. O., S. 32; Kristl Leitch, Obrigkeitliche Maßnahmen zur Hebung der Sitten in den Ländern unter und ober der Enns während der frühen Neuzeit. Diss., Wien 1968, S. 252.

diesem bislang einzigen Fall jedoch konnte die Strafe durch eine Geldzahlung beglichen werden.

Wie wir sehen, bestand im Viertel ober dem Wienerwald offensichtlich die Vorliebe die Prechelstrafe zu koppeln und sie dann mitunter mit Alternativen auszustatten, wodurch die Erscheinung dieser Schandstrafe nicht gerade deutlicher, uns aber dadurch ein buntes Bild dieser Rechtsverhältnisse vermittelt wird.

Zur religiösen Volkskunde des südlichen Stadtrandes von Wien

Die Bildstöcke, Kreuze und Wegsäulen von Ober- und Unterlaa sowie Rothneusiedl

Von Emil Schneeweis

(Mit 18 Abbildungen im Text)

Was die Großstadtvolkskunde innerhalb der Gesamtdisziplin ist, das ist die Volkskunde des Stadtrandes, der Randgemeinden einer Großstadt, innerhalb der Großstadtvolkskunde.

Mit dieser Feststellung soll nicht nur eine Definition hinsichtlich des Aufgabenbereiches oder eine Standortbestimmung versucht werden, sondern auch ein neuerlicher Hinweis auf die eigenartige Situation der Großstadtvolkskunde erfolgen, mit der sich unter anderem Klaus Beitzl in seiner Arbeit über „Ober-Laa, eine dörfliche Stadtrandgemeinde von Wien“ auseinandersetzt¹⁾; da der vorliegende Aufsatz als Fortsetzung und Ergänzung dieses Artikels geplant ist, darf bezüglich der Literatur zum Teil dorthin verwiesen werden.

Wodurch ist also diese eigenartige Situation begründet, dieses nur zögernde Fortschreiten eines Arbeits- und Forschungsgebietes, dem man höchste Aktualität gerade *hic et nunc* doch wohl kaum absprechen kann?

Urbanisierungsprobleme hängen ja geradezu in der Luft, wenn sie auch zumeist unter dem Aspekt von momentan en vogue befindlichen Methodologien angegangen werden. So schreibt etwa György Sebestyén unter dem Titel „Das große Vakuum“: „So begegnen sich die halb zerstörte dörfliche Hierarchie und die an sich selbst zweifelnde Urbs auf halbem Wege. Durch die Urbanisierung des Provinziellen und durch die gleichzeitige Verprovinzialisierung des Urbanen entsteht, vorübergehend, auf beiden Seiten ein Verlust

Sämtliche Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

¹⁾ Klaus Beitzl, Ober-Laa, eine dörfliche Stadtrandgemeinde von Wien. Versuch einer volkskundlichen Bestandsaufnahme. (ÖZV N. S. Bd. XXIV, Gesamtserie Bd. 73, Wien 1970.)

an Substanz. Dieses Vakuum jedoch ist zugleich eine natürliche Provokation, eine Art Tabula rasa, eine Möglichkeit für das Heranreifen neuer Normen, neuer Illusionen und neuer Mythen. Die gegenwärtige Überforderung des Urbanen ist zugleich eine Herausforderung zur Arbeit an einer neuen Utopie²⁾“.

Dieses Zitat enthält, wie mir scheinen will, eine ganze Reihe von statements, die nach entsprechender Um- und Übersetzung in volkskundliche Terminologie zur Behandlung unseres Problems herangezogen werden könnten. Unter Einbeziehung und Abwandlung der einleitenden Sätze dieses Referates könnte man nun sagen: Die Siedlungsräume des Großstadtrandes sind im Kleinen das, was die Kontaktzonen zwischen Kulturkreisen, Sprachräumen und ethnischen Einheiten sind: Schauplätze einer oft schmerzlichen Konfrontation, die sich als evolutiver Vorgang in Form von Begegnung und Ablöse äußert.

Damit gewinnen wir aber bereits einen ersten Hinweis auf Art und Umfang der Schwierigkeiten, denen sich die Großstadtvolkskunde samt der Randgebieteforschung gegenüber sieht:

Es sind dies zunächst jene Probleme methodologischer Art, mit denen es jeder zu tun hat, der mit der Registrierung und Analyse zeitgenössischer Erscheinungen befaßt ist; jene Probleme, die unter dem Dachbegriff der Gegenwartsvolkskunde bereits als eigenes „Paket“ in die Thematik unserer Disziplin eingegangen sind. Die für den Forscher damit verknüpften Komplikationen möchte ich mit einem Vergleich aus der Naturwissenschaft erhellen: Der mit der Erhebung und Deutung vor seinen eigenen Augen sich abspielender Vorgänge beschäftigte Wissenschaftler ist etwa in der Lage eines Paläontologen, der zusehen muß, wie sich aus einem Saurier ein Urvogel entwickelt; er wird weder wissen, wie er das neue Etwas für seine Sammlung einfangen, noch wie und wo er es zu klassifizieren hat.

Eine weitere, subjektive, Kalamität erwächst dem mediis in rebus stehenden volkskundlichen Beobachter auch dadurch, daß es ihm schwerfallen muß, angesichts der oft in seinem eigenen Lebensraum abrollenden Geschehnisse die von ihm als Wissenschaftler geforderte Zurückhaltung zu üben — auch dies eine Parallele zu anderen, oben genannten Kontakt-, Grenz- und Verzahnungsgebieten.

Eine ganze Reihe von an Art und Gewicht verschiedenen Problemen erhebt sich aber dort, wo es um religiös-volkskundliche Fragestellungen geht; gehört doch eine gesteigerte Anfälligkeit für

²⁾ György Sebestyén, Das große Vakuum. (Die Furche, Nr. 49/5, Wien, Dezember 1970.)

emotionale Reaktionen zum typischen Bestand sowohl des Glaubenslebens als auch von Grenzlandschaften großen und kleinen Maßstabs. Eine zusätzliche Garnierung mit potentiellen Sprengstoffen ergibt sich durch das Hereinspielen sozialer Probleme in derartigen Gegenden etwa nach der Formulierung von Joachim Matthes: „Dieser eigengesetzlich ablaufende, ökonomisch-gesellschaftliche Prozeß der Industrialisierung und Verstädterung . . . hat tiefgreifende soziale Folgen; so zerstört er etwa die überlieferte Einheit von sozialer Wohn- und Arbeitswelt, läßt die Funktionen sozialer Primärgruppen wie Familie und Nachbarschaft schrumpfen und verkümmern und beraubt damit auch die herkömmlicherweise auf die sozialen Primärgruppen bezogene Kirche weithin ihrer Wirkungsmöglichkeiten³⁾.“

Daß außerdem die „institutionelle Religiosität und Kirchlichkeit“⁴⁾ durch die Bejahung der angeblich so heilsamen Unruhe und Unsicherheit das Ihre zu diesen Prozessen beiträgt, ist in Betracht des „hohen Maßes an Mobilität“⁵⁾, das ohnehin bereits zu den Kennzeichen der Randgemeindenbevölkerung gehört, fast schon überflüssig und sei nur am Rande erwähnt.

Denn durch das Überhandnehmen der zwischenmenschlichen Beziehungen in der Horizontalen⁶⁾ gerät das Individuum zwangsläufig in den Bereich nicht nur differenter, sondern auch divergierender Tendenzen, die sich nicht nur in Form einer Urbanisierung mit allen Konsequenzen niederschlagen müssen, sondern ebenso sehr Auswirkungen in der religiösen und damit der religiös-volksculturellen Sphäre zeitigen.

Der vielberufene Pluralismus unserer Tage kann sich ja auch darin äußern, daß ein Mensch aus den in Frage stehenden Gebieten einer ganzen Reihe von Ordnungen zugehört, die sich zwar territorial, aber nicht wesensmäßig decken. Wenn also zum Beispiel in Oberlaa das Erntedankfest in durchaus angemessener Weise als das begangen wird, was es ist und wie es auch im „Lexikon für Theologie und Kirche“ noch immer beschrieben wird⁷⁾, nämlich als Agrarfest, kann man andernorts in der gleichen Diözese, aber beileibe nicht im gleichen Lebensraum die Formulierung von der

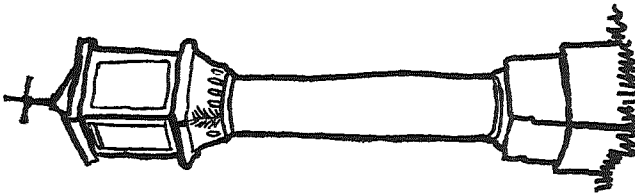
³⁾ Joachim Matthes, Religion und Gesellschaft. Einführung in die Religionssoziologie I. RDE 1967, p. 81.

⁴⁾ Matthes, l.c.

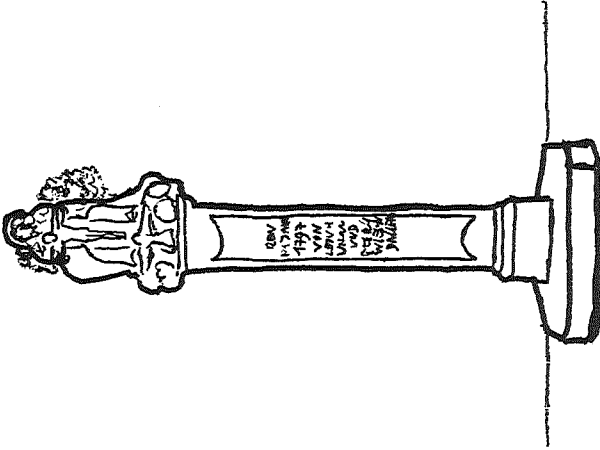
⁵⁾ Matthes, l.c.

⁶⁾ Hermann Bausinger, Volkskultur in der technischen Welt, Stuttgart 1961, p. 94.

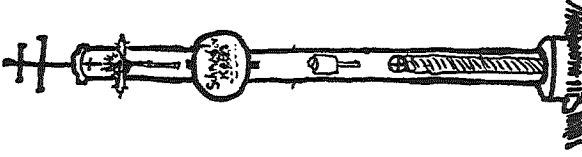
⁷⁾ Lexikon für Theologie und Kirche (im folgenden „LThK“), begründet von Dr. Michael Buchberger: Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Hrsg. von Josef Höfer und Karl Rahner. Herder Freiburg 1957 ff. — Band III, „Erntedankfest“.



1. Säule von 1548
in der Laaerbergstraße



2. Beschornerkreuz von 1679
an der Favoritenstraße



3. Schmerbernkreuz

„Frucht der Arbeit“ in Form von Gehalt oder Lohn hören — dort also ist das Lohnsackerl bereits an die Stelle der Erntekrone getreten.

Ähnliches gilt von der Gestaltung der kirchlichen Umgänge, eines Problemkreises, dessen Schwierigkeit keineswegs verkannt oder verschwiegen werden soll. Aber doch gibt es zu denken, wenn im gleichen Berichtsraum Prozessionen einerseits als Flurumgänge auftreten und andererseits die Kirche sich damit in Innenräume zurückzieht — was in mehr als einer Hinsicht fragwürdig erscheinen muß.

Von den hier angeschnittenen Gefahren und Schwierigkeiten ist glücklicherweise das im zweiten Teil dieses Referates behandelte Thema nicht so unmittelbar betroffen. Besitzt doch gerade der hier zur Debatte stehende Teil des 10. Wiener Gemeindebezirkes noch eine ganze Reihe von Denkmälern der Volksfrömmigkeit, die als integrierender Bestandteil des Bezugsraumes einer fachlichen Betrachtung unterzogen werden sollen.

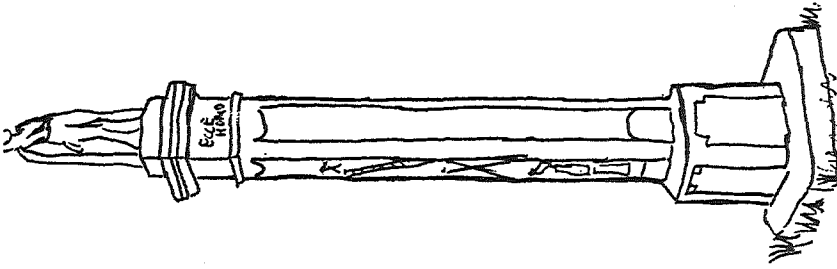
Die erste Voraussetzung hierfür war die systematische Erfassung der Objekte durch Begehung und photographische Aufnahme. Für dieses Vorhaben erhielt ich über Anregung von Leopold Schmidt einen Forschungsauftrag der Wiener Magistratsabteilung 7, deren Referent für Stadtbild- und Denkmalpflege, Dr. Gerhard Kapner, das Vorhaben tatkräftig unterstützte, wofür ich auch persönlich aufrichtig danken möchte. Die Ergebnisse meiner im ganzen Wiener Gemeindegebiet durchgeführten Arbeit wurden zunächst in Katalogform im Rahmen einer Publikation des genannten Referenten der MA 7 veröffentlicht⁸⁾.

Eine wesentliche Bereicherung erfuhr meine Arbeit für den in ihrem Titel genannten Raum des 10. Wiener Gemeindebezirkes durch die Anteilnahme und Unterstützung von Frau Direktor Hertha Fischer sowie Oberlehrer Karl Wanderer in Oberlaa, die bereits anlässlich der von Klaus Beitzl a. a. O. gewürdigten Ausstellung ihr Interesse und ihre Einsatzbereitschaft dokumentiert hatten; auch ich habe ihnen für die liebenswürdige Zurverfügungstellung von einschlägigen Unterlagen zu danken.

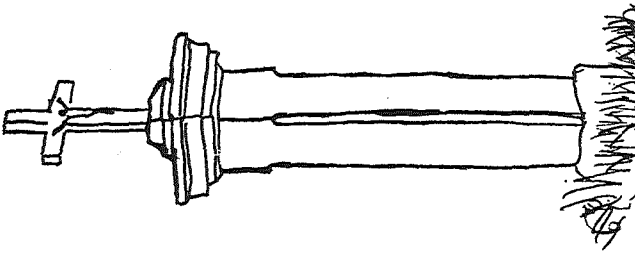
Nicht von ungefähr fiel nun das Wort von der „fachlichen Betrachtung“. Habe ich doch schon in meiner Dissertation⁹⁾ darauf hingewiesen, daß gerade in der Bildstockforschung nichts hinderlicher ist als das Klebenbleiben an einem Teilaspekt der nun

⁸⁾ Gerhard Kapner, Freiplastik in Wien. (= Wiener Schriften, Heft 31.) Jugend und Volk, Wien-München 1970.

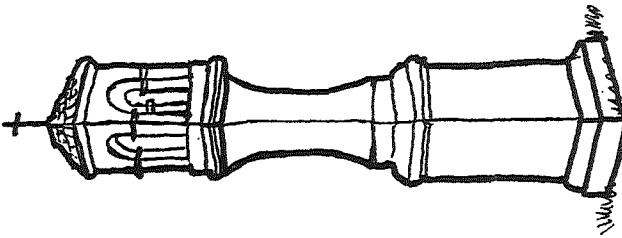
⁹⁾ Emil Schneeweis, Bildstöcke in Niederösterreich als Objekte religiös-volkskundlicher Gedankengänge. Phil. Diss. Universität Wien 1967. Maschinschrift mit zahlr. Abb.



10. Ecce-homo-Pfeiler
an der Scheunenstraße



9. Steinpfeiler mit
Steinkreuz



8. Nischenpfeiler
an der Friedhofstraße

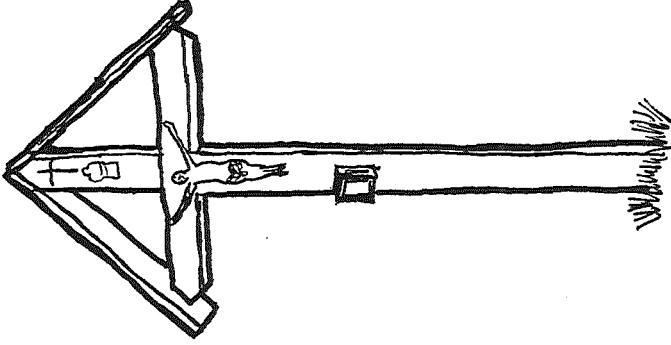
einmal komplexen Materie, mag diese Blickbeschränkung begründet sein in mangelnder volkskundlicher Ausbildung oder in Überbetonung einer subjektiven Vorliebe für an sich verdienstvolle Teil- oder Hilfswissenschaften, die erst im Rahmen einer ganzheitlichen Betrachtungsweise ernsthaft zum Tragen kommen können.

So müssen denn außer den schon selbstverständlichen Voraussetzungen in Form lokalgeschichtlicher Kenntnisse und Erkenntnisse samt ihren einschlägigen Teilgebieten herangezogen werden: Raum- und Siedlungsforschung unter Berücksichtigung der Verkehrsverhältnisse, Kriterien der Erzählforschung zwecks Sichtung und eventueller Abhebung von Motiven und Elementen derselben, die sich mit großer Vorliebe und Beharrlichkeit an derlei Denkmäler der Volksfrömmigkeit heften, und vor allem natürlich die religiöse Volkskunde mit all ihren Hilfsdisziplinen, wie Wallfahrtsvolkskunde, Patrozinienforschung, religiöse Ikonographie, Kunstgeschichte und Religionswissenschaft — ohne daß mit dieser ungeordneten Aufzählung eine Vollständigkeit erreicht werden könnte.

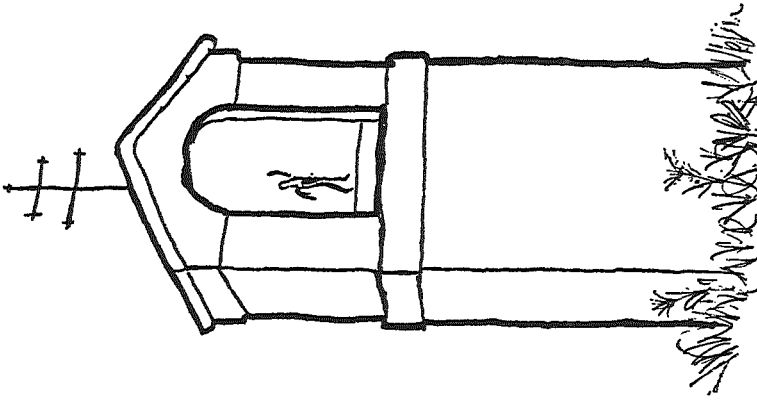
Gilt es doch auch bei der vorliegenden Thematik, getreu wissenschaftlicher Methodik über dem Besonderen das Allgemeine zu sehen, das heißt, die dem einzelnen Objekt oft innewohnende über den konkreten Anlaß weit hinausgehende Bedeutung zu erfassen und dieses solchermaßen in Zusammenhänge zu stellen, die dem unkundigen oder flüchtigen Beobachter zwangsläufig entgehen müssen. Zu diesem Behufe hat sich, nach einem Wort von Leopold Schmidt, die Sammlung der Forschung zu subordinieren.

Schon bei einer ersten Sichtung der im zu beschreibenden Areal vorhandenen Bildstöcke, Wegsäulen und Kreuze ergibt sich aus der verschiedenen Siedlungs- und demnach Verbauungssituation eine Trennung in zwei Gruppen: Da das Gemeindegebiet von Oberlaa einstmals bis in die Gegend der heutigen Südbahntrasse reichte, hat die seinerzeit rasch erfolgte fast lückenlose Verbauung des nunmehrigen Arbeiterbezirkes Favoriten bis zur Höhe des Wiener- und Laaerberges die hier vorhanden gewesenen kleinen sakralen Bauwerke entweder schlechthin vernichtet, wie etwa die Kreuzwegstationen, deren letzte in Unterlaa erhalten blieb und dort besprochen werden soll, oder doch so in das oft zitierte Häusermeer einbezogen und eingeschlossen, daß ihre ursprüngliche Situation und Funktion nur noch schwer zu erkennen und zu beschreiben ist. Diese bilden die erste, im volkskundlichen Sinn fast nur noch als „survivals“ einzuordnende Gruppe.

Dieser gegenüber steht im Bezugsraum glücklicherweise eine ganze Reihe von Monumenten, die dank mehr oder weniger weitgehender Erhaltung des dörflichen Ortsbildes, denkmalpflegeri-



11. Rotes Kreuz an Feldkreuzweg



12. Sebastianskreuz

scher Maßnahmen oder sonstiger glücklicher Umstände ihren ursprünglichen Aufstellungsort und damit einen guten Teil ihrer Funktion innerhalb unserer „typisch donauösterreichischen Sakral-landschaft“¹⁰⁾ beibehalten durften; hierher wären auch jene Denkmäler zu zählen, die zwar infolge von Straßenumlegungen, Veränderungen des Ortsbildes überhaupt oder unsachgemäße Renovierungsmaßnahmen Beeinträchtigungen ihres Erscheinungsbildes im weitesten Sinn erlitten haben, ohne jedoch als Totalverlust dem „Fortschritt“ in einer seiner geläufigen Varianten zum Opfer geworden zu sein. Für ihre Beurteilung und Einordnung gilt ähnlich wie in der Ortsnamenkunde der Grundsatz: Zurückgreifen auf den ältesten feststellbaren Bestand.

Dieser ist relativ leicht zu erheben bei der mit 1548 bezeichneten Säule in der Laaerbergstraße (Abb. 1)¹¹⁾, die ehemals die Burgfriedensgrenze von Leopoldsdorf markierte und jetzt in der eigenartigen Schrebergarten- und Industrielandschaft des nördlichen Laaerbergabhanges ein dank der Munifizenz der Familie Starhemberg gesichertes und wohlrestauriertes Dasein fristet.

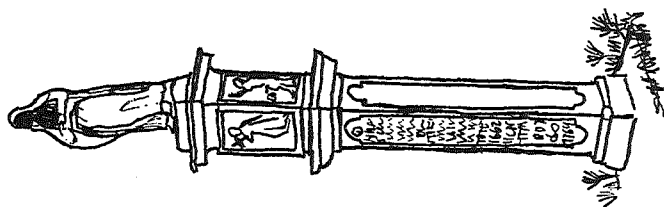
Obwohl also Anlaß und Zeit der Errichtung sowie Funktion dieses Males gut belegt sind, hat sich auf Grund des hiesigen Flurnamens „Magere Henne“ nach Art einer aitiologischen Sage das hierzuland nicht eben seltene Türkenmotiv daran geknüpft; danach sei während der Belagerung von Wien dem Anführer der dort lagernden Türkenschar das ihm servierte Huhn vom Teller geschossen worden. Der Riedname selber dürfte doch eher auf die Qualität der dortigen Böden zurückgehen, welche zwar zum Aufblühen der dortselbst etablierten Ziegelindustrie beigetragen hat, für agrarische Hochleistungen jedoch weniger befähigt.

An einer der Hauptverkehrslinien des 10. Bezirkes, der Favoritenstraße, erhebt sich ein Sandsteinpfeiler mit bekrönender Gnadenstuhlplastik (Abb. 2), welcher sowohl durch die erwähnte ikonographische Ausstattung als auch durch die inschriftmäßig gesicherte Errichtung im Pestjahr 1679 der Kategorie der Pestsäulen zuzuweisen ist¹²⁾. Nach den gleichfalls in der Inschrift genannten Stiftern, dem Ehepaar Laurenz und Walpurga Beschorner, hat das Denkmal den Namen Beschornerkreuz; es wird übrigens immer wieder mit Blumen geschmückt und wurde durch eine Bewohnerin

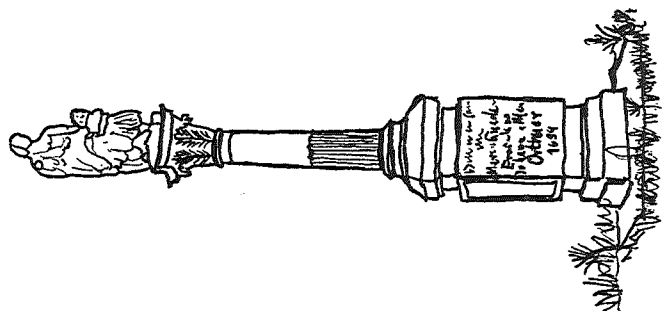
¹⁰⁾ Karl G u t k a s, Österreich zur Zeit Jakob Prandtauers. In: Jakob Prandtauer und sein Kunstkreis. Ausstellung zum 300. Geburtstag des großen österreichischen Baumeisters. 2. Aufl., Stift Melk 1960, S. 15.

¹¹⁾ Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs (im folgenden „Dehio“), Band Wien, 3., neubearbeitete Auflage. Wien-München 1954, S. 150.

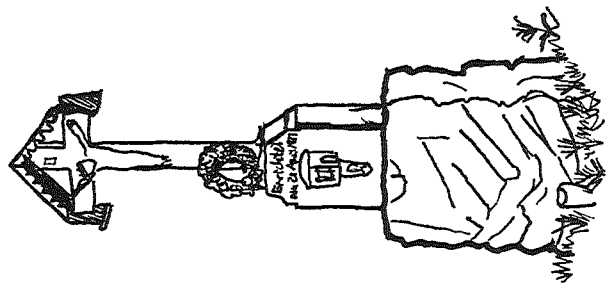
¹²⁾ Dehio, I. c.



15. Immaculata-Pfeiler



16. Schutzengel-Kreuz



17. Marterl bei Rothneusiedl

von Oberlaa, Frau Franziska Berger, dankenswerterweise wieder instandgesetzt, als der Zahn der Zeit zu nachdrücklich daran genagt hatte.

Wie bei entsprechendem Vorhandensein von Votiv-Kapellen und -kreuzen zu erwarten ist, geben auch deren Vertreter im Bereich von Oberlaa wertvolle Aufschlüsse durch die zur Errichtung führenden Anlässe, soweit diese noch zu erheben waren.

Das nach einem Flurnamen benannte, in der Nähe der ehemaligen „Filmstadt“ errichtete Schmerbernkreuz (Abb. 3) besteht aus einem einfachen vierkantigen Holzpfahl auf Betonsockel; er trägt an der Vorderseite einfache Eisenbeschläge mit einem Radkreuz, einen Behälter für Blumen sowie eine ovale Blechtafel mit dem Namen des Stifters, der Bezeichnung „Schmerber-Kreuz“ und dem Vermerk „Für glückliche Rettung“. Darüber ist ein bronziertes Metall-Kreuzifix unter geschwungenem Blechdach angebracht. Als Bekrönung fungiert ein zweiarmliges Metallkreuz mit leicht verbreiterten Enden.

Näher bekannt sind hingegen die Anlässe zur Errichtung der nächsten zwei besprochenen Denkmäler:

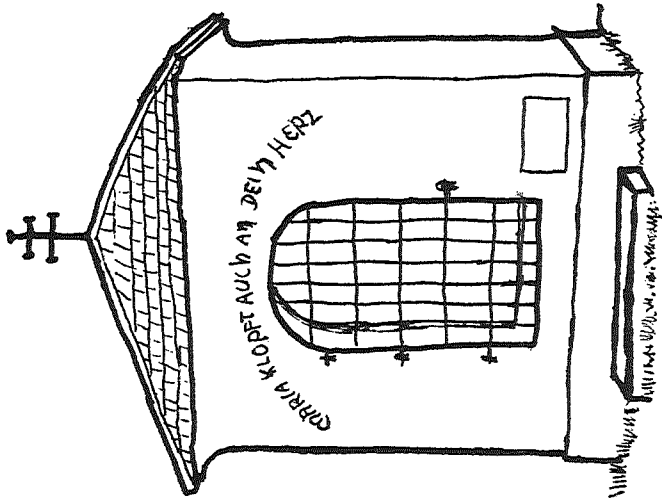
An einem Scheideweg auf der Höhe des Laaerberges steht, gut sichtbar, die nach ihrem Stifter benannte Gradner- oder Gradinger-Kapelle, eigentlich ein großer Breitpfeiler, die im Jahre 1828 oder 1835 von Johann Gradinger als Dank für glückliche Errettung vor seinen scheugewordenen und durchgegangenen Pferden erbaut wurde (Abb. 4)¹³⁾.

Das auf Abb. 5 vorgestellte Göppel-Kreuz in Form eines großen Breitpfeilers mit vergitterter Nische und Doppelbalkenkreuz ist ein guter Repräsentant jener Denkmäler, die zwar nicht zerstört, aber doch versetzt und auch sonst „umfunktioniert“ worden sind: Es wurde laut erhaltener Inschrifttafel im Jahre 1693 errichtet¹⁴⁾, und zwar vom Müllermeister J. Göppel, der bei einem Gewitter glücklich davonkam, wogegen sein Knecht, die Pferde und der mit Stroh beladene Wagen Opfer des Blitzschlages wurden.

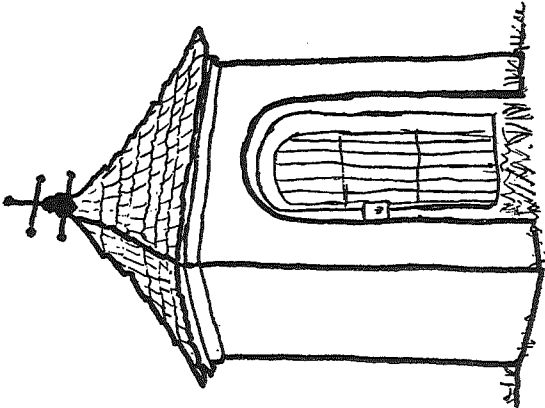
Im Jahre 1932 wurde der Breitpfeiler von seinem ursprünglichen Standort in der Laaerstraße entfernt und auf seinem jetzigen Platz neu erbaut. Wie sowohl die neue Innenausstattung als auch die Schriftumrahmung der Nische zeigt („Maria klopft auch an dein Herz“), können wir auch hier die so oft zu registrierende „marianische Übersichtung“ älterer Kultformen konstatieren, auf welche ich unter anderem in meiner Dissertation hingewiesen habe und die als Ablösungs- und Übersichtungsphänomen innerhalb

¹³⁾ Dehio, l. c.

¹⁴⁾ Dehio, p. 149.



5. Göppel-Kreuz



7. Pieta-Breitpfeiler

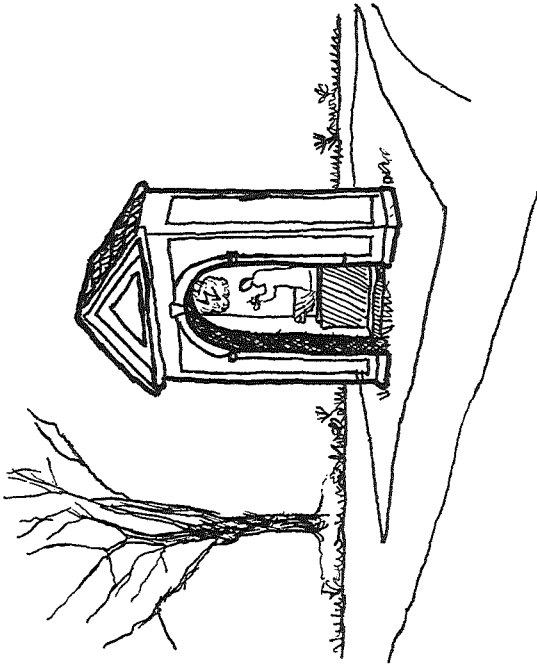
der sich weiterentwickelnden und umbildenden Volksfrömmigkeit unsere Aufmerksamkeit verdient. Jedenfalls aber weisen die beiden zuletzt genannten Breitpfeiler durch die zu ihrer Erbauung veranlassenden Motive auf das ehemals rein landwirtschaftlich bestimmte Bild des geschilderten Raumes hin und vermögen so auf ihre Art zur Vervollständigung volkskundlicher Erhebungen beizutragen.

Wenden wir uns nunmehr dem Orts- und Siedlungsbild von Oberlaa als solchem zu. Oberlaa, ein Straßendorf mit angerantiger Verbauung, welches aus einem Zeilendorf hervorgegangen ist¹⁵⁾, bietet durch die „klassische“ Anordnung seiner Verkehrswege ideale Voraussetzungen für die Aufstellung und Errichtung von kleinen sakralen Bauwerken (Abb. 6). Die im wesentlichen zum Liesingbach parallel verlaufenden Züge der Oberlaaer Straße (Hauptverkehrsader) und die von dieser ausgehende und wieder in sie rückmündende „Hintere Zeile“ der Grundäcker- und Friedhofstraße werden annähernd in ihrer Mitte vom Querweg der Leopoldsdorfer und der Laaerbergstraße gekreuzt; wird die schon jenseits der Liesing verlaufende, ebenfalls als „Hintere Zeile“ anzusprechende Scheunenstraße einbezogen, ergibt sich bei Vorhandensein von Breitpfeilern, Kreuzen oder Bildstöcken an den Kreuzungspunkten bzw. an Ortsanfang und -ende eindeutig das Bild eines „gefeiten Dorfes“¹⁶⁾; das heißt, daß gemäß den Vorstellungen des Volksglaubens die als kleiner Kosmos im Chaos der Umwelt liegende Siedlung an ihren neuralgischen Stellen offen liegt für schädigende Einflüsse und Mächte, gegen welche es sich durch Absicherung vermittels heiliger Bilder und Zeichen bzw. derer Träger zu feien gilt.

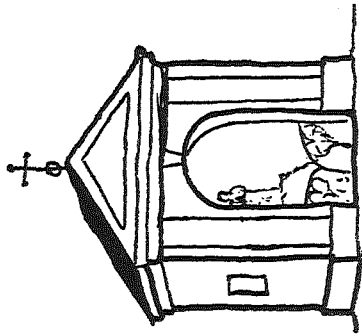
Bei einer Wanderung um Oberlaa unter diesem besonderen Aspekt entdecken wir also zunächst im Osten an der Anzweigung der „Hinteren Zeile“ (Friedhofstraße) einen Breitpfeiler mit fast quadratischem Grundriß, großer vergitterter Nische, schindeldgedecktem Dach und Doppelbalkenkreuz, das am Kreuzungspunkt des unteren Querbalkens ein Herz mit angedeuteten Flammen aufweist (Abb. 7, Zustand vor der Renovierung!); in der Nische befindet sich eine polychromierte Vesperbildplastik. Anlässlich der mit einer kleinen Ortsveränderung verbundenen Renovierung erfolgte auch eine Neugestaltung bzw. Vereinfachung der Nischenöffnung und Ersatz des desolaten Schindeldaches durch ein solches aus Blech.

¹⁵⁾ Dehio, p. 150.

¹⁶⁾ H. Heimberger, Das gefeite Dorf. (Mainfränkisches Jahrbuch 1952, 163 ff.) zit. in: Josef Dünninger, Karl Treutwein, Bildstöcke in Franken. Jan Thorbecke Verl., Konstanz 1960.



14. Kreuzweg-Kapelle



4. Gradingen-Kapelle

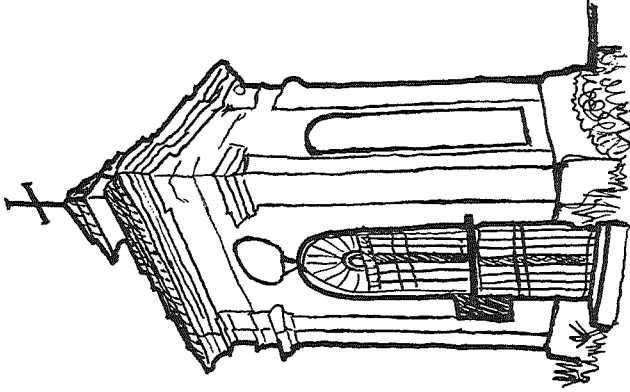
An der Kreuzung der „Hinteren Zeile“ (Friedhofstraße) mit dem Querweg der Laaerbergstraße steht ein vierseitiger Steinpfeiler mit nach drei Seiten offener Nische im Aufsatz, bekrönt von einem einarmigen Metallkreuz (Abb. 8); die Nische birgt die schon recht verwaschene Darstellung von Christus auf dem Ölberg als Blechmalerei, ein Motiv, das uns in Unterlaa wieder begegnet. Wo die „Hintere Zeile“, diesmal als Grundäckerstraße, wieder in die Hauptstraße (Oberlaaer Straße) mündet, also am westlichen Ortsende, sehen wir einen vierseitigen abgefasten Steinpfeiler mit profiliertem Gesimse, der als Bekrönung ein schlichtes Corpus auf einarmigem Steinkreuz trägt (Abb. 9), auf Grund seiner Farbe ein Vertreter der Gattung „Weißes Kreuz“.

Nach den vorliegenden Quellen war es anfänglich ein Urlauberkreuz mit einer Darstellung der Mater dolorosa; mit der Erzählung von seiner Zerstörung in der Franzosenzeit verknüpft sich das Motiv von frevlerischer Beschädigung und nachfolgender Bestrafung des Täters:

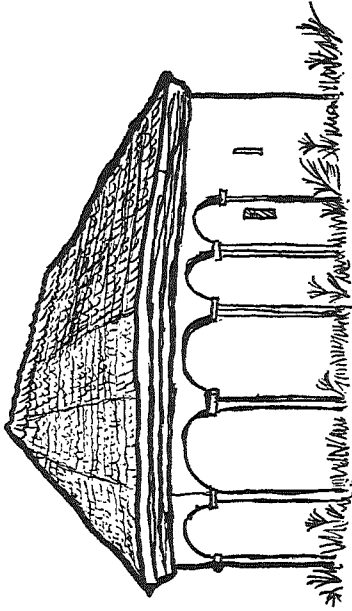
Nachdem das Denkmal zur Franzosenzeit bereits einmal zerstört und wieder hergestellt worden war, geschah es zur Zeit der Bittage, daß angesichts der betenden Prozessionsteilnehmer ein französischer Anführer seinen Säbel zog und auf die steinerne Muttergottes am weißen Kreuz losschlug. Nach der Schlacht von Aspern wurde derselbe Offizier mit abgeschossener rechter Hand nach Oberlaa gebracht, woselbst er trotz Pflege im Pfarrhof verstarb, nicht ohne jedoch seine Tat bereut zu haben (nach Angaben aus der Pfarrchronik von Oberlaa). Auch nach dieser Begebenheit hatte das Weiße Kreuz eine bewegte Geschichte; es wurde im Jahre 1887 mutwillig beschädigt und bald darauf in seiner jetzigen Form wieder aufgestellt.

Die vierte Seite schließlich wird durch eine zwar schon jenseits der Liesing, aber an ganz typischer Stelle postierte Ecce Homo-Säule gedeckt (Ecke Leopoldsdorfer Straße — Scheunen-Straße) (Abb. 10); sie zeigt außer der bekrönenden Ecce Homo-Plastik an den Seiten Darstellungen der Leidenswerkzeuge (Arma Christi) sowie die Inschrift „Ecce homo“. Leider wurde das schöne Denkmal durch unsachgemäße Übermalung stark verunstaltet. Anlässlich der letzten Begehung konnte ich mit Frau Direktor Fischer feststellen, daß es offensichtlich zwecks Restaurierung von seinem Platz entfernt worden ist, was im Interesse seiner Erhaltung seines Wertes sehr wünschenswert wäre.

Der direkte Anlaß zur Errichtung der Ecce Homo-Säule war ein trauriger: Eine von der Frühmesse kommende Frau wurde dort ermordet und zur Erinnerung daran erbaute ihr Mann Simon Knabl das Monument.



18. Fieberkreuz bei Rothneusiedl



13. Heilig-Grab-Kapelle von Unterlaa

Aber auch außerhalb des durch die zuletzt beschriebenen vier Objekte nach Art eines „Gefeiten Dorfes“ umschlossenen Areals weist Oberlaa noch mehrere Denkmäler der Volksfrömmigkeit auf, die sich harmonisch in den Gesamtbestand einfügen:

An einem etwas eingeschnittenen Kreuzungspunkt mehrerer Feldwege nordostwärts des Ortes steht eines der so häufigen Roten Kreuze (Abb. 11) aus Holz mit einfachen Metallverzierungen und Corpus sowie einer Lampe aus Blech. Hier sei nur am Rande festgestellt, daß eben diese Roten Kreuze, so vertraut sie uns vom Landschaftsbild her erscheinen, noch eine Menge ungeklärter Fragen aufwerfen.

Der angedeutete hohlwegartige Charakter der hier zusammenlaufenden Verkehrsflächen erlaubt auch Rückschlüsse auf die früheren Verhältnisse bei der Ecce Homo-Säule, da diese ehemals ebenfalls am Beginn eines Hohlweges stand. Unweit des Roten Kreuzes ist, auch jetzt noch im freien Feld befindlich, das Sebastianskreuz schon von weitem zu bemerken (Abb. 12); wie viele solcher weit abseits der Siedlungen lokalisierter Monumente erhebt es sich oberhalb eines Pestgrabes, und zwar aus der schon erwähnten Epidemie des Jahres 1713. In seiner Nische birgt es eine neuere Figur des namengebenden Pestpatrons.

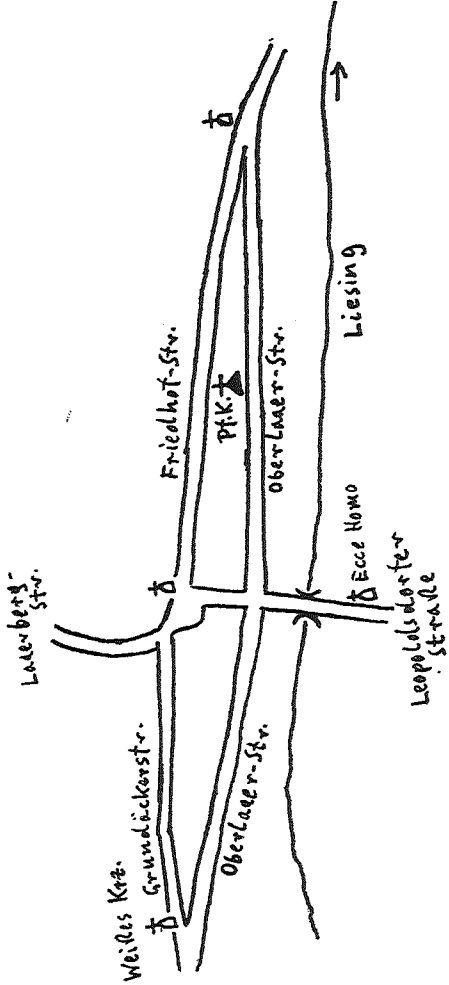
In diesem Zusammenhang sei auch auf die von Klaus Beitzl erwähnte Sebastiansbruderschaft von Oberlaa hingewiesen¹⁷⁾.

Obwohl die in Ober- und Unterlaa zu verzeichnenden Standbilder des heiligen Johannes Nepomuk keine ikonographischen Besonderheiten aufweisen und daher auch nicht im Bild vorgestellt werden, sind sie doch aus anderen Gründen durchaus einer Erörterung wert.

Obleich heutzutage der so unglücklich verbaute Liesingbach den Eindruck eines harmlosen Rinnsals macht („frustriert“ würde man mit einem Modewort sagen), wissen wir doch aus der Ortsgeschichte, daß dem nicht immer so war. Und wenn auch die Laa-Orte nicht schon durch ihren Namen (mhd. lâ = Lache, Sumpf, Sumpfwiese) auf das feuchte Element hinwiesen, würden wir in Anbetracht der örtlichen Verhältnisse unbedingt das Vorhandensein von Darstellungen des beliebten Helfers in Wasserangelegenheiten erwarten.

Die derzeit an der Außenseite der Pfarrkirche von Oberlaa angebrachte Johannes Nepomuk-Statue ist typisch für das Schicksal so mancher Monumente: Errichtet im Jahre 1754, wurde sie an ihrem ursprünglichen Standpunkt auf der damaligen Himberger Landstraße im Jahre 1809 von den Franzosen beschädigt; nach der

¹⁷⁾ Klaus Beitzl, l. c.



6. Ortsskizze von Oberlaa

Renovierung kam sie nach Oberlaa auf den Hauptplatz, von dort an die Vorderfront der Kirche und schließlich auf deren Rückseite. Eine solche Odyssee von Denkmälern der Volksfrömmigkeit ist nicht nur vom Standpunkt der örtlichen Tradition aus bedauerndswert, sie erschwert vielmehr auch deren genaue Erforschung, wenn sie sie nicht völlig unmöglich macht. Geht doch mit einer Ortsveränderung die eine der zwei Koordinaten verloren, vermittels derer die grundlegende Funktionsbestimmung solcher Denkmäler vorzunehmen ist und die schon Friedrich Schiller, wenigleich in anderem Zusammenhang, folgendermaßen formuliert hat:

„Das Erste aber und Hauptsächlichste
Bei allem ird'schen Ding ist Ort und Stunde“¹⁸⁾.

Nun, wenigstens das nächste zu erwähnende Denkmal des heiligen Johannes Nepomuk steht dort, wo es hingehört, nämlich an der Brücke über den Liesingbach in Unterlaa; es stammt ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert¹⁹⁾. Damit ist also im wahrsten Sinn des Wortes der Brückenschlag nach Unterlaa vollzogen, einem aus einer Uferzeile entwickelten Straßendorf mit Haken-, Dreiseit- und Zwerchhöfen²⁰⁾.

Ganz abgesehen davon, daß dieser kleine Ort fast noch mehr als Oberlaa seinen dörflichen Charakter bewahrt hat, bietet er auch sonst des Interessanten genug; der in die Außenwand der Filialkirche eingelassene Römerstein und die in jüngster Zeit durchgeführten Ausgrabungen zeugen für das hohe Alter der Ansiedlung.

In geradezu beispielhafter Weise jedoch ist Unterlaa geprägt von zwei Faktoren, die über die Ortsgeschichte bis in die religiöse Volkskunde und Ikonographie einwirken: Vom Einfluß der Malteserritter (Johanniter) einerseits und von der Sphäre der Wallfahrtsstätte Maria Lanzendorf andererseits.

Die Johanniter waren in Oberlaa seit dem 14. Jahrhundert, in Unterlaa seit dem 13. Jahrhundert begütert²¹⁾; die Filialkirche in Unterlaa ist dem Ordenspatron, Johannes dem Täufer, gewidmet und weist als äußeres Zeichen das achtspitzige Malteserkreuz auf, so etwa an der Turmspitze. Auch in Flurnamen sowie der religiösen Bildwelt scheint dieses Patronat auf, worüber im einzelnen noch zu handeln sein wird.

Über Maria Lanzendorf hier in extenso zu sprechen, ginge über den Rahmen dieses Beitrages hinaus; es wird genügen, an

¹⁸⁾ Friedrich Schiller, Die Piccolomini, 2. Aufzug, 1. Auftritt.

¹⁹⁾ Dehio, Wien, S. 151.

²⁰⁾ Dehio, Wien, ebendort.

²¹⁾ Topographie von Niederösterreich. Herausgegeben vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich, Wien 1903, Bd. 4 bzw. 5 (K und L), p. 602—606.

Hand der vorliegenden Paradigmata auf das genannte Zentrum der Volksfrömmigkeit hinzuweisen — diese Hinweise begegnen uns allerdings auf Schritt und Tritt, was hier im Umkreis einer Wallfahrt wörtlich zu verstehen ist, da ja Wallfahrt wenigstens früher gleichbedeutend war mit Fußreise.

Unmittelbar neben der Filialkirche des heiligen Täufers steht eine Heilig-Grab-Kapelle (Abb. 13), auf welche bis zu ihrer vor kurzem erfolgten Renovierung die Schilderung in der „Topographie von Niederösterreich“ zutraf: „Im Orte befindet sich eine Kapelle des heiligen Grabes (nach dem Muster zu Jerusalem), die aber immer mehr in Verfall gerät und jetzt kaum zugänglich ist“²²⁾.

Auch über die „Heiligen Gräber“, „die ihre Entstehung der Jerusalemsehnsucht der Gläubigen verdanken“²³⁾, können wir uns hier nicht verbreitern; es darf hier auf die zitierte Literatur samt den dort angeführten Vergleichsmöglichkeiten verwiesen werden²⁴⁾. Noch im Ortsbereich, aber bereits in klassischer Ortsrand-Scheideweg-Position (Abzweigung eines Ausfallsweges in Richtung Maria Lanzendorf von der Scheunenstraße) finden wir einen großen Breitpfeiler (Abb. 14) mit Betbank und einem Ölbergbild, das als Besonderheit einen aus den Wolken herabzuckenden Blitz erkennen läßt — wohl ein Hinweis auf die Dramatik und kosmische Bedeutung des Geschehens dieser Nacht.

Auch dieses Denkmal hängt mit der Wallfahrt nach Maria Lanzendorf zusammen: Es ist der Rest eines von der Bürgerlichen Branntweinerinnung in Wien gestifteten Kreuzweges, der ursprünglich im Wiener IV. Gemeindebezirk begann und später aufgelassen wurde.

Unmittelbar an dem eben genannten, durch ein Umspannwerk derzeit allerdings unterbrochenen Verbindungsweg von Unterlaa nach Maria Lanzendorf erhebt sich ein leider unsachgemäß, weil zu stark überstrichener vierseitiger Pfeiler mit bekrönender Imma-

²²⁾ Topographie von N.-Ö., I. c.

²³⁾ Notker E c k m a n n, Kleine Geschichte des Kreuzweges. Regensburg 1968, p. 9.

²⁴⁾ Zur Literatur über das Heilige Grab:

Zunächst LThK, Band V; sodann etwa Heinrich Detzel, Christliche Ikonographie, 1. Band, Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau 1894, p. 477.

Notker E c k m a n n (siehe Anm. 23!).

Aus jüngster Zeit: Friedrich Ebert, Die Kapelle zum Heiligen Grab in Hof. (Frankenland, Zeitschrift für das Frankenvolk und seine Freunde. Würzburg, Heft 9, Sept. 1970.) Dort auch weitere Literaturhinweise. Vergleichsobjekte: Maria Lanzendorf bei Wien, Bisamberg bei Korneuburg, Murau (Steiermark), Leonhardiberg; hierzu siehe Österreichische Kunsttopographie, Bd. XXXV, Die Kunstdenkmäler des Gerichtsbezirkes Murau, Wien 1964, wo auch eine Abbildung gebracht ist.

culata-Figur (Abb. 15); er zeigt die Jahreszahlen 1662 und 1764; die an den Seitenflächen bedauerlicherweise schlecht erkennbaren bildlichen Darstellungen (Reliefs) fügen sich durchaus harmonisch in die von uns oben angeführten Einflusssphären, ebenso wie der Flurname „Johannesberg“: Einigermaßen deutlich anzusprechen ist Johannes der Täufer, wogegen zwei weitere Reliefs zweifelhaft sind (Ölberg, Engel). Etwas besser läßt sich auf dem vierten Relief St. Franciscus von Assisi ausnehmen, womit wiederum das Heiligtum von Maria Lanzendorf hereinspielt^{24a}). Jedenfalls können wir mit den Worten von Leopold Schmidt konstatieren, daß der Patron „jeweils direkt angesprochen wird, nicht zuletzt . . . auf den Bildstöcken an den Banngrenzen und Wallfahrtswegen“²⁵).

Der Vollständigkeit halber sei noch vermerkt, daß zu dieser Sandsteinsäule die alljährlichen Bittdienstagsprozessionen zu ziehen pflegten.

Ebenfalls an einem Arm des in Unterlaa beginnenden, ungefähr nach Süden führenden Weges trägt eines der schönsten Monumente dieser Gegend nicht unwesentlich zur Belebung der Landschaft bei, das Schutzengelkreuz (Abb. 16). Es ist für den Volkskundler in mehrfacher Beziehung interessant.

Auch wenn wir das etwas komplizierte theologische Problem des Schutzengels unberücksichtigt lassen²⁶), dürfen wir doch festhalten, daß diese Beschützer von uns „Wanderern zwischen zwei Welten“ eine starke Beziehung zum Phänomen „Weg“ haben; so heißt es etwa in Exodus 23, 20: „Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, damit er dich auf deinen Wegen behüte und dich an den Ort führe, den ich bestimmt habe“. Raphael, der Engel, welcher im Buche Tobit in dieser Funktion auftritt, hat nicht nur auf die Ikonographie des Schutzengels Einfluß genommen, sondern ist auch ein Reisebegleiter par excellence (Tobit 5, 4 und passim).

So ist es fast selbstverständlich, daß wir auf dem Schutzengelkreuz von Unterlaa die Inschrift sehen: „Dahin gehe fort zu Marias Gnadenort. Errichtet von Johannes und Maria Orthner 1694“; der Schutzengel wird also aufgerufen, den Pilger sicher an sein Ziel zu bringen.

Der rechte Arm der die Säule krönenden Schutzengelfigur fehlt; er hat wohl ehemals sichtbar zum Gnadenort hingewiesen,

^{24a}) Maria Lanzendorf wird von Franziskanern pastoriert.

²⁵) Leopold Schmidt, Kunstwerke aus Kärnten als Zeugnisse mittelalterlicher Volksfrömmigkeit. In: Kärntner Kunst des Mittelalters. 65. Wechelausstellung der Österreichischen Galerie im Oberen Belvedere, 22. 12. 1970 bis 12. 4. 1971, S. 33.

²⁶) LThK, Bd. IX, Sp. 522 ff.

wie es die Worte der Inschrift auf ihre Art tun. Diese arge Läsion wird auf die Weise einer aitiologischen Sage erklärt:

Ein Wülderer schoß vor Jahren dem Engel einen Arm ab; bald darauf wurde er von einem Jäger in flagranti ertappt und bei dem folgenden Kampf durch einen unglücklichen Zufall von seinem eigenen Gewehr getötet. Wir haben also wieder das Motiv der frevlerischen Beschädigung eines heiligen Zeichens samt konsequenter Bestrafung des Übeltäters vor uns.

Der eigentliche Anlaß zur Errichtung der Schutzengelsäule soll der Tod zweier Brüder gewesen sein, die an einem Schmerzensfreitag daselbst erfroren aufgefunden wurden; sie befanden sich auf der Wallfahrt nach Maria Lanzendorf.

Wenden wir uns nun zum Abschluß unserer Arbeit über die religiöse Volkskunde des südlichen Stadtrandes von Wien dem Ort Rothneusiedel zu (die Schreibweisen des Ortsnamens variieren), so müssen wir mit Betrübnis zur Kenntnis nehmen, daß eines der wohl schönsten einschlägigen Denkmäler nicht mehr existiert; es war die Sebastiansäule, welche an die Pest von 1713 gemahnte und in der Zeit von 1914 oder 1916 der Zerstörung anheimfiel. Entsprechend der Lage auch dieses Ortes in unmittelbarer Nachbarschaft des Liesingbaches findet sich eine Steinfigur des hl. Johannes Nepomuk in üblicher Darstellung mit Kruzifix und Märtyrerpalme.

Am südlichen Ortsrand von Rothneusiedel, an der Kreuzung Himberger Straße—Rosiwalgasse, wurde ein Betonkreuz mit Corpus auf steingemauertem Sockel errichtet (Abb. 17); laut seiner Inschrift wurde es „Errichtet 20. 4. 1923“. Es könnte ein echtes Marterl sein, ohne daß aber hierüber etwas zu erfahren war.

In der gemeinhin als eintönig angesehenen Landschaft dieses Stadtrandsektors von Wien ist das nun quasi als Schlußpunkt der Arbeit fungierende Fieberkreuz an einem Feldweg von Rothneusiedel nach Hennersdorf (Abb. 18) ein willkommener Orientierungspunkt, von dem aus sich überraschend schöne und instruktive Ausblicke auf Wien und die Wienerwaldberge bieten.

Die kleine Kapelle selber, die 1709 erbaut und 1884 restauriert wurde, ist ein Vertreter jenes bei uns nicht eben häufigen Typs, an dem der Dreifaltigkeitsgedanke sich auch im Baukörper ausdrückt²⁷⁾; der gesamte Grundriß, bis hinauf zum eigenartig abgetrepten Dach, ist dreieckig gehalten.

Anlaß zur Errichtung des Fieberkreuzes soll die Errettung eines Dechanten aus Laxenburg gewesen sein, der auf nächtlicher Heim-

²⁷⁾ Vgl. Paura, BH Wels (O.-Ö.), Pfarr-(Wallfahrts-)kirche zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit, in: Dehio, O.-Ö.; ebenso kleinere Baudenkmäler, besonders die Dreifaltigkeitssäulen, wogegen der Typ bei Breitpfeilern und Kapellen weit seltener aufscheint.

reise aus Wien in die ehemals hier befindlichen Sümpfe geriet und samt Roß und Wagen zu versinken drohte. Die eben erwähnte Beschaffenheit des Terrains mag zu fieberhaften Erkrankungen unter der Bevölkerung geführt haben oder wenigstens von dieser damit in Zusammenhang gebracht worden sein, womit der Name des Denkmals erklärt wäre. In seinem Inneren befand sich außer einem Stiftungsbild eine holzgeschnitzte Marienstatue, welche derzeit in der Pfarrkirche von Oberlaa aufgestellt ist. Die Anrufung der Gottesmutter gegen Pestilenzen und Miasmen ist ja auch anderswo bekannt.

Damit wären wir also am Ende unseres Randgemeinden-Spazier- und Lehrganges angelangt; mögen die davon angeregten Erwägungen bei manchen interessierten oder mit der Materie befaßten Personen und Institutionen für die Wichtigkeit und volkskundliche Relevanz der geschilderten, in ihrer Art schönen Landschaft am Rande von Wien werben und Verständnis für ihre Erhaltungswürdigkeit wecken.

Und noch eines wollen wir an Hand der obigen Ausführungen auf die Haben-Seite unseres Faches buchen:

Es ist eines der besten Vorrechte des Volkskundlers, auch dort, wo andere nichts sehen oder nichts sehen wollen, Interessantes zu suchen — und zu finden.

Das Symbol des Lebensbaumes auf Sparbehältern

(Mit 3 Abbildungen)

Von Margit Gröhs1

Seit jeher fasziniert die Menschheit die Erscheinung, das Erlebnis des Baumes, der aus kleinem Samen zu einem organischen Ganzen aufwächst, in dessen Ästen die Vögel des Himmels wohnen, der durch seine Festigkeit Schutz und Werkstoff liefert, der im Winter schläft und aus diesem scheinbaren Todesschlaf im Rahmen des kosmischen Geschehens wieder aufwacht und tausendfältige Frucht bringt.

Der Baum mit seiner aufrecht ragenden Gestalt, seinem Streben zum Licht und seinem — wenn auch stillem — Leben ist unter allen Pflanzenformen diejenige, mit der sich das Leben des Menschen am leichtesten in Beziehung setzen läßt. Die gedachte Wesensgleichheit zwischen Mensch und Baum ersieht man aus dem bei manchen Völkern vorherrschenden Glauben, daß die ersten Menschen aus Bäumen entstanden seien¹⁾. Auch die Vorstellung, daß an der Wurzel des Lebensbaumes die Ahnen sitzen — er ist daher zugleich Stammbaum — bezeugt die enge Verbindung zwischen Mensch und Baum. Durch diese verschiedenen Wesenszüge wurden Bäume als Doppelgänger oder Schicksalsgenossen des Einzelnen, der Familie, sogar eines Volkes betrachtet, so daß sie in Sage und Märchen als Kündler zukünftiger Geschehnisse angesehen wurden. Die dem Baume innewohnende Vegetationskraft kann nach dem Volksglauben Menschen und Tieren mitgeteilt werden: Man denke an die vielen Vegetations- und Fruchtbarkeitsbräuche, wie sie bei der Lebensrute, beim Palmzweig und insbesondere beim Maibaum noch heute nachgewiesen werden können²⁾. Die strengen Strafen auf Baumfrevel sind ein weiterer Beweis für die hohe Einschätzung des Baumes, die weit über den materiellen Wert hinausgeht³⁾.

¹⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin und Leipzig 1927 bis 1942, Bd. I, Spalte 955 ff.; im weiteren zitiert als HDA.

²⁾ HDA, 1. c.

³⁾ Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte unter Mitarbeit von Wolfgang Stammer, hrsg. v. A. Erlert u. E. Kaufmann, Berlin 1964 f. Spalte 163.

Aus diesem irdischen Bereich reicht der Baum hinüber ins Überirdische, oder er wird zur Gänze in diese zweite Welt übertragen und es entsteht die Vorstellung vom himmlischen Lichterbaum, den wir nach mancherlei Wanderungen und Wandlungen als Weihnachtsbaum (Christbaum) in unseren Wohnungen zur Weihnachtsfeier anzünden⁴⁾.

Durch sein Wachstum wird der Baum auch zum Sinnbild des Mehrens aus kleinen Anfängen und als dessen Verkörperung sehen wir ihn auch auf den Sparbüchsen unseres Museums. Wie uns zwei Beispiele zeigen, finden wir ihn in zwei gegensätzlichen Formen: Einmal in der uns geläufigen von unten nach oben strebenden Gestalt, (Abb. 1) und auch in der Vorstellung vom Baum, dessen Wurzeln im Himmel ruhen und in dessen reichen, sich nach unten in unseren Lebensraum entfaltendem Geäste das Leben unserer Welt geborgen ist (Abb. 2). In dieser Auffassung kommt er im Erzählgut und in der Mythologie der indoeuropäischen Völkerfamilie, das heißt von Indien bis zu den westlichen Ausläufern der germanischen Völkergruppe vor. Auch hier ein weltumspannendes Sinnbild! In seinen Ästen findet der „vom Schicksal Bestimmte“ das kostbare Gut, sei es in Form einer Frucht, einer glückverheißenden Frau, oder wie in manchen Märchen geradezu ein Königreich mit allem, was dazu gehört⁵⁾.

Der Baum gilt auch als Vermittler zwischen zwei Welten: So wie die Wurzeln sich unter der Erde verbergen, so zeigen die Zweige gegen den Himmel. Wenn die Schamanen auf einem mehrstufigen Baum aus der Menschenwelt in die andere Welt steigen, um mit den Geistern zu reden, so ist dies ein konkreter Beweis für die Lebendigkeit dieser Funktion⁶⁾.

Der Stamm des Baumes wird oft mit der Weltenachse gleichgesetzt (Weltesche Yggdrasil). Auf ihm läuft das Eichhörnchen als Bote zwischen Unter- und Oberwelt auf und ab⁷⁾.

⁴⁾ W. Schwartz, Indogermanischer Volksglaube, Berlin 1885, Kapitel I, Der himmlische Lichterbaum;
und Karl von Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Berlin 1943, S. 245 und S. 308.

⁵⁾ Karl von Spieß und Edmund Mudrak, Deutsche Märchen, deutsche Welt. 5. Auflage, Berlin 1939, S. 303;
und Karl von Spieß, Marksteine der Volkskunst, 2. Teil, Berlin 1942, S. 10.

⁶⁾ Mircea Eliade, Schamanismus und archaische Ekstasetechnik, Zürich und Stuttgart 1956, S. 143;

und Mircea Eliade, Schamanengeschichte aus Sibirien, aus dem Russischen übersetzt und eingeleitet von Adolf Friedrich und Georg Buddruss, München-Planegg 1955, S. 156 ff.

⁷⁾ Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, Volksausgabe, bearbeitet und eingeleitet von Karl Hans Strobl, Wien-Leipzig 1939, S. 466 ff.

Daß das Bild vom Lebensbaum, der von oben nach unten wächst, auch in unserer näheren Umgebung nicht fremd ist, mögen nur drei Beispiele aus der Volkskunde beweisen: erstens der verkehrt aufgehängte Weihnachtsbaum in vielen Gegenden Österreichs⁸⁾; zweitens wollen wir daran erinnern, daß nach Ansicht mancher Gelehrter, auch der in unmittelbarer Nähe unseres Sparkassen-Museums stehende „Stock im Eisen“ sich möglicherweise als Rest eines ebenfalls von oben nach unten wachsenden Gerichts- und daher Weltenbaumes deuten ließe⁹⁾. Drittens weisen wir auf die in Abbildung 2 dargestellte Sparbüchse aus der Schweiz hin, auf der dieses weltweit gültige Symbol deutlich zu sehen ist.

Dadurch, daß das Volk mit seiner ganzheitlich erfassenden Erkenntnis die Verwandtschaft der Dimensionen von Zeit und Raum schon erfüllt hat, bevor die Wissenschaft sie mit komplizierten mathematischen Formeln ableitete, ergibt sich aus und mit der räumlichen Symbolik auch die zeitliche. Wir finden den Baum daher mit entsprechenden Zahlenwerten von Ästen, Blättern und Früchten als Repräsentanten der Zeiteinheiten, wie Woche, Monat und Jahr¹⁰⁾.

Da schon rein biologisch Pflanzen und Wasser, daher auch Baum und Quelle untrennbar verbunden sind, tritt immer wieder die Verbindung beider dergestalt auf, daß sich zu den Füßen des Lebensbaumes das lebensspendende Wasser findet; sei es als Quelle oder schon gefaßt, in mannigfaltigen Gefäßformen¹¹⁾. Ebenso mit dem Lebensbaum untrennbar verbunden sind die Tiere, die den Menschen zu ihm geleiten, oder das von ihm gespendete Lebenswasser bringen und hüten¹²⁾.

Ein schönes Beispiel eines Lebensbaummotives mit den dazugehörigen Vögeln besitzt das Museum in Form einer perlenbestickten Geldtasche aus der Biedermeierzeit (Abb. 3).

So sehen wir die Leitgestalt des Lebensbaumes in ungebrochener Überlieferung von ältester Zeit bis in unsere Tage reichen und in Märchen, Bild und Lied immer neue Blüten treiben. Im Bereich

⁸⁾ Leopold Schmidt, *Der hängende Christbaum*. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Bd. XVII, Wien 1963, S. 213.

⁹⁾ Leopold Schmidt, in: *Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien*, Bd. X, 1952—1953, S. 75—81 und Abb. 42.

¹⁰⁾ Karl von S p i e ß, *Marksteine der Volkskunst*, 2. Teil, Berlin 1942, S. 2 ff.;

und derselbe, *Deutsche Volkskunst als Erschließerin deutscher Kultur*, Berlin 1934, S. 156 ff.

¹¹⁾ Karl von S p i e ß, *Marksteine der Volkskunst*, 1. Teil, Berlin 1937, S. 168, und 2. Teil, Berlin 1942, S. 10 ff.

¹²⁾ Karl von S p i e ß, *Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur*, Berlin 1934, S. 217.

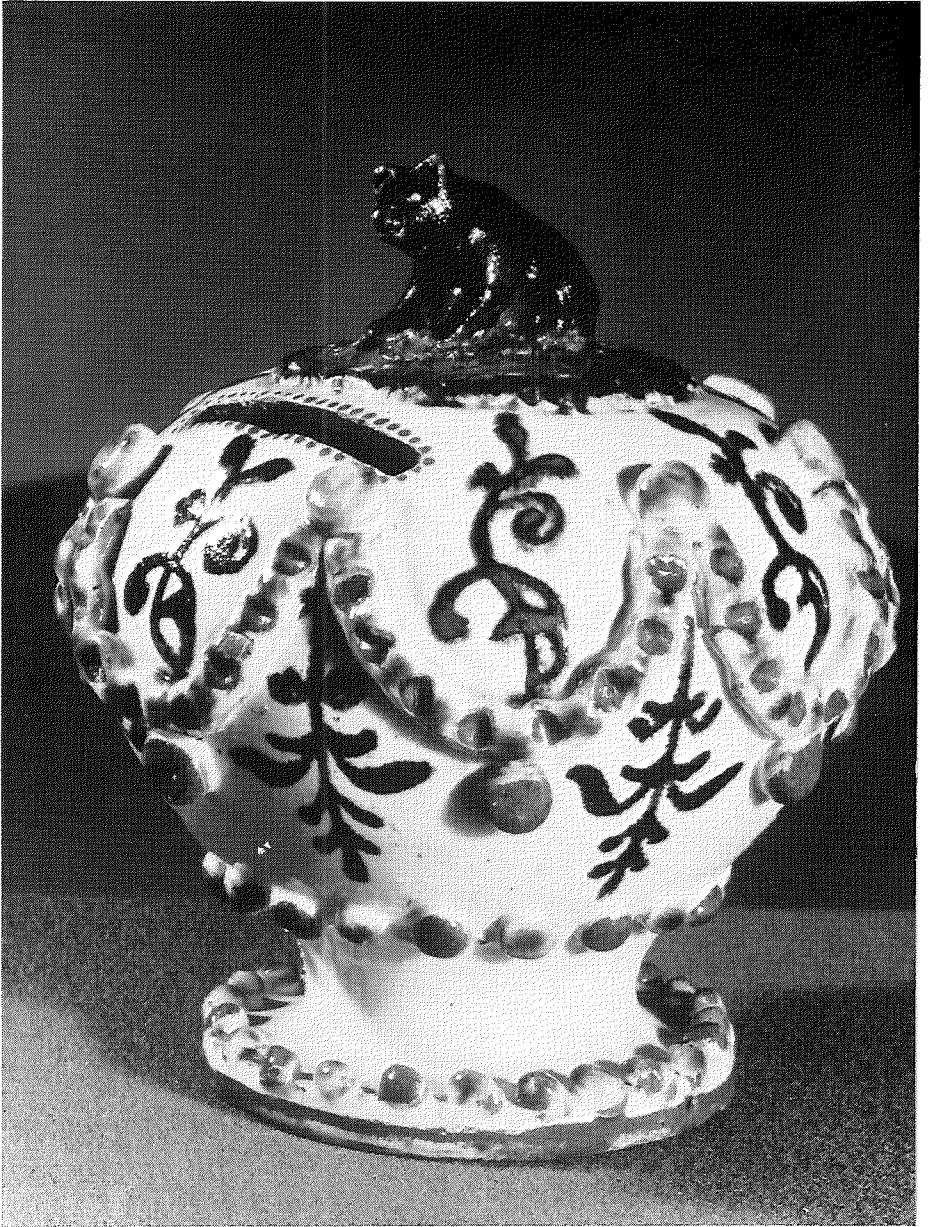
der religiösen Bildwelt tritt sie etwa in Form des Stammbaumes Christi, der „Wurzel Jesse“ auf — eine getreue Entsprechung zum Lied, das gerade jetzt unterm Christbaum, einer anderen Ausprägung des weltweiten Sinnbildes, gesungen wird:

„Es ist ein Reis entsprungen
aus einer Wurzel zart.
Wie uns die Alten sungen
von Jesse kam die Art.“

zu Gröhs1, Sparbehälter



1. Keramische Sparbüchse mit 2 Henkeln



2. Keramische Sparbüchse mit sitzendem Bären



3. Perlenbestickte Geldtasche, Biedermeier

Chronik der Volkskunde

Volkskunde am Österreichischen Historikertag 1971

Der 11. Österreichische Historikertag fand in der Zeit vom 4. bis 8. Oktober 1971 in Innsbruck statt. Vom schönen Herbstwetter begünstigt verlief die Tagung sehr gut und vermittelte nicht durch die Referate in den einzelnen Sektionen, sondern auch durch den Besuch von Ausstellungen, von Schloß Ambras und durch die Exkursionen reiche Eindrücke.

Die Historische Volkskunde hatte diesmal für die Sektionssitzung das Rahmenthema „Historische Wallfahrtsvolkskunde“ gewählt. Nach Planung und unter Leitung des Referenten verlief die Sektionssitzung im Hörsaal 118 der Neuen Universität am Dienstag, 5. Oktober 1971, völlig planmäßig. Es sprach zunächst der bisher in Innsbruck, nunmehr in Freiburg in der Schweiz tätige Rechtshistoriker Louis Carlen über „Wallfahrt und Recht“. Nach einer längeren Diskussion über das Thema kam Leander Petzoldt vom Institut für Volkskunde an der Universität Freiburg mit seinen Ausführungen über die „Inventarisierung des Wallfahrtswesens im ehemaligen Vorderösterreich“ zu Wort. Das Referat gab einen von Lichtbildern unterstützten Einblick in das beachtliche Aufnahmeunternehmen. Dann sprach Dietmar Assmann vom Institut für Volkskunde an der Universität Innsbruck über die „Wiederaufnahme der Verehrung mittelalterlicher Gnadenbilder in Tiroler Wallfahrten“. Es war schade, daß aus Zeitmangel diese Ausführungen nicht von Bildern unterstützt werden konnten. Dagegen brachte Klaus Beitzl vom Österreichischen Museum für Volkskunde zu seinen „Aspekten der historischen Wallfahrtsvolkskunde für Vorarlberg“ die notwendigen Bilder und Karten, so daß ein lebensvoller geschlossener Eindruck entstand. Schließlich hatte Norbert Wallner, nunmehr Lehrbeauftragter am Institut für Volkskunde der Universität Innsbruck, über sein Hauptforschungsgebiet, „Die Wallfahrtslieder der Barockzeit in Tirol“ zu berichten. Er unterzog sich dieser Aufgabe in sehr lebenswürdiger Weise und brachte die erforderlichen musikalischen Proben gleich eigenstimmig zu Gehör. Die bis zu 70 Teilnehmern starke Zuhörerschaft bezeugte allen Vortragenden durch Diskussion und Beifall ihren herzlichen Dank.

Sonderausstellung „Amras — Dorf, Schloß und Kirche“ im Innsbrucker Stadtarchiv

Anfang Oktober 1971 war anlässlich des 11. Österreichischen Historikertages im Vestibül des Stadtarchivs Innsbruck eine Sonderausstellung zu sehen, die einen Abriss der Geschichte dieses heutigen Innsbrucker Vorortes darbot. Neben einer Reihe von Archivalien, so dem ältesten erhaltenen Gemeindeausschuß-Protokoll von 1887, dem Urbar der U. L. F.-Kirche zu Amras von 1586 und dem Einverleibbuch (Mitglie-

punkt dieser sehenswerten Ausstellung in einer Fotodokumentation der Gegenwart durch M. Hye, wodurch recht eindrucksvoll immer wieder Einblicke in die einstigen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse von Amras gewährt wurden; immer wieder beeindruckte den Besucher gerade dieser gelungene Versuch einer topographerverzeichnis) der Hl. Kreuz-Bruderschaft von Amras lag der Schwerphisch-historischen Verfolgung des heute noch vorhandenen Denkmalbestandes, wobei Gegenüberstellungen Gegenwartsansichten und historische Ansichten, insbesondere Zeichnungen, Aquarelle, Kupferstiche, Pläne sowie alte Fotos des Ortes Amras und seiner Umgebung betrafen, freilich mitunter vermehrt bis in einzelne Details führende Beschreibungen und retrospektive Erläuterungen im Bildkommentar. Selbstverständlich sah man hier einige Schwerpunkte betont, so das Schloß, die Mariä-Himmelfahrts- und die Georgs-Kirche, die Friedhofskultur von Amras sowie mehrere Kapellen und Bildstöcke samt Bildern und Plastiken. An interessantem Sachkulturgut waren schließlich noch ein rosenkranzartiges Reliquiar in Kreuzesform mit Kette wie auch ein Ring mit Jesus-Monogramm, beides Grabbeigaben um 1700, aus Amras ausgestellt. Sogar eine alte Ortstafel der Dorfgemeinde Amras, die sich bis vor wenigen Jahren am Hause Philippine-Welser-Straße 9 befand, hatte man in dieser auch für die Volkskunde wichtigen Schau gezeigt.

Hermann Steininger

Niederösterreichischer Volkskundetag 1971

Nach einigen Terminverschiebungen konnte die Tagung für Volkskunde und Heimatforschung in Niederösterreich heuer erst spät, nämlich am 23. und 24. Oktober in Retz, stattfinden. In etwas engerem Rahmen als sonst, aber in der Landwirtschaftlichen Fachschule Retz gut versorgt, lief die wieder von Frau Dr. Helene Grönn geplante und geleitete Tagung plangemäß ab. Am 23. Oktober hatte zunächst der Referent über „Barocke Volksfrömmigkeit“, im Anschluß an die gleichnamige Ausstellung in Gobelsburg, zu sprechen. Dann beschäftigte sich Dr. Walter Berger eingehend und an Hand schöner eigener Lichtbilder mit den „Bildstöcken im Pulkautal“. Nachmittags konnte Dr. Werner Galler über das Thema seiner Dissertation „Burschenbrauch im Weinviertel“ sprechen, wodurch eine der Allgemeinheit fast unbekanntes männerbündische Erscheinung der Gegenwart genau dokumentiert erschien. Anschließend folgte wieder eine Aussprache der an den Museen interessierten Sammler und Forscher. Unter der Leitung von Ing. Franz Maresch wurden die Resultate einer ersten Umfrage über die „Störarbeit“ erörtert, wobei sich manche neue Beiträge und Gesichtspunkte ergaben. Am Abend wurden volkskundliche Filme geboten. Am Sonntag erfolgten Stadtführung und Museumsbesuch in Retz, und der Nachmittag war von der Exkursion ins Pulkautal und weiterhin nach Eggenburg, Schöngrabern und Hollbrunn ausgefüllt. Das sonst so wenig bekannte Land unterm Manhartsberg ist den Teilnehmern an dieser Tagung dadurch sicherlich nähergebracht worden. Schdt.

Franz Kollreider, der Direktor des Osttiroler Heimatmuseums, ein Sechziger

Mit der Geburt des Bauernsohnes Franz Kollreider am 3. Oktober 1911 in Asch bei Anras im Pustertal begann ein arbeitsreiches Forscher- und Sammlerleben, das ausschließlich im Dienste der Kunst und Volkskultur

Osttirols steht. Nach der Gymnasialzeit in Brixen und Schwaz studierte Kollreider Kunstgeschichte, Geschichte und Geographie an der Universität Innsbruck und promovierte auf Grund einer Dissertation über den Barockmaler Johann Georg Dominikus Grasmair unter der Leitung von Heinrich Hammer. Nach mehrjähriger Kriegsdienstleistung konnte Kollreider 1945 in seine Heimat zurückkehren und trat noch im selben Jahr in Lienz in den Museumsdienst. Nur relativ dürftige Bestände konnten aus der Hand der englischen Besatzungsmacht für das Museum übernommen werden. Das Schloß Bruck selbst war in schlechtestem Zustand. Wenn heute das Osttiroler Heimatmuseum dem Schloß so harmonisch eingegliedert ist, daß es sich einfach nicht mehr wegdenken ließe, so ist dies ausschließlich Kollreiders persönliches Verdienst. Kein Uneingeweihter würde etwa ahnen, daß vier der kostbaren alten Balkendecken in den Schausälen ursprünglich gar nicht im Schloß waren, sondern von Kollreider beschafft und eingebaut wurden. So geht es mit vielem, das im Schloß heute als selbstverständlich empfunden wird, aber eben erst in 25 Jahren intensiver Arbeit von Kollreider gestaltet wurde: der Rittersaal mit dem berühmten Fastentuch, die Dreifaltigkeitskapelle oder die 70 Originale umfassende Albin-Egger-Lienz-Sammlung. Nur der sorgfältige Betrachter entdeckt die Systematik hinter der künstlerischen Gestaltung, etwa die sorgfältige Sammlung von Beispielen zu allen Stilformen der kunstgeschichtlichen Entwicklung im Osttiroler Raum vom 16. Jahrhundert bis in unsere Tage.

Der Osttiroler Bauernsohn blieb aber neben seinen kunstgeschichtlichen Studien der heimatischen Lebenswelt verhaftet. So kam es, daß ihm noch ein ganz besonderer Wurf gelang: die Schaffung des „Museums bäuerlicher Geräte“, dargestellt im „Katalog bäuerlicher Arbeitsgeräte“ (ÖZV 1957). Einige Jahre später folgte das „Gewerbemuseum“ mit Färberei, Seilerei, Huterei, Töpferei (vgl. ÖZV 1966). Außerdem gründete Kollreider außerhalb des Schloßbereiches eine „Freilichtmuseumsstraße“, an der z. B. eine gut erhaltene Schmiede, eine Brechelstube, eine Mühle mit Gerstenroller in ihrer natürlichen Umgebung besichtigt werden können (vgl. H. Ast in ÖZV 1968).

Hand in Hand mit den musealen Sammlungen gingen immer die Publikationen, etwa der große Egger-Lienz-Bildband 1963 oder das grundlegende Buch Osttirol — Land, Volk, Kunst (1952). Neben diesen in breiten Kreisen bekannten Büchern erschienen ausgezeichnete illustrierte Führer, etwa über Maria Lavant (1954), über Heiligenblut (1962) oder über die Dreifaltigkeitskapelle im Schloß Bruck (1971). Mehrfach werden in ihnen neuartige Forschungsergebnisse in bescheidenster Aufmachung vorgelegt.

Als Bruder des bekannten Krippenschnitzers Toni Kollreider brachte auch der Museumsdirektor eine besondere Liebe zu den Tiroler Krippen mit. Davon spricht nicht nur die reiche Krippensammlung des Museums, sondern zeugen mehrere Publikationen, besonders das Buch „Krippen und Heiligengräber in Osttirol“ (1958).

Es ist zu wünschen, daß Kollreiders Schaffenskraft als Kunsthistoriker und Volkskundler seiner engeren Heimat nach den bewundernswerten Leistungen der letzten Jahrzehnte nicht erlahmen möge und es ihm gegönnt sei, im Dienste der hohen bäuerlichen Volkskultur Osttirols noch lange erfolgreich zu wirken. Maria H o r n u n g

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Anlässlich des 70. Geburtstages von emer. o. Prof. Dr. Richard Wolfram fand im Institut für österreichische und vergleichende Volkskunde am 4. November 1971 eine Feier statt, bei der emer. o. Prof. Dr. Otto Höfler die Festansprache hielt.

Universität Graz

Der tit. a. o. Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Bundesstaatlicher Volksbildungsreferent für Kärnten, wurde zum ordentlichen Universitätsprofessor für Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Südosteuropas an der Philosophischen Fakultät der Universität Graz ernannt. (Kleine Zeitung, Graz, 12. Nov. 1971, S. 21)

Häuser und Menschen des Burgenlandes in der zeitgenössischen Graphik und Malerei

Das Österreichische Museum für Volkskunde gestaltete im fünfzigsten Jahr der staatsrechtlichen Zugehörigkeit des Burgenlandes zu Österreich in seinem Wechselausstellungsraum eine kleine Sonderausstellung (Eröffnung am 26. Oktober 1971, anlässlich des Österreichischen Nationalfeiertages). Das Museum besitzt fast seit seiner Gründung Objekte aus dem deutschsprachigen Grenzgebiet des ehemaligen Westungarn, der seit 1921 als Burgenland zu Österreich gehört. Vor, während und nach dem ersten Weltkrieg konnten Michael Haberlandt, Johann R. Bünker und manche andere das Volkskunstgut dieser Landschaft sammlerisch zu erfassen trachten. Ihre Nachfolger, vor allem Arthur Haberlandt, haben dann in der Zwischenkriegszeit eine beträchtliche weitere Ernte an Sachzeugnissen zur burgenländischen Volkskunst eingebracht. Nach dem zweiten Weltkrieg ging das Museum daran, Bildzeugnisse, künstlerische Darstellungen der allmählich sich verändernden Volkskultur dieser Landschaft zu sammeln. Es gingen so manche Maler und Graphiker ins Burgenland und ließen sich von den alten Häusern, Geräten, Bräuchen, Volksschauspielen und den sie tragenden Menschen beeindrucken. Ein gewisser Querschnitt dieser zwischen etwa 1930 und 1970 entstandenen Werke der zeitgenössischen bildenden Kunst konnte vom Museum, zum Teil mit Unterstützung durch die Kunstförderung des Bundesministeriums für Unterricht, erworben werden. Es sind im wesentlichen Arbeiten von Liesl Freiinger-Wohlfahrt, Maria Hüttmaier, Gottfried Hula, Viktor Lederer, Milly Niedenführ, Herbert Paß, Helmut Rafetseder, Hans Reidinger, Alexander Rudolph, Wolfgang Schönthal, Ernst Schrom, Anton Velim und Fritz Weninger, die erworben wurden und nunmehr in dieser kleinen Sonderausstellung dargeboten werden. Ein (vervielfältigter) Katalog mit einem Titelbild (10 Seiten) ist dafür aufgelegt worden (S 10,—). Die Ausstellung bleibt bis Frühjahr 1972 geöffnet. Schdt.

Literatur der Volkskunde

Historische Volkslieder aus Österreich vom 15. zum 19. Jahrhundert.

Ausgewählt und kommentiert von Leopold Schmidt (= Wiener Neudrucke. Neuausgaben und Erstdrucke deutscher Literaturwerke, Bd. 1). 214 Seiten. Wien 1971. Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. S 98,—.

Der Initiative von Leopold Schmidt hat es die Volksliedforschung wohl zu verdanken, daß an die Spitze der Neubegründeten Quellenedition „Wiener Neudrucke“ ein stattlicher Band mit historischen Volksliedern gestellt wurde. Dankenswerterweise hat er die Zusammenstellung und Herausgabe dieses Eröffnungsbandes selbst in die Hand genommen. Er erschließt mit der vorliegenden Edition einen weiteren Teilbereich der Liedforschung, der in seinen Arbeiten bisher nicht mit eigentlichen Spezialabhandlungen vertreten war. Beim Studium seiner in dem Handbuch „Volksgesang und Volkslied“ vereinten Beiträge zur Volksliedkunde ist jedoch zu erkennen, daß der Verfasser dem Phänomen des historischen Volksliedes stets große Aufmerksamkeit gezollt hat. In diesen vorangegangenen Abhandlungen hat er die bibliographischen Vorarbeiten geleistet, indem er den Stand der Sammelarbeit in den einzelnen österreichischen Bundesländern kritisch resümierte. Der zu besprechende Band setzt die Sichtung und Auswahl umfänglichen Liedmaterials und die Heranziehung der in versteckter Lokalliteratur verstreuten Quellen voraus. Die aus solchen Vorarbeiten resultierende Sammlung füllt in doppelter Hinsicht eine Lücke der bisherigen Forschung aus: einmal hat die Liedforschung in Österreich bisher überhaupt keine Anthologie zum historischen Volkslied hervorgebracht; zum anderen begrüßen wir darin den ersten Versuch, die Liedüberlieferung eines Landes vom ersten Auftreten historischer Ereignislieder bis zum Verklingen dieser Gattung im ausgehenden 19. Jahrhundert zu vereinen. Die ältere deutschsprachige Edition v. Liliencrons läßt das historische Volkslied mit dem 16. Jahrhundert enden, während sich spätere Ausgaben (v. Dittfurth, Steiff, Steinitz u. a.) unterschiedliche, zeitlich, räumlich, stilistisch oder thematisch bedingte Beschränkungen auferlegten. Anders Leopold Schmidt: er gibt einen Querschnitt durch den Gesamtbestand an historischen Liedern für die Jahrhunderte, in denen sich seine verschiedenen Erscheinungsformen in den Quellen verfolgen lassen. Dabei liegt das Schwergewicht auf seltener gedruckten oder weniger bekannten Stücken, denen mit Recht der Vorrang eingeräumt wurde vor den gut dokumentierten Liedern etwa auf Maximilian, Karl V., Prinz Eugen oder Andreas Hofer. Neben der politischen Geschichte der österreichischen Bundesländer kommen in der neuartigen Auswahl auch die oft nur für die Sozial- oder Regionalgeschichte bedeutsamen Ereignisse zu Wort. Natürlich fehlen nicht die Lieder auf die großen Persönlichkeiten und Geschehnisse von weltpolitischer Tragweite, aber

besonders durch die Bevorzugung wenig beachteter Liedfassungen, die man bisher überhaupt nur am Rande zu den historischen Liedern rechnete, erhält die Sammlung ihren eigenen Reiz. Sie verdeutlicht dadurch in anschaulicher Weise, daß gemäß volkstümlicher Geschichtsauffassung weniger die große Diplomatie interessiert, sondern die unmittelbare Auswirkung historischer Ereignisse und Prozesse auf die Lebensverhältnisse des einfachen Menschen. Mit vollem Recht hat der Herausgeber daher Lieder hier eingereiht, wie Nr. 8 (Klage über die Einführung des Gregorianischen Kalenders 1584), Nr. 13 (Klagelied der Zillertaler 1645), Nr. 31 (Klagelied der arbeitslosen Wiener Zeugmacher 1792, mit früher Erwähnung von Frauenarbeit in den Textilmanufakturen), Nr. 33 (Spottlied auf Kuhpockenimpfung im Pinzgau 1796), Nr. 37 (Klage über die französische Besetzung Kärntens 1813), Nr. 39 (Abschaffung der Bauernfeiertage in Bayern 1816), Nr. 48 (Bauerngespräch über den Eisenbahnbau 1860), die man in den herkömmlichen Anthologien vergebens sucht und die auch in den Arbeiten von H. Strobach (1964) und D. Sauer mann (1968) keine Berücksichtigung erfahren haben.

Die in der Textauswahl unkonventionelle und originelle Sammlung erscheint uns auch hervorragend dazu geeignet, die Diskussion um die Problematik der Gattung des historischen Liedes in Gang zu setzen. Was hier unter dem Oberbegriff „Volkslied“ vereint wurde, ist teilweise nur noch mit Vorbehalten dem Volkslied zuzurechnen oder entzieht sich überhaupt einer solchen Klassifizierung, wie etwa die Zeitungslieder Nr. 12 (Unwetter und Wunderzeichen in Schwaz/Tirol 1624) oder Nr. 17 (Erdbeben zu Hall/Inntal 1671) oder das Gedicht Nr. 13, von dem nicht feststeht, ob es jemals gesungen worden ist. Hier scheint es fruchtbar, auch in der Volksliedforschung künftig die in den zeitungswissenschaftlichen Arbeiten von G. Kieslich, J. M. Rahmelow und G. Hagelweide entwickelten Methoden der Analyse anzuwenden und die rein zweckbestimmte „Reimpublizistik“ vom historischen Ereignislied mit volksmäßiger Verbreitung zu differenzieren. Damit hängt die Frage nach den Quellen und ihrer Einschätzung eng zusammen: Belege aus der Flugschriftenliteratur besitzen einen anderen Stellenwert als die aus handschriftlicher oder mündlicher Tradition geschöpften Texte. Die durch technische Liedvermittlung im Druck verbreiteten „gemachten“ Texte waren oft gar nicht mehr für die Rezeption im Gemeinschaftsgesang gedacht noch geeignet, sondern sie dienten als Vorform der Zeitung den Informationsbedürfnissen oder aber handfesten politischen Propagandazwecken, etwa der Werbung von Parteigängern, Rekruten oder Kolonisten (vgl. Nr. 47!). 27 von 50 Liedern schöpft Leopold Schmidt aus Einzeldrucken. Aus diesem Quellenbereich führen verhältnismäßig wenige Verbindungslinien in die handschriftlichen und Regionalsammlungen, die ein ganz anderes und sehr viel privateres Bild von der „Geschichte im Lied“ zeichnen. 12 Belege wurden aus Handschriften gewonnen, der Rest entstammt mit wenigen Ausnahmen der oralen Tradition. Die besten und volkskundlich aufschlußreichsten Funde sind wohl in Zukunft noch bei der Erschließung neuer handschriftlicher Quellen zu erhoffen; Schmidts Sammlung sollte u. a. auch die weitere Sammlung und Forschung dieses in Österreich etwas vernachlässigten Gebietes anregen. Auf die Ergiebigkeit dieses Feldes hat der Verfasser selbst kürzlich in seiner Akademie-Abhandlung „Quellenforschungen zum älteren Volkslied“ (Anzeiger der phil.-hist. Klasse, Jg. 197, 1970, S. 191 bis 207) an Hand dreier neuerschienenen Quellenpublikationen aufmerksam gemacht.

In seiner vorliegenden Sammlung hat sich der Verfasser nicht damit begnügt, eine sorgfältig abgewogene Liedauswahl zu treffen, sondern er hat jedem einzelnen Lied einen sachkundigen Kommentar und willkommene Worterklärungen beigegeben, die vielfach weit über das hinausgehen, was die ältere Forschung dazu erarbeitet hatte (vgl. etwa Nr. 4 bei Schmidt mit dem Kommentar bei Liliencron Nr. 298). Daneben findet der Benutzer eine ausführliche Bibliographie, die selbst für den Fachmann noch manchen überraschenden Fund birgt. Einer besonderen Erwähnung bedarf noch das 23 Seiten umfassende Nachwort, eine wichtige Abhandlung über das historische Lied in Österreich vom 13. bis zum 19. Jahrhundert, in der auch alle jene Lieder zur Geschichte Österreichs genannt und gewürdigt werden, die in dem Textteil des Bandes nicht zum Abdruck gelangen konnten. Wer angenommen hatte, Leopold Schmidt habe nach Abschluß seines Sammelbandes „Volks-gesang und Volkslied“ der Volksliedforschung den Rücken gekehrt, wird hier eines besseren belehrt: Wir verdanken ihm abermals einen bedeut-samen Beitrag, der an den Hochschulen sicher viele dankbare Benutzer finden wird und darüber hinaus geeignet erscheint, die wissenschaftliche Diskussion des Problemereichs „historisches Lied“ zu befruchten und voranzutreiben.

Rolf Wilh. Brednich, Freiburg i. Br.

Willi Treichler, Mittelalterliche Erzählungen und Anekdoten um Rudolf von Habsburg (= Geist und Werk der Zeiten. Arbeiten aus dem Historischen Seminar der Universität Zürich, Bd. 26), 158 Seiten, 1 Abb. Bern und Frankfurt am Main, Verlag Herbert Lang & Cie. AG. 1971.

Volkserzählungen um historische Gestalten, besonders um Herrscher-gestalten, gehören zu den wichtigsten Leitgruppen der neueren Volks-erzählforschung. Es geht dabei nicht um Abgrenzungen von Gebieten wie Sage und Schwank, es müssen Legenden, ja auch Anekdoten eben-falls miteinbezogen werden, um den vielseitig interessanten Bereich ganz zu erschließen.

Die Habsburger sind, wie ich schon mehrmals angemerkt habe, für eine derartige Forschung hervorragend geeignet. Aus verschiedenen, zum Teil vielleicht politisch-historischen Gründen, ist dafür viel weniger getan worden als man annehmen könnte. Die Geschichte um Fried- rich III., vor allem aber um Maximilian I., wären weiß Gott sammelns- und kommentierenswert genug. Über Karl V. hat es ein ganzes flä- misches Volksbuch gegeben, und auch davon ist noch sehr wenig die Rede gewesen. Gewiß müßten alle derartigen Sammlungen und Unter- suchungen über Österreich hinausgreifen, müßten nicht zuletzt den burgundischen Kreis mitberücksichtigen. Aber gerade dadurch, vielleicht auch durch Berührungen mit den ebenfalls vorhandenen Erzählungs- gruppen um die burgundischen und um die französischen Herrscher würden sich neue Einblicke nicht nur in das Wesen dieser Art von Volks- erzählung, sondern auch in das Netz der „Anekdotenwanderungen“ er- geben, das in den verschiedenen Perioden weiter- und engermaschig gewesen sein muß.

Einen vorzüglichen Einblick in diese Verhältnisse bietet die vor- liegende Dissertation über die Geschichten um den ersten habsburgi- schen König. Hier liegen noch fast keine österreichischen Überlieferun- gen vor, die meisten sind am Oberrhein, im Elsaß, in der Schweiz erzählt worden. Dort sind sie auch größtenteils niedergeschrieben wor-

den, von dort sind sie zum Teil dann in die mittelalterlichen österreichischen Chroniken gewandert. Diese Verhältnisse hat Alfred Horner in seiner Dissertation „Rudolf von Habsburg in Sagen und Anekdoten“ bereits 1909 dargetan. Die Arbeit ist, schlechtem altem Brauch entsprechend, nie veröffentlicht worden. Aber Oswald Redlich hat sie für seine große Rudolf-Monographie benützt, und Treichler konnte sich nunmehr dankbar darauf stützen.

Er hat den vorliegenden und von ihm noch vermehrten Stoff von einem halben Hundert kleiner Erzählungen, mehr oder minder schwankhaften Anekdoten, im Sinn mittelalterlicher Geistesgeschichte angeordnet: Geschichten, die sich auf Rudolf als christlichen König beziehen, Geschichten, die ihn als bedeutenden Kriegsmann von Jugend an kennzeichnen, und Geschichten, die dem täglichen Umgang und Gespräch angehörten. Treichler gibt die Texte nach den Quellen sehr genau und mit Zitierung der weiteren Anführungen, die sich ja langhin verfolgen lassen. Zeitgebundene und „zeitlose“ Motive wechseln; bei letzteren kommen langwellige Motivübertragungen in Betracht. Treichler hat nicht nur vorzüglich historisch gearbeitet, sondern sich hinsichtlich der Fragen der Volkserzählforschung von Max Lüthi beraten lassen, wodurch die Ergebnisse gerade dieser unserer neueren Forschung gut verwertet erscheinen. Nur die engste Motivforschung wird ab und zu Anlaß zur Kritik finden, zumindest zur Frage, ob die Motive selbst genau umschrieben werden konnten, beziehungsweise, ob die alten Texte nicht mehr oder anderes hergegeben hätten. Im wesentlichen aber ist vor einem erfreulichen Zuwachs zu unserer historischen Volkserzählforschung von einer Seite her zu berichten, die lange Zeit diesbezüglich kaum in Betracht zu kommen schien. Selbst die einschlägigen Arbeiten von Alphons Lhotzky, so anregend sie auch waren, hatten doch die direkte Berührung mit der volkskundlichen Forschung vermieden. Man möchte also dieser schönen Züricher Doktorarbeit viele Nachfolger auch hierzulande wünschen.

Leopold Schmidt

Engelbert Koller, **Forstgeschichte des Salzkammergutes**. Eine forstliche Monographie. 584 Seiten, 29. Abb. auf Tafeln. Wien 1971. Österreichischer Agrarverlag, S 390,—.

Soviel in Carl Schramls Geschichte des österreichischen Salinenwesens (1932—1936) auch über den Wald im Salzkammergut drinsteht, eine eigene Monographie darüber erscheint zweifellos wichtig, und erweist sich bei der Benützung als wertvoller Behelf für unsere Arbeit.

Die Menschen des Salzkammergutes, das heißt also alle am Salzbergbau und an der Salzverfrachtung beteiligten Angestellten der einstigen Hofkammer haben alle irgend etwas mit dem Wald, mit dem Holz zu tun gehabt. Von der Stollenverzimmerung über den Bau der Zwänge und Klausen bis zu der Herstellung von Gerät und Spielzeug war das Holz hier *materia proxima*, und ist dementsprechend verwendet worden. Koller, der sich schon mit der Holztrift aus dem Salzkammergut heraus eingehend beschäftigt hat (1954), kennt die Quellen und weiß sie zu nutzen. Das Buch geht von den „Waldordnungen“ aus, zeigt die Bedeutung des „Forstregals“ für die einzelnen Herrschaften, und läßt aus den „Dienstinstruktionen“ für das Forstpersonal das tatsächliche Leben der Leute in und an den Forsten des Salzkammergutes herauslesen. Holzmeister, Forstarbeiter, Salzfertiger, ja sogar die Holzwarenerzeuger, die Löffelschnitzer, sie werden alle historisch greifbar.

Dann folgt der umfangreiche Abschnitt über die Forsttechnik, also über Trift, Riesen, Werkzeuge, Sägemühlen usw. Schließlich die „Waldbeschauerberichte“, gewissermaßen eine obrigkeitliche Geschichte des Waldbestandes. Dann endlich eine Geschichte des örtlichen Forstwesens bis in die Gegenwart herein. Das ist alles genau und quellenmäßig durchgearbeitet, und wer dieses aus vielen Quellen erarbeitete Material auf die betreffende Einzelheit hin durchmustert, wird sich belehrt fühlen.

Eine jener wirtschafts- und agrargeschichtlichen Darstellungen also, die wir für die Erkenntnis des Hintergrundes unserer Volkskultur, in diesem Fall vor allem der Volkskultur des oberösterreichischen Salzkammergutes, für unentbehrlich halten. Man wird das schöne, auch schön ausgestattete Buch von Koller ebenso gern heranziehen wie etwa das Werk von Ernst Neweklo wsky über Schifffahrt und Flößerei im Raum der oberen Donau, mit dem es sich ja manchmal berührt.

Leopold Schmidt

Oskar Moser, Das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal. Museumsführer. 32 Seiten, mit mehreren Abb. im Text. Klagenfurt 1971, Landesmuseum für Kärnten.

Das Kärntner Freilichtmuseum auf dem Maria Saaler Berg, eine vorzügliche museale Schöpfung, legt nunmehr schon die 2. Auflage seines kleinen Führers vor. Er enthält eine kurze Geschichte der Gründung, die Darstellung der Gesamtplanung und die Anführung der Höfe und Einzelbauten, wobei die instruktiven Graphiken von Peter Jöbstl stammen, die Hauspläne von Volker Hänsel, der auch ebenso wie Oskar Moser selbst einige der schönen Aufnahmen beigesteuert hat. Es ist zu hoffen, daß die noch ausstehenden Höfe aus dem Mölltal und aus dem Lesachtal bald auch aufgestellt werden. Wenn ein Teil der Kärntner Hochtäler in Stauseen verwandelt wird, wie dies jetzt im Gange ist, dann werden wohl manche Gebäude dort noch zu erwerben und dann zur Erinnerung an das einstige Kärntner Bergbauerntum auf dem Maria Saaler Berg aufzustellen sein.

Leopold Schmidt

Stadtbuch Kitzbühel. Schriftleitung E d u a r d W i d m o s e r. 4 Bände. Bd. I: Raum und Mensch. 1967. 302 Seiten. Bd. II: Vorgeschichte und Bergbau. 1968. 240 Seiten. Bd. III: Baugeschichte, Kunstgeschichte, Theatergeschichte, Schlösser. 1970. 580 Seiten. Bd. IV: Von der Vergangenheit bis zur Gegenwart. 1971. 806 Seiten. Alle Bände reich illustriert. Eigenverlag der Stadtgemeinde Kitzbühel.

Die Stadt Kitzbühel hat sich, mit Unterstützung von den verschiedensten Seiten, zu ihrem 700-Jahr-Jubiläum eine Festschrift von einem Umfang geleistet, der über alles in ähnlichem Zusammenhang Veröffentlichte weit hinausgeht. Die beiden letzten Bände sind schon so voluminös geworden, daß sie nur mehr wie Prachtwerke auf dem Tisch liegend aufzublättern sind.

Wir haben von dem Werk und jenen Beiträgen darin, die volkshundlich eingestellt sind, bereits mehrfach berichtet. Wir möchten kurz wiederholen: Im I. Band hat Dietmar A s s m a n n „Das Werden der

Kulturlandschaft des Kitzbüheler Raumes“ dargetan, und Inge Rohn ist auf „Bevölkerung und Landwirtschaft in Kitzbühel“ eingegangen. Im II. Band behandelt Georg Mutschlechner „Das Kitzbüheler Bergbaugesbiet“, und unser Altpräsident Richard Pittioni hat eines seiner wichtigsten Forschungsgebiete, den „Urzeitlichen Kupfererzbergbau im Gebiet um Kitzbühel“ zusammenfassend dargestellt. Wenn man allein die Lichtbilder ansieht, die alle von Pittioni selbst stammen, weiß man, wie sehr er gerade mit dieser Feldforschung verbunden war und ist. Volkskundlich sehr bemerkenswert die Aufzeichnungen eines Bergmannes, Michael Schlafl, „Aus dem Leben eines Bergmannes“, um 1865 niedergeschrieben. Der mächtige III. Band des Stadtbuches ist der bildenden Kunst in und um Kitzbühel gewidmet. Die „profane Baugeschichte der Stadt Kitzbühel“, dargestellt von Johanna Felmayr, ist selbstverständlich auch für uns interessant, nicht minder die reichfacettierte Übersicht „Die Kunst in Kitzbühel“ von Erich Egg. Von speziellem Interesse für die Volksschauspielforschung schließlich ist der umfangreiche, quellenmäßig gestützte Beitrag von Norbert Hölzl über das „Theater in Kitzbühel“.

Der wuchtige Abschlußband bringt nun noch einige Beiträge, die vielleicht auch schon in früheren Bänden hätten stehen sollen, aber jedenfalls bei der gesonderten Lektüre mit der Vielzahl der Erscheinungen und Probleme dieses „Raumes“ bekannt machen. Schon die „Namenkunde des Kitzbüheler Raumes“ von Karl Finsterwalder wäre vielleicht weit früher am Platz gewesen, bleibt aber auf jeden Fall wichtig. Johannes Neuhardt, der Kunstreferent der Diözese Salzburg, der Kitzbühel ja zugehört, gibt eine „Kitzbüheler Seelsorgegeschichte“. Über die einstmals in jenem Raum lebenden Wiedertäufer berichtet Grete Mecenseffy in dem Beitrag „Täuferturn in Kitzbühel“. Während sich von den Wiedertäufern keine handgreiflichen Zeugnisse erhalten haben, ist von Zeugnissen der alten Volksfrömmigkeit noch viel zu sehen. Dietmar Assmann hat auch diesen Beitrag „Kapellen in und um Kitzbühel“ auf sich genommen, und eine sehr eingehende Bestandsaufnahme durchgeführt. In gewissem Sinn schließt er an meine Aufzeichnungen der kleinen Wallfahrtsstätten rund um das Kaisergebirge an, die ich 1954 in der Festschrift für Matthias Mayer vorlegen konnte. Auch bei diesem Beitrag fällt eine umfassende photographische Dokumentation auf, welche das „Stadtbuch“ gleichzeitig zu einem schaubaren „Heimatbuch“ macht. Eine bunte Reihe kleinerer Beiträge geben Blicke in die alte Stadt, Beobachtungen über hier ansässige Maler, Schriftsteller und Musiker, wie etwa die Komponistin Maria Hofer. Ein ganzer „Kitzbühel-Atlas“ mit vorzüglichen Karten, darunter auch dem Baualtersplan von Adalbert Klaar, beschließt diesen letzten Band und damit das Gesamtwerk.

Man wird zu ihm nicht leicht ein Gegenstück namhaft machen können. Wesentlich erscheint, daß die einheimischen Gewährleute und Beiträger offenbar gern die vor allem aus Innsbruck stammenden wissenschaftlichen Bearbeiter zu Wort haben kommen lassen. Ohne die Beamten des Landesarchivs, des Denkmalamtes, des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, der verschiedenen Institute der Innsbrucker Universität wäre dieses Werk niemals in solchem Umfang und mit solcher Solidität zu schaffen gewesen. Es ist erfreulich, daß auch die in Innsbruck betriebene Volkskunde hier voll eingesetzt werden konnte, wodurch das Stadtbuch auch für uns noch an Bedeutung gewonnen hat.

Leopold Schmidt

Volkstum zwischen Moldau, Etsch und Donau. Festschrift für Franz Hieronymus Riedl (= Ethnos. Schriftenreihe der Forschungsstelle für Nationalitäten- und Sprachenfragen, Bd. 10), 416 Seiten, mit 1 Porträt, Abb. und Skizzen im Text. Wien 1971, Verlag Wilhelm Braumüller. S 382,—.

Kein Buch unseres Faches — wie der Titel vielleicht annehmen ließe —, aber für die Geschichte unseres Faches in den dreißiger Jahren von Wichtigkeit. Denn Franz Hieronymus Riedl, dem diese Festschrift zum 65. Geburtstag gewidmet erscheint, wobei die Leitung des Bandes Theodor Veiter inne hatte, Riedl war ein Journalist, der aus den Kreisen der Wiener Jugendbewegung, vor allem der katholischen, ganz persönlich in die Bereiche der Erkundung des Grenz- und Auslandsdeutschtums vorstieß. Und damit vielfach das gleiche tat, wie so manche Volkskundestudenten von damals, Schüler von Haberlandt und von Hassinger und ihre Freunde. Ihre Wege müssen sich vielfach gekreuzt haben.

Dementsprechend ist der forschungsgeschichtlich wichtigste Beitrag der des Jubilars selbst, seine Ausschnitte aus einer lebensvoll geschriebenen Selbstbiographie. Aber man wird auch manche der eigentlichen Festschriftbeiträge von uns aus interessiert zur Kenntnis nehmen, ob es sich um Siebenbürgen in der Schau von Otto Folberth, um eine Darstellung der Untersteiermark durch Manfred Straka, oder um die Umsiedlung der Südtiroler Optanten nach Vorarlberg (von Peter Meusburger) handelt. Vom Standpunkt der Forschungsgeschichte ist der Beitrag von Werner Vetter über Alfred Karasek von Wichtigkeit. Von den über Südtirol handelnden Beiträgen muß besonders der von Karl Wolfsgruber über die Museen in Südtirol genannt werden. Ein besonderes Stück Wissenschaftsgeschichte behandelt der Beitrag von Arnold Weingärtner über Wesen und Funktion der Zeitschrift „Nation und Staat“. Es stehen viele sehr persönlich gefärbte Beiträge in dem Band, so manche Erinnerungen, und nicht zuletzt so manche volkstumspolitische Aufsätze, die man in dieser Form heute kaum mehr lesen kann. An manchen Beiträgen merkt man so richtig, wie rasch doch die Zeit vergeht, und wie die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts mit den dreißiger Jahren gar nichts mehr zu tun haben oder doch zu tun haben scheinen. Mitunter glaubt man wahrhaftig einer Schattenbeschwörung beizuwohnen.

Man könnte, über diese Festschrift hinaus, solche Schatten wohl auch in unserer Fachgeschichte beschwören. In Nachrufen für die eine oder andere Persönlichkeit wird man mitunter dazu sogar gezwungen. Vielleicht ist es gerade bei solchen Gelegenheiten von Nutzen, diesen Band mit seinen Beiträgen und nicht zuletzt mit seiner Riedl-Bibliographie zur Hand zu haben, denn Riedl hat so manche Teile des Weges auch unseres Faches in seinen vielen Zeitschriften- und Zeitungsartikeln mitgezeichnet, berührt oder doch angedeutet. Leopold Schmidt

Günther Franz, Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (= Deutsche Agrargeschichte, Bd. IV), 288 Seiten, mit 20 Abb. und 15 Bildtafeln. Stuttgart 1970, Verlag Eugen Ulmer. DM 52,—.

Der Band schließt diese „Deutsche Agrargeschichte“ ab, auf deren Einzelbände wir stets hingewiesen haben. Erst mit diesem Band wächst sie eigentlich zu einer wirklichen Agrargeschichte zusammen, die doch gleichzeitig eine deutsche Bauerngeschichte sein muß. Günther Franz,

der sich auf viele Vorarbeiten aus einem langen eigenen Wirken stützen kann, hat sich den Band mit Recht vorbehalten und einen sehr lesbaren, sehr umfassenden Querschnitt durch die Geschichte des deutschen Bauernstandes von der Karolingerzeit an geboten. Es handelt sich um Geschichte, nicht etwa um Volkskunde, aber wir tun zweifellos gut daran, gerade in diesem Fall die Nachbarwissenschaft Geschichte immer wieder zu befragen, um die Züge der jeweiligen Volkskultur vor dem Hintergrund der politischen und sozialen Geschichte des Bauernstandes zu sehen. Eine mittelhessische Volkskunde etwa wird ohne Berücksichtigung der Sondergeschichte des Rheingaus nicht auskommen können, eine Kärntner Volkskunde nicht ohne stete Miterwägung der vielschichtigen bauerngeschichtlichen Probleme Karantaniens. Günther Franz läßt für jede Periode den Blick über alle deutschen Länder gleiten, zieht die bauerngeschichtliche Literatur bis zu den jüngsten Neuerscheinungen heran, sieht Sozialgeschichte immer unter dem Aspekt der ständischen Gliederung und ihrer dauernden Weiterwirkung; wir werden hier also Bekanntes kaum vermissen, viel Neues, bisher kaum Verwertetes finden. Auch das ehemalige und jetzige Auslandsdeutschtum ist behandelt, obgleich sich die standesmäßige Bauerngeschichte hier vielfach von der in der alten Heimat beträchtlich unterschied. Man lernt also vielfach dazu, nicht zuletzt aus der Interpretation der viele Themen neu erfassenden Kärtchen. Die volkskundliche Kartographie wird sich damit beschäftigen müssen.

Leopold Schmidt

Gerhard Eis, Forschungen zur Fachprosa. Ausgewählte Beiträge. 439 Seiten. Bern und München 1971, Francke Verlag.

Wer das Lebenswerk des Heidelberger Ordinarius für Altgermanistik und Volkskunde nicht kennt, wird ein Buch mit diesem Titel fachlich kaum zur Kenntnis nehmen. In Wirklichkeit stecken in diesem Band gesammelter Abhandlungen wie in allen Arbeiten von Eis auch wichtige Beiträge zur Volkskunde, und vor allem vielfache Anregungen, die angeschnittenen Gebiete von uns aus weiter zu betrachten.

Der Band umfaßt 57 kleinere Abhandlungen aus vielen Jahren, meist zur Volksmedizin und zur Tierarznei des Mittelalters. Es stehen Abhandlungen „Zur Geschichte des Antoniusfeuers“ (bei den Schweinen) neben solchen wie den „Altdeutschen Hausmitteln gegen Trunkenheit und Trunksucht“; Mitteilungen wie die „Zu den zeitgenössischen Aufzeichnungen über die süddeutschen Pferderennen im 15. Jahrhundert“ neben jenen über „Model für Melonen, Quitten und andere Früchte“, letzterer kleiner Beitrag vor allem für Modellsammler sehr interessant. Man wird aber auch Abhandlungen wie die „Nachricht von einem besonderen Krötenstein“ ebenso mit Interesse lesen wie den Beitrag über „Wolfskugeln“. Für die Glaubens- und Erzählforschung ist die Abhandlung über den „Mythus vom Fischkönig in der altdeutschen Fachprosa“ bedeutsam, da das Thema von den „Herrn der Tiere“ ja noch lange nicht erschöpfend behandelt erscheint. Nur einen Hinweis bedeutet die Miscelle „Die Tannhäusersage bei Gauern und Walen“. Etwas allgemeiner als die anderen Abhandlungen ist der kleine Essay „Der Homunculus in der Sage“ gehalten. Eis hat sich mit so vielen Dingen beschäftigt, daß er über viele Gebiete auch sehr selbständige Meinungen vortragen kann. Das merkt man an seiner streitbaren Glosse „Überschätzung der klassischen Antike?“ Das Thema könnte sehr viel weiter führen. Es ist gar keine Frage, daß Prähistorie und außerklassische

Archäologie unseren Horizont tatsächlich sehr über die Mittelmeerantike hinaus erweitert haben. Ob man das von der Geschichte der Medizin aus betrachtet, wie Eis es tut, oder von der Geschichte des Brotes, wie beispielsweise Max Währen, es zeigt sich immer wieder, daß wir gerade von den volkskundlich erforschten Gebieten aus vielfach über die klassische Antike hinaus zurückgreifen müssen — freilich, ohne deren besondere Werte dabei zu vernachlässigen.

Man sieht, ein vielschichtiges, anregendes Buch, mit dauernden Beweisen der Fruchtbarkeit einer intensiven Detailforschung.

Leopold Schmidt

Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970. Herausgegeben von der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart. 198 Seiten. Stuttgart 1971, Verlag W. Kohlhammer.

Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger. Herausgegeben im Auftrag der Badischen Landesstelle für Volkskunde, von Peter Assion. 328 Seiten. Stuttgart 1971, Verlag W. Kohlhammer.

Im letzten Jahr sind knapp nacheinander zwei Bände erschienen, welche die Mehrgeleisigkeit und Widersprüchlichkeit zeigen, die zur Zeit in der Volkskunde des deutschen Südwestens herrscht. Der vorliegende Band des seit längerem bekannten „Württembergischen Jahrbuches“ schließt nur mehr dem Titel nach an dieses Organ an. Irmgard Hampf teilt in einem kurzen Vorspruch mit, daß alle hier abgedruckten Beiträge aus dem Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Volkskunde hervorgegangen seien. In dem Augenblick, da der Band erschien, hieß das Institut allerdings nicht mehr so, es hatte sich in „Institut für empirische Kulturforschung“ umgetauft. Auf einen derartigen Wandel weisen auch die Beiträge des Bandes hin, die den der Bausingerschen Schriftenreihe „Volksleben“ thematisch entsprechen. Da gibt es also etwa einen Beitrag über „Folksong in der Bundesrepublik“ oder einen anderen über „Aspekte im Gesellschaftsbild des Kioskromans“, und zwei Autoren haben sich intensiv mit „Kinderfest — Fest der Kinder?“ beschäftigt. Es erscheint mir nicht erforderlich, auf diese und andere Seminararbeiten einzugehen. Falls sie, wie dies ja der Fall zu sein scheint, in die Richtung einer „empirischen Kulturforschung“ zielen, dann sollen sie auch dort beurteilt werden; ich weiß zwar nicht, wo diese Disziplin beheimatet ist, aber im Grunde interessiert es mich ja auch nicht. Mit unserem Gebiet, also vielleicht dem „Volksleben“, hat sie offenbar nichts zu tun, will sie auch nicht zu tun haben, denn der letzte Band der vordem so betitelten Reihe hat ja „Abschied vom Volksleben“ geheißen. Wenn man in volkstümlichen Personifikationen denken dürfte, könnte man sich wohl vorstellen, daß das Volksleben recht froh war, als sich diese seine bisherigen Betreuer von ihm verabschiedeten.

Vielleicht hat es sich ein bißchen südwestlicher von Tübingen gewendet und ist in Baden wieder zum Vorschein gekommen. Der vorliegende Band der Festschrift für Heiner Heimberger scheint doch dafür Zeugnis abzulegen. Wer nicht die Bände des Bayerischen Jahrbuches für Volkskunde in den letzten zwanzig Jahren gelesen hat, wird die verstreuten Arbeiten Heimbergers, der im nordöstlichen Baden zu Hause ist, kaum kennen. Auch sein Schriftenverzeichnis, veröffentlicht im „Ekkhart“, Jahrbuch für das Badener Land, 1970, S. 167 ff., hat zweifellos nicht einmal alle Fachbibliotheken erreicht. Dennoch ist es

keine Frage, daß es verdienstlich war, dem Volkskundler des Baulandes, wie man Heimberger genannt hat, eine ansehnliche Festschrift zu widmen.

Dieser Band „Ländliche Kulturformen“ zeigt Beitrag für Beitrag, was auf diesem Gebiet tatsächlich volkskundlich geleistet werden kann und geleistet wird. Die Beiträge fügen sich beinahe nahtlos aneinander: Karl Hillenbrand schreibt über „Geheime Marksteinezeugen in Baden und Württemberg“, Helmut Dölker, direkt thematisch anschließend, über „Das Schiederbüchlein von Wachbach“ (bei Mergentheim). Dann berichtet Josef Dünninger über ein „Rüegericht eines unterfränkischen Dorfes im 19. Jahrhundert“ (es handelt sich um Gofmannsdorf bei Hochheim in Unterfranken). Gotthilde Güterbock bearbeitet die „Haus-, Hof- und Handwerkszeichen im Odenwald“ (mit 16 schönen Abbildungen). Peter Assion, geschätzter Mitarbeiter auch an unserer Zeitschrift, beschäftigt sich ausführlich mit dem „Bäuerlichen Tagewerk vor der Mechanisierung“ im Sinn von „Fränkischen Beiträgen zur Sozialgeschichte, Gerätekunde und landwirtschaftlichen Fachsprache“. Irmgard Hampp, die in ihrem eigenen Jahrbuch nicht das Wort ergriff, steuert hier „Proben aus der schwäbischen Küche“ bei. Weitere Beiträge gehören stärker der sprachgebundenen Volksüberlieferung an: Angelika Bischof-Luithlen hat „Sprachschichten und Ausdrucksformen in altwürttembergischen Inventurakten“ erarbeitet, Wolfgang Mieder ist dem „Sprichwort in den ‚Schwarzwälder Dorfgeschichten‘ von Berthold Auerbach“ nachgegangen. Auerbach ist sicherlich keine besonders gute Quelle, aber die Bearbeitung des in den Vereinigten Staaten arbeitenden Germanisten zeigt, daß man auch so dürftiges Material methodisch fruchtbringend auswerten kann. Die achtzigjährige Josefine Wehrauch widmet dem siebzigjährigen Heimberger die erstmals von ihr aufgezeichneten „Neudenaauer Sagen und ihre Erzähler“; Assion hat den Beitrag pietätvoll kommentiert. Dann folgen Beiträge aus den Gebieten von Volksglauben und Volksbrauch. Besonders wichtig darunter die Arbeiten von Wilhelm Kutter, „Pelzmärtl und Christkindle im oberen Enztal und verwandte Gestalten“, dann als „Anmerkungen zu einer unbekanntten Fasnachtslandschaft“ von Werner Kieser „Fasnacht im badischen Frankenland“. Ein wichtiger Nachtrag zu den von Bausinger in früheren Jahren so verdienstvoll inaugurierten Fasnachtsforschungen. Von Heinz Schmitt stammt der Beitrag „Sommertagsbrauch in der alten Kurpfalz und in Weinheim an der Bergstraße“, der also ein besonders der pfälzischen Volkskunde seit langem wohlvertrautes Thema wiederaufnimmt. Robert Hensle schreibt kurz über „Weihnachts- und Osterbrauchtum der Heimatvertriebenen“, mit dem unvollständigen Text eines kleinen Weihnachts-spieles aus Weindorf. Etwas außer der Reihe steht der Beitrag von Wolfgang Brückner, „Zum Walldürner Blutaltar und seinen Meistern“, der die künstlerischen Gestaltungen des Altars in der bedeutenden Wallfahrtskirche in den Jahren von 1616 bis 1684 quellenmäßig behandelt. In der Andachtsbildersammlung unseres Museums ist Brückner auf einen Stich von Hendrik Goltzius gestoßen, der als Vorlage zu einer der Tafeln des Blutaltars von Ulrich Bühler (Würzburg 1621) gedient haben muß: Immerhin ein schöner Beleg dafür, was bei einer vernünftigen Zusammenarbeit alles herauskommen kann.

Aber davon überzeugt ja eigentlich der ganze Band, diese unerwartete Festschrift für Heimberger, die wir als ein beachtliches Lebenszeichen der Volkskunde im deutschen Südwesten ansprechen möchten.

Leopold Schmidt

Sigmund Freiherr von Pölnitz, Vierzehnheiligen. Eine Wallfahrt in Franken. Mit einem Beitrag von Busso Peus. 126 Seiten und 88 Tafeln Abb. und 3 farbigen Titelbildern. Weissenhorn 1971, Anton H. Konrad Verlag.

Die große fränkische Wallfahrt hat eine neue schöne Monographie erhalten. Der Bamberger Domkapitular, der sich schon mehrfach mit der fränkischen Volksfrömmigkeit befaßt hat, konnte nunmehr eine übersichtlich gegliederte, liebevoll geschriebene Wallfahrtsmonographie vorlegen, die das bedeutende Thema von allen Seiten zu erfassen versucht. Die Entstehung der Vierzehnheiligen-Verehrung im Spätmittelalter, die Konzentration auf Frankenthal und auf die Vision des jungen Hirten Hermann Leicht, das Mirakel des Jesuskindes im Kinderkranz, der gleichzeitig als Nothelferscheinung galt, das alles wird eingehend, mit dauernder Bezugnahme auf die Zeugnisse (schriftlicher und bildlicher Art), dargetan. Dann, nach Erläuterung der Ausstrahlung dieser Art von Nothelferverehrung von Franken aus, läßt sich die Geschichte des Gnadenortes und seiner Kirche schon leichter erzählen. Die vielen merkwürdigen, oft sehr düsteren Geschehnisse werden ebenso geschildert wie der Bau des großartigen Gotteshauses nach den Plänen von Balthasar Neumann. Wenn man, wie das bei uns der Fall ist, in dem Sommerschloß des gleichen Mannes sitzt, der dann in seinen späten Jahren den Bau von Vierzehnheiligen geplant und durchgesetzt hat, dann fühlt man sich diesen baugeschichtlichen Ereignissen vielleicht noch mehr verbunden als mancher andere. Ohne den großen Fürstbischof Friedrich Karl Graf von Schönborn wäre Vierzehnheiligen nicht neu gebaut worden, wenn Vollendung und Einweihung auch erst unter seinem Nachfolger Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim erfolgen konnten. Daß der gleiche Seinsheim einige Jahrzehnte später die Aufklärung in seinem Bistum durchführen sollte, die auch Vierzehnheiligen gewaltigen Abbruch getan hat, wird in dem schönen Buch aber auch, und zwar wieder mit viel Anteilnahme, dargetan.

Die ungemein lebensvolle, aber immer auf dem Quellenmaterial beruhende Darstellung wird durch die sehr reiche Bebilderung dankenswerterweise abgestützt. Kirchen, Kultobjekte, Votivbilder, Wallfahrtsandenken, nicht zuletzt kleine Andachtsbilder sind hier herangezogen, viele Museen und Bibliotheken haben ihre Objekte zur Verfügung gestellt, so daß ein sehr vollständiges Bild entstehen konnte. Der Spezialist der religiösen Numismatik, Busso Peus, hat den Beitrag „Die Wallfahrtsmedaillen von Vierzehnheiligen“ beige-steuert. Aber das Buch bleibt nicht beim „Antiquarischen“ stehen: Auch der heute lebendige Wallfahrtsbrauch ist durchaus mitberücksichtigt, wie beispielsweise die schönen Bilder von verschiedenen Prozessionen und ihrer „Einholung“ beweisen. Ein rechter Gewinn also für die ganze, nicht nur für die zunächst beteiligte fränkische religiöse Volkskunde.

Leopold Schmidt

Karl Pagel, Mecklenburg. Biographie eines deutschen Landes. 258 Seiten. Göttingen 1969. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. DM 24,—.

In den letzten Jahren war mehrfach darauf hinzuweisen, daß Mecklenburg in der deutschen Volkskunde zur Zeit eine geradezu bevorzugte Stellung einnimmt: Immer wieder werden u. a. Ausgaben von Märchen, Sagen und Schwänken aus einem schier unerschöpflichen Vorrat vor-

gelegt, und die Auswertung zeigt, daß besonders das Sagen- und Schwankgut der Landschaft stark sozialgeschichtlich gesehen werden muß.

Da ist es gut, daß gleichzeitig eine lesbare Geschichte dieses Landes erscheint, die alle Probleme umfassend darstellen will, als „Biographie“ geradezu. Pagel hat es aus eigenem Erlebnis und aus dem Aufarbeiten der beachtlichen historischen Literatur heraus verstanden, eine solche lebensvolle Gesamtdarstellung wirklich zu geben, in der auch die leidvolle Sozialgeschichte, vor allem die Geschichte der dort unwahrscheinlich lang beibehaltenen Leibeigenschaft erfaßt erscheint. Er liest aus den Daten der Abgaben, der Frondienste, das Verhältnis der Bauern zu den Rittern heraus, und zitiert Quellen, die sich sofort und direkt für uns verwenden lassen. Es kommen aber auch die respektablen Angehörigen der führenden Schichten nicht zu kurz, Pagel pflegt ein gesundes mecklenburgisches Heimatbewußtsein. Da wird nicht nur, wie wohl früher so oft, auf Fritz Reuter Bezug genommen, sondern auch auf Ernst Barlach. Und vielfach überlegt Pagel, und das mit Recht, in einem wie hohem Ausmaß eigentlich das „Niederdeutsche“ an den Dingen das Verständnis nach anderen Richtungen hin absperrt. Da ist etwas dran, das versteht jeder süddeutsche Reuter-Leser. Aber Bücher wie das vorliegende tragen sicherlich dazu bei, auch diese Barriere zu überwinden und Mecklenburg im gesamt-niederdeutschen Raum besser als bisher zu verstehen.

Leopold Schmidt

Gisela Jaacks, Das Lübecker Volks- und Erinnerungsfest. (Allgemeines Scheibenschießen) (= Volkskundliche Studien, herausgegeben von Walter Hävernick und Herbert Freudenthal, Bd. V). 182 Seiten (vervielfältigt), 23 Abb. auf Tafeln. Hamburg 1971, Museum für Hamburgische Geschichte.

Das 19. Jahrhundert, das soeben in der Kunstgeschichte entdeckt wird, gelangt auch in unserem Fach nunmehr zu einer gewissen Würdigung. Nach anfänglichen Schwierigkeiten, den Wandschmuck der Großeltern für beachtenswert zu finden, hat sich die Siedlungs- und Wohnforschung darauf besonnen, und macht allmählich aus dem städtischen und industriellen Erbe der Gründerzeit einen Gegenstand unserer Forschung. Gleiches ist für das Volksfestwesen zu beachten. In der Schweiz hat man immer schon darauf geachtet, aber seit Theo Gantner seine schöne Ausstellung mit der reichen Volksfest-Graphik in Basel veranstaltet hat, weiß man, daß es sich auch hier um bisher ungenützte Möglichkeiten handelt.

Der Hamburger Schule waren diese Dinge schon seit Jahren geläufig, Walter Hävernick hat an der Wiederentdeckung des 19. Jahrhunderts beträchtlichen Anteil. Er hat auch diese Dissertation über ein beträchtliches Lübecker Volksfest angeregt, das ganz offensichtlich auf die Feste um das Jahr 1848 zurückgeht, und damit in die Reihe der vor allem nationalen und patriotischen Feste gehört, wie sie für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts so bezeichnend werden sollten. Gisela Jaacks hat das Thema von allen in Betracht kommenden Seiten her in Angriff genommen. Sie hat einerseits, auf Akten, Zeitungsnotizen und alte Bilder gestützt, die Geschichte des Festes, das im Kern mit dem alten Schützenfest zusammenhängt, geschrieben. Sie hat aber auch die „Gestaltung des Festes“ und seine „Bedeutung“ herausgearbeitet. Was sich über Festschleifen, Festplätze, Festzüge usw. erheben läßt, ist hier zusammengestellt. Sehr wesentliches, nämlich der Anteil der Veran-

stalter und der Teilnehmer, ist erfaßt, soweit dies eben bei einem so vergänglichen Gebilde möglich erscheint.. Ein gutes Vorbild für die Untersuchung ähnlicher Feste in anderen Städten.

Leopold Schmidt

Staatliche Museen zu Berlin. Forschungen und Berichte,
B d. 13 : Kunsthistorische und Volkskundliche Beiträge. 237 Seiten. Berlin 1971, Akademie-Verlag.

Der stattliche, großformatige Band mit den zahlreichen Abbildungen auf Tafeln und im Text ist auch für uns wichtig, da hier zum ersten Mal ein eigener volkskundlicher Teil aufgenommen erscheint. Das heißt, Ulrich Steinmann hat die Bedeutung des Museums für Volkskunde in Ostberlin im Verband der Staatlichen Museen zu Berlin offensichtlich so kräftig unterstreichen können, daß nunmehr die Eigenstellung dieser Sammlung auch im gemeinsamen Berichtband hervortritt. Das ist also durchaus erfreulich.

Dieser Teil „Volkskundliche Studien“ enthält folgende Einzelbeiträge: Ulrich Steinmann, Die ältesten Siegelbilder der mecklenburgischen Städte Grabow, Neustadt-Glewe und Hagenow. Ferner die quellenkundlich sehr bemerkenswerte Abhandlung von Saulvedis Cimermanis (Riga), Die Reiseskizzen Johann Rudolph Sturns als Quelle für die Geschichte der materiellen Kultur Lettlands. Zur Glaubwürdigkeit des Reisealbums von Meyerbergs Gesandtschaftsreise (1661/62). Die vielen Zeichnungen von litauischen und lettischen Häusern und Höfen aus dem späten 17. Jahrhundert stellen zweifellos einen sehr beachtenswerten Fund dar. Schließlich folgt ein Sammelartikel, der für uns von besonderem Interesse ist „Zu den Rasselgeräten der Hirten und Schäfer“. Es äußern sich darin im einzelnen Ulrich Steinmann über die Klimperküle aus Brandenburg, Peter Wiefert über die Ringknüppel auf Fehmarn, Ulrich Steinmann wieder über einen Ringstock aus Oberhessen (den einzigen, der sich bisher erhalten hat), und Fritz Klocke über die Wurfstöcke oder Werftketten der Schäfer. Dieser tätige Leiter des Heimatmuseums von Ballenstedt schreibt überdies auch über Milchwirtschaftsgeräte aus dem Harz, mit sehr eindrucksvollen Strichzeichnungen.

Auch im Berichtteil des Bandes ist das Museum für Volkskunde vertreten. Steinmann berichtet dort über die Erwerbungen, die Leihgaben und vor allem über seine Außenstelle Wandlitz. Die Möglichkeit, in diesen Sammelbänden der Berliner Museen über die volkskundliche Arbeit in Berlin zu berichten, sollte auch weiterhin genützt werden.

Leopold Schmidt

Hannjost Lixfeld, Gott und Teufel als Weltschöpfer. Eine Untersuchung über die dualistische Tiererschaffung in der europäischen und außereuropäischen Volksüberlieferung (= Motive. Freiburger Folkloristische Forschungen, Bd. 2). 219 Seiten. München 1971, Wilhelm Fink Verlag. DM 38,—.

Zunächst ist einmal die neue Schriftenreihe zu begrüßen: Diese „FFF“, also Freiburger Folkloristische Forschungen, deren Obertitel „Motive“ vielleicht nicht alles umfassen wird, was die Reihe einmal bieten könnte, diese neue Reihe also wird in Freiburg im Breisgau „in Verbindung mit Peter Assion, Otto Basler, Hartmut Braun, Rolf W.

Brednich, Otto Holzapfel, Johannes Künzig, Hannjost Lixfeld, Gertraud Meinel, Dietz-Rüdiger Moser, Leander Petzoldt, Hermann Schilli, Wolfgang Suppan, Klaus Welker, Waltraud Werner herausgegeben von Lutz Röhrich". Man sieht, in Freiburg gibt es eine stattliche Anzahl beamteter Vertreter unseres Faches, und Lutz Röhrich hat sie, man möchte sagen: demokratisch, auf dem Titelblatt zusammentreten lassen. Hoffentlich ist das ein zukunftsweisender Versuch.

Der vorliegende Band bietet eine Dissertation aus der Schule Röhrichs, die dem Obertitel der Schriftenreihe sehr entspricht. Wer die „Natarsagen“ von Oskar Dähnhardt (Leipzig 1907) gelesen hat, weiß, was gemeint ist, und kennt auch schon eine wichtige Richtung der Interpretation. Lixfeld ist dem Problemkomplex weiter nachgegangen, hat zusammengebracht, was in den über sechzig Jahren seit Dähnhardt dazugesammelt wurde, und kann so ein sehr wohl geordnetes Material vorlegen. Die „dualistische Tierschöpfung“ in Sagen, Schwänken, Anekdoten wird nach „Redaktionen“ gegliedert, also etwa: Gott und der Teufel erschaffen Vögel und Kriechtiere; die Erschaffung der Wassertiere; der Kampf zwischen Katze und Maus usw. Es schieben sich jeweils auch Legendenmotive ein: Das Spielzeug des kleinen Jesus, nach den apokryphen Quellen. Und „Das junggeglühte Männlein“ (KHM 147) wird in seiner Beziehung zu den dualistischen Schöpfungserzählungen gesehen. „Märchen“ war die Erzählung ja nicht, ein Schwank bei Hans Folz wie bei Hans Sachs und in nahestehenden Quellen. Man sieht, schon die Darstellung des Hauptkomplexes muß Exkurse auf sich nehmen, um den themenreichen Stoff zu bewältigen. Sodann versucht Lixfeld „Glaubenswirklichkeit und Funktion der Erzählungen“ herauszuarbeiten. Nun, „geglaubt“ hat man diese zum Teil doch aitiologischen Geschichten anscheinend nie, man hat sich der dankbaren Motive offensichtlich meist zur Erzielung komischer Wirkungen bedient. Nicht umsonst erscheint Osteuropa an der Verbreitung gerade dieser Geschichten so stark beteiligt. „Alter und Herkunft der dualistischen Tierschöpfung“ werden versuchsweise umkreist: Die angebliche iranische Herkunft, der angebliche Zusammenhang mit den Bogumilen, alles, was hier schon einmal vorgebracht wurde, wird hier nochmals gebracht und kritisch überprüft. Ein „eindeutiges Ergebnis“ gibt es nicht. Vermutlich kann es auch keines geben, wenn man die Fragen nicht allgemeiner geistesgeschichtlich formuliert, und dem spielhaften Element der Kultur eine weit größere Bedeutung zumißt, als ihr zumindest von seiten der älteren Motivforschung immer zugemessen wurde. Für eine solche erweiterte Betrachtung des interessanten Themas bietet die Arbeit von Lixfeld eine ganz vorzügliche Ausgangsbasis.

Leopold Schmidt

Johannes Nyder, **Formicarius**. Einführung: Hans Biedermann. XIX und 249 Seiten. Graz 1971, Akademische Druck- und Verlagsanstalt.

In Wien und in Köln hatte der nachmals ab 1425 und neuerdings um 1436 als Universitätslehrer der Theologie, zwischendurch als Prior des damals besonders glaubensstrengen und streitbaren Dominikaner-Ordens zu Nürnberg und zu Basel wirkende, um 1380 zu Isny im Allgäu geborene Johannes Nyder (Nider, Nieder) studiert, ehe er in einer Reihe von Schriften der strengen Observanz seines Ordens Bahn brach, sich (auch als Teilnehmer des Konzils von Konstanz 1414) theologisch mit dem Hussitismus auseinandersetzte und sich dauernd als Prediger im

gesamten oberdeutschen Raum, zumal auch in der österreichischen Ordensprovinz hervortat. Gehören schon Nyders Sendschreiben an die Hussiten der höchst zwielichtigen Periode zu Beginn des letzten spätmittelalterlich-vorreformatrischen Konzils von Basel (1431—1449) (nicht 1499 wie fehlgedruckt S. IV) an, die tiefe Einblicke in das geistige Ringen der Zeit gewähren, so wird das oft abgeschriebene und nachher etliche Male gedruckte Werk, der um 1435 entstandene „Formicarius“, d. h. das „Ameisenbuch“ geradezu zu einer Hauptquelle des Volksglaubens im Spätmittelalter vor der Folie des in sich uneinigen, die Spaltungen innerhalb der Romkirche selber gefährlich offenbarenden Konzils. Der Nachdruck der vorliegenden Ausgabe richtet sich nach einem (undatierten, um 1480 anzusetzenden) Druck von Guldenschaff in Köln, neben dem einer ebenfalls noch aus dem 15. Jahrhundert zu Augsburg, dann die Drucke Straßburg 1517, Paris 1519, Douai 1602 stehen. Weiters sind breite Auszüge aus dem „Ameisenbuch“ im zeitkennzeichnend-berichtigten „Malleus maleficarum“, dem „Hexenhammer“ der Ordensgenossen Institoris und Sprenger einverleibt. Auch sonst finden sich in der damals so sehr verbreiteten Literatur des „Interessanten, Dämonischen, Phantastischen, Visionären“ der aufgewühlten Zeit viele Spuren unseres „Formicarius“, auch „Liber formicarum“, „Formicarium de maleficiis, earumque praestigiis ac deceptionibus ad exemplum sapientiae“ u. ä. in den Drucken noch des 17. Jahrhunderts genannt. In sicherlich gewollter Titelkontrafaktur zum „Bienenbuch“ — „Apiarius“ des Thomas von Brabant wird im „Formicarius“ ein „Theologus“ zum Dialog mit einem „Piger“ (= der Faule, d. i. der Schüler) eingeführt, daß er gemäß dem alttestamentlichen Buch der Sprüche (6,6: Gehe hin zur Ameise, du Fauler; siehe ihre Weise an und lerne!) die Wunder der Schöpfung und die Lehre des Heils im Bilde des Bienenvolkes offenbar werden lasse. Es ist die Welt des ins Wanken geratenen Glaubens, an dessen Stelle in der von der Existenzangst des Chiasmus und anderer neurotischer Endzeitvisionen bedrängten Menschenseele Dämonenfurcht, Hexenglaube, Teufelsbundgedanken traten. Also sollten die Gnadenmittel der Kirche den Menschen auf den Weg des Heils zurückführen, ihn vor allem vor solchen Gefahren im Geistig-Seelisch-Physischen bewahren. Also die lehrhafte Tendenz des „Theologus“ gegen Alkohol und sexus-Laster, gegen Hussitismus, Häresien und Libertinage, gegen Nigromanten und Schwarzkünstler, vermischt mit seltsam eindringlichen Betrachtungen über Farbsymbolik, Träume und Traumdeutung und über alle jene Gestalten der neurotischen Phantasie, die für jene Zeit volle Realität im wiederum geistig-seelisch-körperlichen Erlebnis haben wie Incubus, Succubus, Dämonendruck und Geisterbeschwörung gegen sie. Leider fehlt — was bei solcher Inhaltsfülle des „Formicarius“ mehr als zu bedauern ist! — ein Register. Es war „aus Kostengründen bei der Vorbereitung dieser Auswahl leider nicht möglich“ (IX). Darüber hilft die (von J. Jereb besorgte) Übersetzung von Nyders viel zu knappen eigenen Inhaltsangaben der Einzelkapitel nur sehr notdürftig hinweg. Denn der wissenschaftlich Forschende muß auf den originalen Text zurückgreifen. Der ist zwar technisch sehr gut wiedergegeben. Doch das spätmittelalterliche Kirchenlatein, noch dazu mit der damals im Inkunabeldruck verwendeten Überfülle von Abbrüviaturen, birgt für den Benützer, der immer wieder Einzelheiten suchen wird, manche Schwierigkeiten. Hier war Sparsamkeit doch fehl am Platze! Über eine Fülle weiterer Schriften Johannes Nyders, lateinisch und deutsch geschrieben, von denen die meisten nachmals wiederholt im Druck erschienen sind, unterrichtet

Hans Biedermann, der den „Formicarius“ selber für sein „Handlexikon der magischen Künste“ (Graz 1968) verwenden hatte können auf S. IX bis XII. Die Volkskunde erhielt mit dem Facsimiledruck des „Formicarius“ für ihre Spätmittelalter-Studien, bei denen Vergleiche mit gegenwärtigen Erfahrungen und Versuchen mit Drogen, Salben, „Hexensabbat“, Rauschgift-„trips“ u. ä. Erscheinungen unserer Spätkultur nahe liegen, eine wichtige Quelle geboten.

Leopold Kretzenbacher

Johannes Agricola, **Die Sprichwörter-Sammlungen**. Herausgegeben von Sander L. Gilman (= Ausgaben deutscher Literatur, o. Nr.), 2 Bände, 555 und 433 Seiten. Berlin und New York 1971, Walter de Gruyter. DM 240,—.

Karl Friedrich Wander, der Schöpfer des deutschen Sprichwörterlexikons, hat Agricola den „Erzvater“ der Sprichwortsammlung genannt. Und mit Recht: War Agricola wohl nicht der erste, der an der Wende von Mittelalter und Frühneuzeit Sprichwörter sammelte, so war seine Sammlung, die er zunächst mit 750, dann noch um 500 erweitert vorlegte, lange Zeit die umfangreichste und wirkungsvollste. Es war keine moderne Sprichwörtersammlung selbstverständlich, sondern eine Sammlung von Exempeln, Ratschlägen, Überlegungen, an die gesammelten Sprichwörter jeweils angehängt. Der Prediger konnte sie zweifellos gut verwenden. Der Landsmann und Zeitgenosse Luthers war ja auch Prediger, in Sachsen und später in Brandenburg in theologischen Funktionen tätig, vielfach in die religiösen und literarischen Kämpfe seiner Zeit verstrickt, aber immer reichstreu und innerlich dem alten Herkommen und dem Kaiser ergeben. Das brachte ihm Anfeindungen, aber auch Sprichwörtererfahrungen, sein Werk ist in den Jahren der Polemik, auch Luthers, gegen ihn, nur gewachsen.

Die vorliegende schöne Ausgabe bringt die vollständigen Texte der Sammlungen und erläutert sie in einem umfangreichen Nachwort. Daß die Ausgaben und ihr Verhältnis zueinander genau beschrieben und bestimmt werden, ist sozusagen selbstverständlich. Aber die aus zeitgenössischen Zeugnissen aufgebaute Biographie geht doch weit darüber hinaus, man kann die Zeit und die Menschen dieses mittleren 16. Jahrhunderts wieder einmal besser verstehen, wenn man dies alles mitgelesen hat. Vorzügliche Verzeichnisse, nämlich ein Sprichwörterverzeichnis und ein Namensregister, schlüsseln das Quellenwerk in dankenswerter Weise auf.

Leopold Schmidt

Gertrud Angermann, **Stammbücher und Poesiealben als Spiegel ihrer Zeit**. Nach Quellen des 18.—20. Jahrhunderts aus Minden-Rabensberg (= Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 20). XVI und 530 Seiten, 29 Abb. auf Tafeln, 1 Titelbild farbig. Münster in Westfalen 1971, Verlag Aschendorff. DM 60,—.

Ein gewichtiger Band über die meist recht zarten, leichten Stammbücher. Eine gewissenhafte Monographie, aufgebaut auf dem Material einer einzigen Landschaft, aber mit Heranziehung der bisherigen Literatur, die ja verhältnismäßig wenig zahlreich ist. Das Büchlein von Alfred Fiedler, Vom Stammbuch zum Poesiealbum, das sich ausdrücklich als eine „volkskundliche Studie“ deklarierte, machte 1960 einen gewissen Neuanfang. Veröffentlichungen aus Süddeutschland und aus

Österreich, beispielsweise aus Wien, sind der Verfasserin offenbar nicht zugänglich gewesen. Gertrud Angermann gliedert das umfangreiche Material genau nach dem äußeren Bild der Alben, nach den Eintragungen und speziell nach den Themen der Eintragungen. Der Bildschmuck wird eigens berücksichtigt, die Herkunft des Spruchgutes untersucht, der nicht geringe Anteil an Liedstrophen eigens behandelt. Das volkstümliche Lied ist immer für solche Eintragungen herangezogen worden, manchmal haben die — lange gesungenen — Lieder erstaunlich weit und lang nachgewirkt. Das macht dieses an sich etwas dürre Gebiet der sehr zahmen und biedermeierlichen Sprucheintragungen etwas interessanter. Aber man kann immer noch verstehen, daß viele Stammbücher unausgenützt, unausgestellt in den Depots der Museen liegen. Die Stadtbibliotheken ziehen sie schon lieber zu ihren Wechselausstellungen heran, aber da wird dann eher das Bild- als das Spruchgut kommentiert.

Die saubere Arbeit ist durch entsprechende Register, Verzeichnisse der namentlich bekannten Spruchverfasser und ein umfassendes „Spruchregister“ erschlossen. Da werden also auch Volkslied- und Sprichwortforschung Gewinne daraus ziehen können.

Leopold Schmidt

Beiträge zur schweizerischen Volkskunde im 19. Jahrhundert. Festgabe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zu ihrem 75jährigen Bestehen. 384 Seiten, mehrere Abb. Basel 1971, Verlag G. Krebs AG. SFr. 48,—.

Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde hat sich löblicherweise zu ihrem 75. Geburtstag einen Band ihres „Archives“ als Festband selbst geschenkt. Den Textteil des Bandes, versteht sich; Besprechungsteile eignen sich ja weniger für einen solchen Zweck.

Dieser Textteil gliedert sich in zwei Abteilungen: Zunächst stehen 15 Abhandlungen, die von den verschiedensten Seiten versuchen, Probleme des 19. Jahrhunderts im schweizerischen Volksleben zu erfassen. „Wandlungen im ländlichen Hausbau“ etwa, oder „Die bündnerische Wallfahrt zwischen Aufklärung und Romantik“. Freiburger „Chansonettes, rondes et comptines“ vom Ende des 19. Jahrhunderts werden ebenso behandelt wie „Ein Basler Soldatenlied des 19. Jahrhunderts und der Ursprung einer vergessenen Schnitzelbank-Tradition“. Aber auch die Literatur des vergangenen Jahrhunderts wird ausgewertet, etwa in dem Beitrag „Über Heimatkunde und schweizerische Heimatkunde im 19. Jahrhundert“ und in dem Durchblick „Volkskunde im Schulbuch des 19. Jahrhunderts“. Man wird nicht alle Beiträge für gleichmäßig nützlich halten und manche stehen wohl schon hart am Rand des Faches überhaupt.

Aber da ist noch die 2. Abteilung, das letzte Drittel des Bandes, und das erfreut doch ganz beträchtlich. Da haben Mitglieder des Basler Seminars für Volkskunde, also Schüler von Trümphy, dem derzeitigen Präsidenten der Gesellschaft, versucht „Texte zur schweizerischen Volkskunde des 19. Jahrhunderts“ zusammenzustellen. Sie haben viele durchaus vergessene Skizzen, Erinnerungen, Schilderungen entdeckt, und auch die „Schweizerischen Antworten auf Wilhelm Mannhardts Fragebogen“ dazugestellt. Das ist überaus glücklich gefundenes und zusammengestelltes Material, aus dem man weit über den Anlaß hinaus Gewinn ziehen wird.

Der Band wird durch Orts-, Sach- und Namenregister verdienstvoll erschlossen.

Leopold Schmidt

Robert Rüegg, **Hausprüche und Volkskultur**. Die thematischen Inschriften der Prättigauer Häuser und Geräte, Kirchen und Glocken, Bilder und Denkmäler. Großoktav, 497 Seiten, mit 140 Abb. auf Tafeln. Basel 1970, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Kommissionsverlag Rudolf Habelt GmbH, Bonn. SFr. 72,—.

Die Hausprüche haben sich frühzeitig der Anteilnahme einer germanistisch eingestellten, sammlerischen Volkskunde erfreut. Es gibt auch für die Schweiz so manche Sammlungen dieser Art. Den Zusammenhang mit der Bauernhausforschung schuf in der Schweiz bereits der große Bauernhausforscher J. Hunziker im Jahr 1900. Und selbst das Prättigau, also die schweizerische Parallel-Talschaft zum Vorarlberger Montafon, hat mit dem Büchlein von Jakob R. T r u o g 1933 eine eigene kleine Sammlung der „Prättigauer Hausprüche“ erhalten.

Solchen Versuchen gegenüber stellt der vorliegende Band, der im Format und in der Ausstattung dem Graubündner Bauernhauswerk von Simonett entspricht, eine geradezu monumentale Leistung dar. Noch von Richard Weiß angeregt und wie dieser erstmals in Schiers zeitweilig behauptet, hat Rüegg in vielen Jahren und mit vieler Mühe alles, was einschlägig erschien, inventarisiert. Er schildert Mühen und Möglichkeiten, einschließlich der photographischen, etwas umständlich selber.

Der Band enthält, sozusagen als Inschriften-Corpus, nicht weniger als 858 Nummern (und noch einige Nachträge bis zur Drucklegung). Diese beachtliche Masse wird sehr ausführlich kommentiert: Zunächst nach dem Inhalt der Inschriften, dann nach der Herkunft, das heißt der jeweiligen Quelle in der Bibel, im Kirchenlied, oder wo sonst immer, dann nach dem „Ausdruck“, also nach der sprachlichen und schriftmäßigen Gestaltung, dann aber eigens noch nach der „Darstellung“ bis zur Feststellung einer „Prättigauer Antiqua“ und einer „Prättigauer Fraktur“. Ob die damit verbundenen Überlegungen alle wirklich gedruckt werden mußten, scheint dem Rezensenten, der zeitlebens sparsamer gewirtschaftet hat, etwas fraglich. Umständlich wird der „Brauch“ noch dargetan, also Begründung der Anbringung wie des Verschwindens der Sprüche. Schließlich wird versucht, das „Prättigau im Spiegel seiner Inschriften“ zu verstehen. Die Faktoren „Geschichte, Religiosität, Volkskultur“, im Verlauf der Darstellung immer wieder namhaft gemacht, werden noch einmal als Zeugen aufgerufen. Der Verfasser, mit seinem Thema offenbar wirklich innig verbunden, versucht die Ansiedlung „zwischen Volkskunde und Geistesgeschichte“ am Schluß noch einmal faßbar zu machen. Für unsere hiezulande gepflegte Art der Volkskunde keine Neuigkeit. Ob man aber gerade von hier aus eine Gesamtsumme auf den Nenner „Geschichte und Boden“ bringen kann, in bewußter Absonderung von einem anderen, erstmals weit stärker betonten Schlagwort, das mag doch fraglich sein. Aber all das verringert kaum den Wert der intensiven Sammlung und der ungemein fleißigen und intensiven Aufarbeitung, wobei der Hinweis auf Register und Spruch- und Liederanfangsverzeichnis nicht vergessen sein soll.

Leopold S c h m i d t

Thorkil Vanggaard, **Phallos. Symbol und Kult in Europa**. Aus der erweiterten englischen Fassung übersetzt von Herbert Drube. Vorwort von Alexander Mitscherlich. 207 Seiten, 24 Bilder auf Tafeln. München 1971, Paul List Verlag. DM 25,—.

Der dänische Psychiater hat nicht etwa eine religionsgeschichtliche Monographie geschrieben. Ihm geht es im Sinn einer weiterentwickelten Psychoanalyse um das Verständlichmachen von zwischenmenschlichen Beziehungen, nicht zuletzt von Herrschaftsverhältnissen, die zum Teil auf sexuellen Symbolen aufgebaut sind. Für den an sich möglichen, vielleicht sogar notwendigen Griff in diese Symbolwelt — wobei „Symbol“ durchaus auch die machtsetzende Sexualhandlung bedeuten kann — fehlen ihm leider viele Voraussetzungen. Das Buch spricht, ebenso wie das Vorwort von Mitscherlich, vor allem von der Homosexualität, obwohl von hier aus nur Teile, und zwar Symbolbeziehungen in einer mann-männlichen Welt, verständlich zu machen sind. Was für die Welt der frühgriechischen Dorer bekannt und zugänglich untersucht ist, kehrt hier also leitbildhaft wieder. Vanggaard stützt sich, wie er auch zugibt, vor allem auf die bahnbrechende Arbeit von Erich B e t h e (Rheinisches Museum für Philologie, Neue Folge 1907, S. 438 ff.). In anderen Fällen, die nicht-homosexuell, sondern spezieller Phallus-Verehrung angehören, beispielsweise bei den berühmten altnordischen Völsi-Strophen, fehlt ihm die Kenntnis der maßgebenden Abhandlung von Andreas H e u s l e r (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XIII, Berlin 1903, S. 24 ff.).

So liest man sich denn etwas mühsam durch die naturwissenschaftlich-willkürlich aufgebaute Arbeit, und wundert sich, wie wenig von geschichtlich-geisteswissenschaftlicher Betrachtung hier — wie in andere psychoanalytische Arbeiten — einzufließen vermochte. Kaum ein Kapitel aus griechischer, altnordischer oder mittelalterlicher Zeit, das nicht von Zwischenbetrachtungen über das Verhalten der Paviane unterbrochen wäre. Vergleiche zwischen den archaischen Dorern und den Kiwai-Papua in Neu-Guinea liegen denn auch sogleich betrüblich nahe. Daß man sich bei derartigen Phänomenen etwa bei der kulturhistorischen Ethnologie erkundigen könnte, und unter Umständen bestimmte Züge der Hirtenkultur für einige Hauptanliegen des Buches verantwortlich machen müßte, kommt dem Psychiater nicht in den Sinn.

Es fehlt also nicht an methodischen Fehlern — beispielsweise bei der Behandlung einer phallischen Stele an der Kirche von Tömmerby in Dänemark —, die man einem Semmaristen im eigenen Fach nicht durchgehen lassen würde. Aber andererseits muß man das ernsthafte Buch zur Kenntnis nehmen, weil Grundgedanken darin zweifellos förderlich sind. Auch Vanggaards Schlußfolgerung: „Wie dem auch sei, es ist eine Tatsache, daß unsere Zivilisation heute vor der Aufgabe steht, nach Wegen zu suchen, wie wir mit alten unauslöschlichen, tief eingewurzelten Verhaltensmustern fertig werden, die man nicht länger bejaht, weil sie ihren Sinn verloren haben“ ist beachtenswert. Auch dann, wenn man diese „Verhaltensmuster“ einfach „Überlieferte Ordnungen“ nennt, und, durch viele Beispiele belehrt, weiß, daß sie nicht „ihren Sinn verloren haben“, sondern auf eigenen Wegen weiterleben. Ob man sie „bejaht“, steht dabei auf einem ganz anderen Blatt. „Bejahen“ und „Verneinen“ wollen immer nur die „angewandten“ Wissenschaften. Die theoretischen haben sich abseits zu stellen, sonst können sie nicht beobachten. Aber das steht wohl fest: Daß auch die in diesem Buch behandelten, vermutlich überbetonten, überbewerteten, aber in gewissen Formen doch vorhandenen Erscheinungen wie alle anderen auch beobachtet werden sollen. Man wird daraus vermutlich manches lernen.

Leopold S c h m i d t

Heinrich Heckendorf, **Wandel des Anstands im französischen und im deutschen Sprachgebiet** (= Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX: Ethnologie-Volkskunde, Bd. 1). Vervielfältigt, 236 Seiten. Bern 1970, Verlag Herbert Lang & Cie AG. sFr. 28,—.

Wieder eine bei Hans Trümper in Basel geschriebene Dissertation. Eine solide Zusammenstellung der verschiedensten Anstandsregeln, im wesentlichen nach den Anstandsbüchern. Die ersten Kapitel behandeln wohl, was die mittelalterlichen Quellen ergeben, die Epen sowohl wie die „Tischzuchten“. Das ist alles seit Franz Fuhse (1891) und Franz Kondziella (1912) usw. schon mehrmals behandelt worden. Wesentlicher sind daher die späteren Kapitel, welche die neueren Anstandsbücher, und zwar bis zur Gegenwart, auszuwerten versuchen. Der Wandel in den Tischsitten, im frommen Gruß jeder Kirche gegenüber, im Kuß, nicht zuletzt in der Durchführung des Handkusses, das alles ist in zahllosen Einzelbeispielen durchgeführt. Etwa 1700 Stellennachweise zeugen vom Fleiß dieses Lesers der „Benimm“-Bücher.

Die Auswahl und Zusammenordnung erscheint gut. Von einer Auswertung, im Sinne einer Begründung des jeweiligen Wandels, habe ich wenig bemerkt. Gut die Gegenüberstellung der Zitate aus deutschen und französischen Anstandsbüchern. Die Unterschiede sind nicht groß. Wenn der Verfasser mehrmals, auch in den Schlußkapiteln, auf die Probleme des allfälligen „nationalen“ Unterschiedes eingeht, beziehungsweise den zum Teil nur geglaubten Unterschied zwischen „nationalen“ Verhaltensweisen leise lächelnd nachweist, so ist damit sicherlich zu wenig getan. Die Einzelformen des Benehmens sind einander nicht gleichwertig. Man kann vor allem die dabei auftretenden Gebärden aller Art nicht über den Leisten eines unverbindlichen „Benimm“ schlagen: Gebärden sind nun einmal bedeutsamer, sind auch recht gut erforscht, und die Heranziehung dieser Forschung vermisste ich hier sehr. Daß man übrigens viele Erscheinungen dieser Art aus dem Bereich der deutschen Kulturgeschichte offenbar in der Schweiz nicht ganz richtig einschätzen kann, geht aus der Arbeit wohl auch hervor.

Leopold Schmidt

Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch. Bd. III: G. In Verbindung mit der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben von der Akademie der Sozialistischen Republik Rumänien. L und 355 Seiten, 1 Faltkarte. Berlin, Walter de Gruyter & Co., Bukarest, Akademie-Verlag, 1971. DM 64,—.

Die Wichtigkeit einer lexikalischen Erfassung der siebenbürgisch-sächsischen Mundarten ist jetzt Jahrzehnten bekannt. Das Werk selbst hat, auf vielen Vorarbeiten schon des 19. Jahrhunderts fußend, 1908 mit einem I. Band zu erscheinen begonnen. Ein II. konnte aber erst 1928 folgen, und bis zum dritten hat es nun wieder 42 Jahre gedauert. Von einem V. sind einmal zwei Lieferungen erschienen — man kann wirklich nicht sagen, daß das Werk unter einem guten Stern gestanden sei. Die beiden ersten Bände sind übrigens jetzt wieder bei de Gruyter zu haben, man kann sich also das Gesamtwerk, soweit erschienen, komplettieren.

Die Arbeit am III. Band haben sich Bernhard Capesius, Annemarie Biesselt-Müller, Arnold Pancratz, Gisela Richter und Anneliese Thudt aufgelastet. Man möchte ihnen angesichts der Wichtigkeit des Werkes wünschen, daß sie auch zu einem IV. und V. Band

vordringen könnten. Was das Werk im gegenwärtigen Zustand wert ist, erweisen Stichproben: Es handelt sich um eine vorzügliche, gründliche Leistung, die auch von volkskundlicher Seite her anerkannt und genützt werden sollte. Das verharrende Mittelhochdeutsch beispielsweise, das in Tracht- und Schmuckbezeichnungen enthalten ist, käme unserer Trachtenforschung sehr zugute.

Die beigegebene Faltkarte stellt eine Grundkarte für das ganze Werk dar, mit der Eintragung von 240 Belegorten, die Namen sind den Umständen nach deutsch und rumänisch angeführt.

Leopold Schmidt

Hans Kuhn, Das alte Island. 292 Seiten mit einer Karte und einer Zeittafel. Düsseldorf 1971, Eugen Diederichs Verlag. DM 28,—.

Vor einem halben Jahrhundert erschien als Einführungs- und Ergänzungsband zur „Sammlung Thule“ das Werk von Felix Niedner, „Islands Kultur zur Wikingerzeit“. Für seine Zeit eine bedeutende Leistung, heute überholt und ergänzungsbedürftig. Daher hat der Eugen Diederichs Verlag, der schon immer die „Sammlung Thule“ betreut hat und sie auch jetzt wieder neu auflegt, den derzeit besten Kenner der isländischen Geschichte, Sprache und Literatur, Hans Kuhn, aufgefordert, einen Einführungsband nach dem Stand der Kenntnisse in unseren Tagen zu schreiben. Kuhn hat ein vorzügliches, gut lesbares Buch geschaffen, das die nicht leicht verständliche Sondersituation Islands und seiner mittelalterlichen Kultur und Literatur gut faßlich darstellt. Die in ihrer Art einzigartige Form der Besiedlung, der Schaffung eines freien Staates, eines Bauernstaates, der sich freiwillig, vielleicht unter dem Eindruck des nahenden Jahres 1000, zur Annahme des Christentums entschlossen hat, all das ist hier klar dargestellt. Daß Siedlung, Haus und Hof ebenso wie das „Tägliche Leben“ nach den Quellen geschildert werden, daß Familien- und Freundeskreise zur Sprache kommen, ebenso wie die gesellschaftlichen und schließlich die staatlichen Verhältnisse, ist selbstverständlich. Recht und Religion — Heidentum und Christentum — werden ebenso behandelt wie Bildung und Kunst, einschließlich der Sonderprobleme von Edda und Skaldendichtung und Saga. Es entsteht ein verständliches Gesamtbild, wie es wohl gute Vorlesungen zeichnen mögen, aus denen das Buch ja vielleicht auch hervorgegangen sein dürfte.

Eigentlich hätte man sich aber doch ein Literaturverzeichnis gewünscht, und ein Register wäre wohl auch noch denkbar gewesen. Kleine Ergänzungen für den Benutzer also, an den man von Verlags wegen eigentlich auch denken sollte.

Leopold Schmidt

Angelos Baš, Noša na Slovenskem v poznem srednjem veku in 16. stoletju. (Die Tracht in Slowenien im Spätmittelalter und im 16. Jh.) Ljubljana, Verlag Mladinska knjiga, 1970, geb., 149 Seiten mit 60 Abb. auf Kunstdruckpapier.

Seit Jahren befaßt sich Angelos Baš, derzeit Custos an der Volkskundeabteilung des Narodni muzej-Nationalmuseums zu Ljubljana/Laibach, vorwiegend mit den Realien der Volkskultur Sloweniens und des Südostalpenraumes zumal in ihren historisch faßbaren Zeugnissen. Die Fülle der in den letztvergangenen Jahrzehnten (und eben jetzt wieder etwa in Bolhov Gradec-Billichgrätz in Krain) aufgedeckten, von France Stelé oder Jüngeren wie M. Zadnikar, E. Cevc, F. Mesenel,

N. Šumi, S. Vrišer u. a. publizierten und in ihren kunsthistorischen Aspekten erforschten Fresken zumal des Spätmittelalters, bieten im Realismus jener Zeit mitunter großartige Quellen zur Realienforschung im allgemeinen, der „Tracht“ im besonderen. Totentanzzyklen, Dreikönigszüge, Gregoriusmesse, Feiertags-Christus und so manche andere Themen der spätmittelalterlichen Mystik und ihrer Widerspiegelung in der zeitgenössischen Tafel- oder Freskomalerei regen die Forschung ungemein an. Man denke an die Fruchtbarkeit solcher Ausstellungen wie „Alltag und Fest im Mittelalter“. „Gotische Kunstwerke als Bilddokumente“ im Unteren Belvedere zu Wien mit ihrem Katalog (Wien 1970) und darinnen der grundlegenden und richtungbestimmenden, methodenkritischen Überlegung von Leopold Schmidt „Der Wirklichkeitsgehalt der gotischen Tafelbilder in volkskundlicher Sicht“ (Katalog S. 15—35). Was nun die Tracht auf slowenischem Volksboden und das Spätmittelalter betrifft, hatte Viktor v. Geramb versucht, für den südlichen Landesteil der historischen Steiermark Materialien bereitzustellen, eine Art Entwicklungslinie der historischen Tracht zu zeigen (K. Mautner-V. v. Geramb, Steirisches Trachtenbuch, I, Graz 1932—1935, in Lieferungen). Doch Geramb konnte sich nur auf wenig Vorarbeiten, kaum auf irgendwelche von slawischer Seite, stützen. Ljubomir Niederle, Kazimir Moszyński und andere waren ihm nicht so vertraut, daß er in Fragen der Altertumskunde der Slawen in Mittelalter und Renaissance hätte kritisch Stellung nehmen können. So mußte die (sehr knapp gehaltene) Kritik von A. Baš auch hier einsetzen. Er hatte es (zum Teil zwischen den Zeilen lesbar) schon in den Vorstudien zu diesem jetzt als Humboldt-Stipendiat vorgelegten, leider ohne deutsche oder sonst weltsprachliche Zusammenfassung breitenwirksamer gemachten Buche getan in diesen Aufsätzen: Noša v poznem srednjem veku in 16. stoletju na Slovenskem“ (also fast titelgleich, nur im Umfang wesentlich schmaler als 1970), Ljubljana 1959. Dann noch: „Staleški okviri u nošnji 16. stoleća kod Slovenaca“ (Die Standesunterschiede in der Tracht des 16. Jahrhunderts im slowenischen Volksgebiet) in der Zs. „Etnološki pregled“ (Volkskundl. Rundschau), Bd. 2, Beograd 1960, S. 41—59, und deutsche Zusammenfassung S. 59—62). In der gesamten vorwiegend dem deutschsprachigen Mitteleuropa wie dem romanischen Westen und Süden zugewandten Spätmittelalter- und Renaissancekunst auf slowenischem Volksboden ist es bei sehr vielen Themen wirklicher „Realismus“, der quellenwertig erachtet werden muß. Man denke an Waffen, Arbeitsgeräte, Hausinventare, genreartige Szenen im Umkreis der Fresken vom „Feiertags-Christus“ etwa zu Crngrob nahe dem altfreisingischen Škofja Loka-Bischofslack in Oberkrain u. a. Das gibt einfach für den landläufigen Begriff der „Volks“-Tracht mehr her als die in der Funktion von Fresken und Ikonen wesentlich anders bestimmten Kunstwerke aus dem Erbe von Byzanz im Südosten und ihrer hierarchischen Gestalten in (fast ausnahmslos verwendeter) Zeremonialkleidung der zweckbetonten Kunst als art engagée. Das mußte ja seinerzeit für den großangelegten Versuch von Jovan Kovačević (Srednjovekovna nošnja balkanskih Slovena. Studija iz srednjovekovne kulture Balkana — Die mittelalterliche Tracht der Balkanslawen. — Studie aus der Geschichte der mal. Kultur des Balkans. Srpska Akademija Nauka — Serb. Akademie der Wiss., Sonderausgaben, Bd. CCXV, Historisches Institut, Bd. 4, Beograd 1953) angemerkt werden. Baš kann sich auf besser edierte Bilder und Untersuchungen über vielerlei Gattungen von Kunstdenkmälern zwischen Nordadria, Ostalpenrand, Pannonien und Kroatien stützen. In

Fülle sind es Tympana und Epitaphien, zum Teil vergleichbar mit der zeitgenössischen Graphik, sind es dargestellte Bildnisse des schon mittelalterlich sehr differenzierten „Volkes“ in Stifterbildern (Celje-Cilli, um 1370; Tinsko, Tupaliče bei Preddvor, Anf. 15. Jh.; Schutzmantel-Madonna von Ptujška Gora bei Ptuj-Pettau, um 1410—1415; die Fresken von Sv. Janez-St. Johann in Bohinj-Wochein, 15. Jh. usw. bis hin zu den Totentanzfresken-Zyklen von Beram bei Pazin-Mitterburg, um 1470, und Hrastovje bei Triest, um 1490, im slowenischen Nordteil von Istrien. Mit der vom 16. Jahrhundert an beginnenden stärkeren Individualisierung von Adeligen- und Bürgerporträts, etwa jenen von Sevnica-Lichtenwald an der Save, reiht sich die Bilderfülle den auch in den übrigen Kunstlandschaft Alt-Österreichs vorhandenen Zeugnissen zur Erkenntnis der historischen Realienkultur an. Druck und Ausstattung des Buches sind vorzüglich.

Leopold Kretzenbacher

Enrica Delitala, Gli studi sulla narrativa tradizionale sarda —
Profilo storico e bibliografia analitica. Cagliari 1970. Università degli Studi, Istituto per gli Studi Sardi. 159 Seiten.

Inseln haben den nicht zu übersehenden Vorteil einen geschlossenen Raum zu besitzen, der nicht auf die meist problematische politische, sprachliche oder geographische Grenzziehung angewiesen ist. So ist auch Sardinien eine relativ geschlossene größere Einheit als vergleichsweise „il Mantovano“ oder „gli Abruzzi“; der Versuch, alles einschlägige Quellenmaterial zu sammeln, hat so mehr Aussicht auf eine gewisse Vollständigkeit und auf eine innere Geschlossenheit, die bei manchen Festlandprovinzen mehr Zufallsprodukt bleiben muß.

Die Autorin des vorliegenden Bandes, selbst Sardin, hat sich mit großer Akribie der mühevollen Aufgabe unterzogen, aus einem Berg einschlägigen Schrifttums jene Quellen herauszusuchen, die nicht nur dem Titel nach, sondern vom Inhalt her zur sardischen Volkserzählung — sei es als Textwiedergabe, sei es als Sekundärliteratur — gehören. Aus meiner langjährigen Arbeit am gleichen Thema und aus praktischer Feldforschung kann ich Delitala nur bestätigen, daß das Vorgelegte weitgehend komplett ist. Sie hat gut daran getan, jene Verfasser auszuscheiden, die sich als Autoren pseudovolkstümlicher Geschichten versucht haben. Nur was Manuskripte anlangt, scheint mir ihre Sammlung nicht vollständig zu sein. Auch wäre zu überprüfen, wie weit nicht noch Material in einer kaum sehr bekannt gewordenen „Publikationsform“ enthalten ist, ich meine die verschiedenen „Pfarrbriefe“ — wenn wir jene maschinenschriftlich-vervielfältigten, meist nur zweiseitigen Mitteilungen so nennen wollen —, die von einzelnen sardischen Pfarrern an ihre im Ausland arbeitenden Gemeindeglieder gegen Ende der fünfziger Jahre versandt wurden. Ich kenne einzelne Nummern solcher Briefe, die nicht nur über die Feste und über Neuigkeiten der Heimatpfarre berichten, sondern die manchmal auch ihren Raum mit (teilweise sogar im Dialekt geschriebenen) Schwänken und Volksanekdoten füllten. Es steht zu befürchten, daß dieses Material, das meist sehr kurzlebig war, weil den Schreibern entweder das Geld für die Herstellung und die Postspesen fehlte oder die Geduld und Ausdauer abging, nirgends gesammelt wurde und heute als verloren gelten darf.

Das vorliegende Werk beginnt mit einem klug ausgewählten Überblick darüber, was man aus älteren Quellen über Volkserzählungen früherer Jahrhunderte weiß, und schließt mit einem ausführlichen Be-

richt über die verschiedenen Märchensammler, die in Sardinien tätig waren. Der zweite Teil führt in die Kriterien der analytischen Bibliographie ein, und der dritte Teil endlich enthält die gewissenhaft zusammengetragenen und kommentierten Quellen: mit insgesamt 304 Titeln eine stattliche Zahl von Textausgaben und Sekundärstudien zur sardischen Volkserzählung.

Die Indices bringen zunächst die Typen nach Aarne-Thompson, Lo Nigro und D'Aronco, dann ein Sach-, Orts- und Schlagwortregister, die exakt ausgeführt sind und aus dem Buch eine wertvolle und praktische Arbeitshilfe machen.

Man möchte wünschen, daß diesem Band bald auch für andere Räume ähnliche bibliographische Sammlungen folgen mögen.

Felix Karlinger, Salzburg

Hans-Georg Beck, Geschichte der byzantinischen Volksliteratur (= Byzantisches Handbuch. Im Rahmen des Handbuchs der Altertumswissenschaft. II. Teil, 3. Bd.). München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1971, geb., 233 Seiten.

Nur scheinbar stehen historisches Leben und Traditionserbe von Byzanz weitab vom Interessen- und Themenkreis einer Vergleichenden Volkskunde in Mittel- und Westeuropa. Jene nunmehr durch mehr denn anderthalb Jahrtausende tradierte, vielgestaltige und kräftig im Bereich etwa der Orthodoxie des Ostens wie zumal des Südostens nachlebende Kultur der Rhomaioi ist mit tausend Fäden, die weder durch romkirchlich-kuriale Entscheidungen noch durch schicksalhaft-politische Geschehnisse gänzlich durchschnitten wurden, zumal dem mittelalterlichen Abendlande verbunden. Manche dieser „unserer“ Probleme, zumal solche hagiographischer, sakralkultureller, liturgischer, aber auch sozialgeschichtlicher Art lassen sich viel besser im Vergleich mit Byzanz und in der dialektischen Antithese gegen diese seine Lebensformen erhellen. Das hatte für den Bereich der hohen Theologie, die der des Abendlandes besonders in der Frühzeit vielfach an Geistesschärfe hoch überlegen war, Hans-Georg Beck, derzeit Ordinarius für Byzantinistik und Neugriechische Philologie an der Universität München in seinem Fundamentalwerke „Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich“ (München 1958), aber auch in vielen, für eine sozialgeschichtlich orientierte Volkskunde sehr wertvollen Einzelstudien aufgezeigt. Man vergleiche aus jüngerer Zeit etwa in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften „Byzantisches Gefolgschaftswesen“, 1965/5; „Senat und Volk von Konstantinopel“ (1966/6); „Res Publica Romana. Vom Staatsdenken der Byzantiner“ (1970/2). Mit ihm auch Herbert Hunger, Wien, in seinem Werke „Reich der neuen Mitte. Der christliche Geist der byzantinischen Kultur“ (Graz-Wien-Köln 1965). Beide führenden Byzantinisten im deutschen Sprachraum haben sich die Aufgabe geteilt, die profane wie die sogenannte „Volksliteratur“ von Byzanz handbuchartig für die wissenschaftliche Forschung bereitzustellen. Das hat hier H.-G. Beck für seinen Teil in der Nachfolge eines seiner berühmtesten Münchener Vorgänger, Karl Krumbacher („Geschichte der byzantinischen Litteratur von Justinian bis zum Ende des Oströmischen Reiches“, München 1897, Abschnitt „Vulgärgriechische Litteratur“, S. 787—910) mustergültig geleistet. Eine Begriffsbestimmung für „Volksliteratur“ kann freilich nicht gegeben werden. Die Schwierigkeit der heute noch, und dies schon seit dem 12. Jahrhundert, neben-

einander gesprochenen und geschriebenen Versionen des Neugriechischen (als Umgangssprachen, nicht bloß als Dialekte!), der Kathareuoussa und der Demotike, desgleichen die Frage der sogenannten „Volkstümlichkeit“ als Zuordnungsprinzip und andere Abgrenzungsversuche zwingen den Verfasser, als Gegenstand seiner „Volksliteratur“ das aus der Fülle zwischen dem 12. und dem 15. Jahrhundert (Fall von Konstantinopel) auszuwählen, „was in der byzantinischen Literatur nicht unter dem Diktat eines klassizistischen Verpflichtungsgefühl steht, das der gelehrte und bildungsbeflissene Byzantiner gegenüber der Antike empfindet“ (VIII). Das aber ist eine erstaunliche Menge, auch gemessen am Reichtum unserer abendländischen „Volksdichtung“! Es betrifft aus der früh-mittelbyzantinischen Zeit (vor dem 12. Jh.) Volksliedspuren und politische Satire mit vielen Proben der so schwer zugänglichen, aber nach Handschriften und frühen Drucken (Venedig als Vorort!) bzw. den wissenschaftlichen Editionen und Untersuchungen genau bibliographierten Materialien. Oft sind es kleine, in sich geschlossene Stoff-, Motiv-, Überlieferungsgeschichten zu allbekannten, aber in der Weite ihrer verschlungenen Traditionswege doch unterschätzten Themen, etwa der orientalischen Unterhaltungsliteratur in Byzanz wie Barlaam und Joasaph (35 ff.), Fürstenspiegel im Pançatantra-Typus als „Stephanites und Ichnelates“, „Syntipas, der Philosoph“ in der Stellung zwischen arabischen, hebräischen und lateinischen Versionen u. ä. Die Frage der Reste von epischen Liedern mit der Thematik der Auseinandersetzungen zwischen dem Byzantinischen Reich und dem Islam, von denen so viel im 19. und im 20. Jahrhundert aus dem Erbe in der mündlichen Tradition aufgenommen werden hatte können, nimmt, wie überhaupt das letztlich immer noch überall brennende Problem des Verhältnisses von „Lied“ (tragoudi) und „Epos“ (man vgl. den Digenes-Akritas-Stoff!) breiten Raum (S. 48—97) ein. Reichen Ertrag für die vergleichende Volksdichtungsforschung geben die (meist nur den Fachbyzantinisten geläufigen, dennoch aber morgen- und abendlandweit motiv- und traditionsverbundenen) Denkmäler des 12. und des 13. Jahrhunderts. Es sind die spaßhaften, die satirischen und die selbstironisierenden Bettelgedichte (Ptochodromika) der sehr oft zeit- und sozialkritischen großstädtischen Gesellschaft mit Couplets oder liedartigen „Dichtungen“, dazu der „Spaneas“ (der „Bartlose“) mit den Weiberfeindschaft-Versen, oder der Sprichwörtertext des „Glykas“. In der (vielumstrittenen!) Frage des „byzantinischen Passionsspiels“, das in einer Handschrift sehr isoliert steht (1 Lazarus-Spiel, 2 kleine Passionsspiele), für die es keine Vorbilder in Byzanz gibt, entscheidet sich Beck (112 f.) für die Annahme eines westlichen Vorbildes, das etwa auf Zypern in der lateinischen Herrschaft ins Byzantinisch-Griechische umgewandelt sein soll. (Vgl. auch S. 13 bezüglich der Entwicklung von Mysterienspielen aus der Liturgie die tatsächliche Andersartigkeit gegenüber dem lateinischen Westen, die zu Byzanz nur Ansätze hervorbrachte, „wohl deshalb, weil die byzantinische Liturgie an sich wesentlich dramatischer gebaut war als die lateinische. Es bleibt die ungeheure Tanzfreude des griechischen Volkes, die vermutlich dem Drang nach spielerischer Bewegung genüge tat; es bleibt ein mediterraner Lebensstil, innerhalb dessen jeder jederzeit bewegter ‚Akteur‘ war, ohne sich mit der Rolle eines passiven Zuschauers abfinden zu müssen“. Das überzeugt (bei der Gleichartigkeit des „mediterranen Lebensstils“ mit Tanzlust und Darbietungsfreude in Hellas wie in Griechenland und in Italien etwa, nicht ganz. Eher würde ich an (bisher offenkundig nicht gefundene) kirchlich-obrigkeitliche Be-

schränkungen spiritualistischer Art etwa im Stile eines Gerhoch von Reichersberg gegen den „ludus“, der als platter, allzu naturalistischer „mimus“ in den Sakralräumen der Kirche empfunden wurde, denken. Hierher sind ja (wiederum bei H.-G. Beck, S. 190 ff.) die Marienklagen (moirologi tes Panagias) und der Threenos über Kreuzigung und Tod Christi als versgebundene Dichtungen zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert zu stellen. — Reizvoll und für unser Abendland vergleichsweise so bedeutsam sind die Überlegungen „Auf den Spuren des spätantiken Romans“ (117 ff.). Zu den byzantinischen Texten werden dankenswerterweise breite Inhaltsangaben geboten: „Kallimachos und Chrysorrhoe“, „Belthanthros und Chrysantza“, „Libystrós und Rhodanne“, durchwegs Versromane des 12. bis 14. Jahrhunderts mit der hier träumerisch verklärten Umwelt der Spätantike. Die Frage nach eventuellen Einwirkungen des Westens (Fränkische Kreuzritter-Herrschaften!) nimmt breiten Raum ein, besonders bei der „Achilleis“ (129 ff.), in den byzantinischen „Alexander“-Gedichten und ihrer Alexander-Prosa. Sicherlich dem Westen zuzuordnen als Themen sind der „Apollonios“-Roman, „Der alte Ritter“ (Lanzelot!), der „Trojanische Krieg“, die „Theseus“-Sage, deren 10.000 Boccaccio-Verse von 1339/40 im ausgehenden 15. Jahrhundert ins Griechische übertragen wurden, von anderen, weniger bekannten abgesehen. Daß „Allegorie und Moral im Gewande des Romans“ zu Byzanz mit seiner Sinnbild- und Belehrungsfreude einhertreten, nimmt bei der Eigenart dieser zwischen Roman, Fabel, Parainese und Epos wechselnden Gattungen nicht wunder. Gerade die Fabeldichtung und der so bedeutungsvolle spätbyzantinische Physiologus spielen im dreh scheibenwirksamen Traditionsbereich zwischen Ägypten, dem Vorderen Orient, Kleinasien einerseits, dem Lateinischen Westen andererseits eine große Rolle (173 ff.). Ähnliches gilt für die Vielzahl der Satiren, der Traum- und Hadesfahrten wie auch der religiös intendierten Katabasen, die heute noch (Aufnahmen und Erwerbungen des Rezensenten 1971 auf dem Athos, in Saloniki, in Athen) als „Volksbüchlein“ und flugblattartige Kleindrucke eine besondere Rolle spielen, ohne die die vielzitierte „mündliche Überlieferung“ kaum die Themen- und Motivenkonstanz aufzuweisen hätte, von der man oft spricht. Das vorliegende neue Werk von H.-G. Beck dient über die Byzantistik hinaus so vielen anderen Sparten der Geistes- und Sozialwissenschaften, die sich mit dem Problem „Volk“, „Volkstümlich“ in den schriftlichen und mündlichen Aussagen über eine geistige Haltung befassen. Es ist eine Fundgrube für den vergleichend arbeitenden Volkskundler, sorgfältigst erschlossen durch Register für Autoren, Titel und Sachen der Originalwerke wie auch (gesondert) der (oft für uns gleich schwierig zugänglichen) Sekundärliteratur einschließlich der (von V. Tifixoglu zusammengestellten) Übersicht über die nach Signatur, Datierung und Umfang angeführten griechischen, lateinischen und slawischen Handschriften „byzantinischer Volksliteratur“.

Leopold Kretzenbacher, München

Anzeigen / Einlauf 1969—1971

Volk und Recht

Susanne A n d e r e g g, Der Freiheitsbaum. Ein Rechtssymbol im Zeitalter des Rationalismus (= Rechtshistorische Arbeiten, Bd. IV). 139 Seiten. Zürich 1968. 20.480

Karl Heinz B u r m e i s t e r, Die Vorarlberger Landsbräuche und ihr Standort in der Weistumsforschung (= Rechtshistorische Arbeiten, Bd. V). 129 Seiten. Zürich 1970. N

Louis C a r l e n, Rechtsaltertümer aus dem Wallis (= Schriften des Stockalper Archivs in Brig, H. 9). 39 Seiten, Abb. im Text. Brig 1967. 20.489

derselbe, Der Hirteneid (aus: ÖZV Bd. XXIII/72, 1969, S. 26—34). 20.842 SA

derselbe, Der Gerichtsstab in Bern (Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Bd. 31. 1969, S. 107—117, mit 1 Bildtafel). 21.098

derselbe, Das Recht der Hirten. Zur Rechtsgeschichte der Hirten in Deutschland, Österreich und der Schweiz (= Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, Bd. 64) (= Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Bd. VII). 235 Seiten. Innsbruck 1970. N

Hans Ekhardt C r o m b e r g, Die Knabenschaftsstatuten der Schweiz. Spiegelbild von Sitte, Brauchtum und Recht. 289 Seiten. Winterthur, Hans Schellenberg, 1970. N

Albrecht F o t h, Gelehrtes römisch-kanonisches Recht in deutschen Rechtssprichwörtern (= Juristische Studien, Bd. 24). 218 Seiten. Tübingen 1971, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). N

Finn Grandt-Nielsen, Lav og Lavsting i Odense (Zünfte und Zunftaltertümer in Odense). Tegninger Per Ravn. 80 Seiten, Abb. im Text, 8 Farbtafeln. Odense 1969, Odense tekniske Skolen. 21.066

Hans H o c h e n e g g, Rechtsaltertümer aus Hall in Tirol und Umgebung (aus: Festschrift für Hans Lentze, Bd. I, Innsbruck 1969, S. 315 bis 324, 2 Abb.). 21.358 SA

Gernot K o c h e r, Richter und Stabübergabe im Verfahren der Weistümer (= Grazer Rechts- und Staatswissenschaftliche Studien, Bd. 25). 86 Seiten. Graz 1971, Leykam. N

Maria Majtanova und Milan Majtan, Materialy o čarodějnických procesoch v Krupine z konca 17. storočia (Materialien über Hexenprozesse in der Stadt Krupina Ende des 17. Jahrhunderts) (aus: Slovensky Narodpis, Bd. XVIII, 1970, S. 137—145, mit deutscher Zusammenfassung).
21.370 SA

Leopold Schmidt, Die Sitzsteine auf dem Judenbichl bei Villach (aus: ÖZV, Bd. XXIV/73, 1970, S. 111—121).
21.322 SA

derselbe, Bank und Stuhl und Thron. Sitzen als Haltung, Sitzbehelfe, Sitzgeräte (aus: Antaios, Bd. XII, Stuttgart 1970, S. 85—103).
21.364 SA

Kai Detlev Sievers, Der Quellenwert von Gesetzsammlungen des 18. Jahrhunderts für die Erforschung der Volkskultur. Am Beispiel Schleswig-Holsteins (aus: Schleswig-Holsteinische Anzeigen. Justizministerialblatt für Schleswig-Holstein. 1. Juni 1970, S. 104—108).
21.398 SA

Hermann Steininger, Schandfiedeln im Viertel unter dem Wienerwald (aus: Unser Neustadt. Blätter des Wiener-Neustädter Denkmalschutzvereines, 14. Jh., September 1970, F. 3, S. 1—3).
21.482 SA

derselbe, Elle, Klafter, Metzen. Maße und Gewichte als Objekte der Rechtsarchäologie in Niederösterreich (in: Universum. Monatszeitschrift für Natur, Technik und Wirtschaft, Heft 12, Jg. 25, Wien 1970, S. 503 bis 506, mit Abb.).
21.549/b SA

Sepp Walter, Suppan und Dorfrichter. Kontinuitätsprobleme bei Dorfrechtsbräuchen (aus: Alpes Orientales, Bd. V, Laibach 1969, S. 267 bis 280, mit 1 Karte).
21.365 SA

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1971